

Publikacja / Publication	Schlesien als Kulturregion Europas. Ein Studien- und Lesebuch zu geschichtlichen, literatur-, sprach- und kulturwissenschaftlichen Querschnittsthemen, Bogacki Jarosław, Jelitto-Piechulik Gabriela, Jokiel Małgorzata, Klimas Agnieszka, Księżyk Felicja, Majnusz-Stadnik Mariola, Maślanka Sebastian, Pelka Daniela, Rudolph Andrea, Sitek Marek
Adres publikacji w Repozytorium URL / Publication address in Repository	<a href="https://repo.uni.opole.pl/info/book/UOe05359f67a784eb2b2322b6225274305/">https://repo.uni.opole.pl/info/book/UOe05359f67a784eb2b2322b6225274305/</a>
Data opublikowania w Repozytorium / Deposited in Repository on	23 lip 2020
Cytuj tę wersję / Cite this version	Bogacki Jarosław, Jelitto-Piechulik Gabriela, Jokiel Małgorzata, Klimas Agnieszka, Księżyk Felicja, Majnusz-Stadnik Mariola, Maślanka Sebastian, Pelka Daniela, Rudolph Andrea, Sitek Marek, Worbs Marcin: Schlesien als Kulturregion Europas. Ein Studien- und Lesebuch zu geschichtlichen, literatur-, sprach- und kulturwissenschaftlichen Querschnittsthemen, 2020, Uniwersytet Opolski, ISBN 978-83-7395-876-0, 176 p.

# **SCHLESIEN ALS KULTURREGION EUROPAS**

**Ein Studien- und Lesebuch  
zu geschichtlichen, literatur-, sprach-  
und kulturwissenschaftlichen Querschnittsthemen**

Autor\_innen

Jarosław Bogacki

Gabriela Jelitto-Piechulik

Małgorzata Jokiel

Agnieszka Klimas

Felicja Księżyk

Mariola Majnusz-Stadnik

Sebastian Maślanka

Daniela Pelka

Andrea Rudolph

Marek Sitek

Marcin Worbs

# SCHLESIEN ALS KULTURREGION EUROPAS

Ein Studien- und Lesebuch  
zu geschichtlichen, literatur-, sprach-  
und kulturwissenschaftlichen Querschnittsthemen



UNIwersYTET OPOLSKI

OPOLE 2020

RECENZENCI

*Anna Dargiewicz, Agnieszka Haas*

REDAKTOR TECHNICZNY

*Jolanta Brodziak*

SKŁAD I ŁAMANIE

*Jolanta Brodziak*

KOREKTA

*Katarzyna Hnatik*

PROJEKT OKŁADKI

*Felicja Książek*

© Copyright by Uniwersytet Opolski  
Opole 2020

ISBN 978-83-7395-876-0

Wydawnictwo Uniwersytetu Opolskiego, 45-365 Opole, ul. Dmowskiego 7-9.

Wydanie I. Nakład 150 egz.

Składanie zamówień: tel.: 77 401 67 46; e-mail: [wydawnictwo@uni.opole.pl](mailto:wydawnictwo@uni.opole.pl)

Druk i oprawa: Totem.com.pl

## Vorwort

Die vorliegende Monographie verfolgt mehrere Ziele: Sie ist eine Textanthologie von und zu bekannten oder vergessenen Schlesiern, die sich auf unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern verdient gemacht haben. Den Autor\_innen liegt es daran, allen interessierten Lesern, insbesondere den Studierenden, anhand von authentischen Textauszügen Einblicke in die Geschichtlichkeit der schlesischen Kulturlandschaft zu gewähren und sie zu weiterer Lektüre, Reflexion und Recherche anzuleiten. Ein wichtiges Anliegen ist ihnen auch, auf die kulturelle Vielfalt Schlesiens und auf die bedeutenden kulturellen sowie wissenschaftlichen Impulse, die aus dieser Region hervorgingen, aufmerksam zu machen. Das thematische Spektrum erfasst Leben und Werk namhafter, im kollektiven Gedächtnis jedoch oft nicht verankerter schlesischer Persönlichkeiten, die mit ihren Leistungen bleibende Verdienste erworben haben und einen wichtigen Einfluss auf die Entwicklung Schlesiens auf sprachlicher, kultureller, wissenschaftlicher, religiöser etc. Ebene ausgeübt haben. Die von den Autor\_innen getroffene thematische Auswahl war durch zwei komplementäre Kriterien bedingt: zum einen sollte die Aufmerksamkeit in erster Linie auf weniger bekannte Persönlichkeiten oder Werke gerichtet werden, zum anderen auch auf Personen, deren Errungenschaften zwar bekannter sind, die jedoch in der Öffentlichkeit nicht immer in Verbindung mit der schlesischen Kulturlandschaft gebracht werden. Die hier präsentierten, oftmals dem historischen Schlesien zugehörigen Texte sind mit Kommentaren versehen und didaktisch aufbereitet.

Exemplarisch für das schriftstellerische Wirkungsfeld stehen vier Kapitel der vorliegenden Publikation.

Agnieszka Klimas widmet sich Arnold Zweig, einem eher vernachlässigten Schriftsteller, der mehr für pazifistische Texte anerkannt, sich allerdings auch mit der Ostjudenfrage beschäftigte. Die Autorin fokussiert speziell auf die

publizistischen Arbeiten des Schriftstellers zu politischen und sozial-geschichtlichen Themen.

Einen Bogen zwischen zwei Schriftstellern spannt Gabriela Jelitto-Piechulik. Ausgehend von der Besprechung der Novelle Joseph von Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts*, die aus Anlass des hundertsten Jahrestages ihrer Veröffentlichung von der weltweit anerkannten Literatin, Historikerin und Denkerin Ricarda Huch verfasst wurde, didaktisiert die Autorin einen Text zum Wesen der deutschen (Spät)Romantik, der zugleich das Lebenswerk des aus Oberschlesien stammenden Dichters würdigt.

In das Leben und Werk einer nicht kanonisierten, aus Schlesien stammenden Autorin führt Andrea Rudolph ein. Die Autorin beweist, dass Ilse Langners Werk für die Nachkriegsliteratur von Belang ist und man daran keineswegs achtlos vorbei gehen kann.

Eingang in die Literaturgeschichte, vorrangig in die Kinderliteratur, fand der Schriftsteller, Illustrator, namhafter Kinderbuchautor und Künstler Horst Eckert, den Mariola Majnusz-Stadnik in ihrem Kapitel würdigt.

Den Übergang zu einem weiteren thematischen Spektrum, bei dem Religions- oder kulturwissenschaftliche Perspektiven aufgezeigt werden, liefert das Kapitel von Marcin Worbs. Der Autor setzt sich mit einem schlesischen Kirchenlied auseinander, das auf ein Gedicht des Barockdichters Johannes Scheffler (Angelus Silesius) zurückgeht. Das Werk wird als ein Beispiel des deutsch-polnischen Kulturgutes betrachtet und dient gleichzeitig als Anregung zur Beschäftigung mit anderen derartigen Phänomenen.

In einem weiteren Kapitel beschäftigt sich Sebastian Maślanka mit der Person Bernhard Lichtenbergs, einem geistlichen Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime, der sich besonders für unterdrückte Minderheiten eingesetzt hatte und als Vermittler zwischen neuen und alten Bewohnern Niederschlesiens fungieren könnte.

Ein außergewöhnliches soziales Engagement zeichnete auch Bischof Josef Martin Nathan aus, dessen Leben und Werk Daniela Pelka eingehend bespricht. Unter anderem setzte sich Josef Martin Nathan sein Leben lang für Geistesranke ein.

Exemplarisch für das heterogene wissenschaftliche Wirkungsfeld stehen vier Kapitel der vorliegenden Publikation.

Małgorzata Jokiel konzentriert sich in ihrem Kapitel auf Elisabeth Grabowski, die regionale Schriftstellerin, Volkskundlerin, Forscherin zur oberschlesischen Regionalkultur, die als Wegbereiterin der oberschlesischen Volkskunde gilt.

Dem anerkannten Mediziner Heinrich Bruno Schindler, der sich auch auf dem Gebiet der Anthropologie, Kulturwissenschaft sowie Psychologie einen Namen machte, widmet Jarosław Bogacki sein Kapitel.

Carl Wernicke, ein Neurologe, Psychiater und Pathologe, dessen Nachruhm auf seinen wichtigsten Errungenschaften bei der Lokalisierung des Sprachenzentrums und der Charakteristik der sensorischen Aphasie gründet, bildet das Thema des Kapitels von Marek Sitek.

Den Bogen schließt die durch Felicja Księżyk präsentierte Person Karl Friedrich Wilhelm Wanders, der als Volksschullehrer und Unterrichtsreformer bedeutend zur Entwicklung des Schulwesens beitrug und in der Linguistik insbesondere dank seinem monumentalen Sprichwörter-Lexikon bekannt ist.

Allen Leserinnen und Lesern, die sich aus verschiedenen Blickrichtungen mit den mannigfaltigen Aspekten der Geschichtlichkeit der schlesischen Kulturlandschaft auseinandersetzen möchten, wünschen wir eine anregende Lektüre.

*Die Autor\_innen*





JAROSŁAW BOGACKI (Opole)  
ORCID 0000-0003-4425-9279

## Dr. Heinrich Bruno Schindler – ein erfolgreicher Arzt und Aberglaubensforscher

**Abstract:** Dr. Heinrich Bruno Schindler (1797–1859), ein hochgeschätzter Chirurg und Augenarzt in Greiffenberg in Schlesien, verdient hier ausführlicher dargestellt zu werden nicht nur wegen seiner Erfolge auf dem Gebiet der Medizin, sondern vor allem wegen seiner interessanten Arbeiten zum Phänomen des Aberglaubens. Als Arzt setzte er sich somit mit psychologischen und kulturgeschichtlichen Problemen auseinander und seine umfangreichen Werke über das sogenannte magische Geistesleben und den Aberglauben des Mittelalters systematisierten und erweiterten das Wissen um diese Phänomene in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

**Schlüsselbegriffe:** Kulturgeschichte, Kulturanthropologie, Aberglaube, Mittelalter, Heinrich Bruno Schindler, Medizin, Sprachgeschichte

### Lebenslauf

Heinrich Bruno Schindler ist am 22. August 1797 in Lauban<sup>1</sup> (poln. Lubań) als Sohn eines angesehenen Stadtchirurgen geboren. Sein Vater Heinrich Traugott Schindler (geb. 5.10.1763, verst. 11.02.1841) stammte aus Gröba<sup>2</sup> im sächsischen Landkreis Meißen. Auch Heinrich Brunos Großvater, Heinrich Wilhelm Schindler<sup>3</sup> war als Chirurg tätig.

---

<sup>1</sup> Lauban lag damals in der sächsischen Oberlausitz, die 1815, nach dem Wiener Kongress an das preußische Schlesien angeschlossen wurde.

<sup>2</sup> Gröba ist heute ein Stadtteil von Riesa.

<sup>3</sup> Seine Ehefrau war Johanna Judith geb. Schmieder.



Dr. Heinrich Bruno Schindler (kurz vor 1859). Fot.: unbekannt. Quelle: Privataarchiv von Ralph Baron (Das Bildnis von H. B. Schindler wird hier zum ersten Mal publiziert. Das Originalfoto befindet sich im privaten Archiv von Ralph Baron, der Besitzer des Nachlasses von Dr. Elisabeth Zimmermann, einer aus Greiffenberg stammenden Historikerin ist).

Der Vater, Heinrich Traugott Schindler, studierte dank einem kleinen Legat eines Mannes, bei dem er zuvor als Dienstmensche diente, an der chirurgischen Abteilung des Collegium Medicum in Dresden. Später studierte er auch an der Universität in Wittenberg, wo er 1796 das Medizinstudium mit einer Dissertation zu einem von ihm erfundenen chirurgischen Instrument absolvierte. Zwischen diesen Studienstapen wurde er durch die Stadt Lauban als Stadtchirurg und Geburtshelfer angestellt. Nach der Rückkehr nach Lauban als Doktor der Medizin gewann er sehr schnell Anerkennung als hervorragender Chirurg. Seine medizinische Erfahrung und sein universitäres Wissen wurden auch während der napoleonischen Kriege in Anspruch genommen, indem man ihm die Leitung des Laubaner Lazaretts (1813–1815) anvertraute. 1817, nachdem ein Teil der Oberlausitz mit Lauban an Preußen angeschlossen worden

war, wurde er zum Kreischirurgen ernannt und kurz danach übernahm er die Einrichtung einer Krankenanstalt am Kloster des Jungfrauenstifts des Ordens der heiligen Maria Magdalena zur Buße in Lauban. In dieser Stadt gründete er auch seine Familie. Er war dreimal verheiratet – das erste Mal 1796 mit der Tochter des Laubaner Kaufmanns Seyfried Bischof. Diese Ehe gab ihm vier Söhne und drei Töchter.

Heinrich Bruno Schindler war der älteste Sohn aus dieser Ehe. Seinem Vater verdankte er die Leidenschaft für Medizin. Dies hatte zur Folge, dass Heinrich Bruno wie sein Vater und Großvater die chirurgische Laufbahn einschlug. 1815 nahm er das Medizinstudium an der chirurgisch-medizinischen Akademie in Dresden auf, zwei Jahre später zog er nach Breslau, wo er sein Medizinstudium an der Universität fortsetzte. 1819 wurde er Assistent der chirurgischen Klinik in dieser Stadt und in demselben Jahr erlangte er an der Universität Breslau die Doktorwürde. Der Titel seiner Dissertation lautete *Commen-*

*tatio ophthalmologica de iritide chronica ex keratonyxide suborta*. 1821 ließ sich der promovierte Mediziner in Greiffenberg in Schlesien (poln. Gryfów Śląski), einer Nachbarstadt von Lauban, nieder. Hier führte er seine ärztliche Praxis als Chirurg und Geburtshelfer, spezialisierte sich aber in Augenkrankheiten. Mit den Krankheitsfällen aus seinem beruflichen Alltag setzte er sich als praktischer Arzt auseinander, sie dienten ihm jedoch auch als Gegenstände seiner medizinischen Forschung und lieferten Denkanstöße zu seinen anthropologischen, kulturwissenschaftlichen und psychologischen Überlegungen. Mit scharfem Beobachtungssinn musste er bei seinen Patienten wahrgenommen haben, wie diese in einer volkstümlichen Weise Gründe für ihre Krankheiten und diese selbst sich zu erklären versuchten. Einen weitreichenden Ruhm als Forscher auf dem Gebiet der Medizin brachten Schindler seine Bücher *Die idiopathische chronische Schlafsucht* (1829) und *Die Entzündungsformen der menschlichen Hornhaut* (1838) sowie sein 1844 in zwei Bänden in Leipzig erschienenes Hauptwerk *Lehren von den unblutigen Operationen, Ahaematurgia. Ein Handbuch für praktische Aerzte und Wundärzte*. Er publizierte seine medizinischen Berichte und Forschungsergebnisse auch in zahlreichen wissenschaftlichen Fachzeitschriften, u. a. in *Langenbeck's Neue Bibliothek*, *Rust's Magazin*, *v. Gräfe's und v. Walther's Journal*, *Henke's Zeitschrift*, *Heidelberger klinische Annalen*, *Hufeland's Journal*, *v. Ammon's Monatsschrift*, *Summarium der Medicin*, *Preussische Vereins-Zeitung*, *Deutsche Klinik*. Thematisiert wurden dabei vor allem Augenkrankheiten, Kopfverletzungen und ihre Behandlung, Trepanationen, Cholera, Diabetes Mellitus (Zuckerkrankheit), Narkolepsie (Schlafsucht) und Tumorfälle. Seiner publizistischen Tätigkeit ist auch die Mitwirkung am Herausgeben der *Schmidt's Jahrbücher der Medicin* (seit 1834) und der *Schmidt's Encyclopädie der Medicin* (seit 1841) zuzuordnen (vgl. Luge 1861: 285–286, Graetzer 1889: 181 u. Gurlt 1890: 289).

In seinen späteren Lebensjahren widmete er zwei umfangreichere Werke psychologischen und kulturgeschichtlichen Aspekten der menschlichen Natur – somit Phänomenen, die er in seiner medizinischen Praxis hautnah erlebte und deren Kenntnis und Verständnis, ihm nach, für eine richtige Behandlung der Patienten von großer Relevanz war. Das erste Buch erschien 1857 im Wilhelm Gottlieb Korn Verlag in Breslau unter dem Titel *Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie*. In diesem Buch ging er u. a. von der Grundannahme aus, dass etwas, was die Wissenschaft gegenwärtig für unmöglich halte, sich dank deren Entwicklung in der Zukunft als möglich erweisen könne oder etwas, was gegenwärtig für Aberglaube und Irrtum gehalten werde, in der Zukunft als ein neues, bisher unbekanntes Phänomen identifiziert und umgedeutet werden könne. Er führte an und systematisierte einerseits eine ganze Reihe

von Erscheinungen, die in der Vergangenheit, aber auch teilweise in seiner Gegenwart (Mitte des 19. Jh.) in verschiedenen Erdteilen und Kulturen sich der Erkenntnis der Wissenschaft entziehen, auf der anderen Seite eine Reihe von menschlichen Verhaltensweisen, Zuständen und Naturerscheinungen, die die Wissenschaft mit den bereits ergründeten Gesetzen erfasste. Er maß dabei dem polaren Wirken des menschlichen Geistes eine zentrale Rolle bei der Herausbildung des „Dämonischen“ diesseits des Ichs bei und bemerkte, dass „um das Unbekannte und Bezweifelte aus dem Bekannten und Erwiesenen zu erklären“ [...], „oft das scheinbar Heterogenste sich nahe [trat], Sage und Geschichte, Heiliges und Profanes, Religion und Aberglaube, Wahrheit und Dichtung, Physiologisches und Pathologisches“ (Schindler 1857: VII). Diese lassen sich nach ihm jedoch nicht voneinander trennen und „wie die Krankheit die Erkenntnisquelle [...] für den gesunden Zustand [wird], so finden wir in dem Profanen die Deutung des Heiligen“ (ebd.). Mit diesem Buch versuchte Schindler zahlreiche Phänomene, die seit jeher dem Aberglauben als Unterlage dienten, nach dem ihm gegenwärtigen Stand des Wissens und „aus der Natur des Menschengestes heraus“ (Schindler 1858: VII) zu deuten. Einen reichhaltigen Stoff für diese Überlegungen lieferte ihm nicht nur die von ihm gebrauchte und zitierte Literatur, sondern auch seine ärztliche Praxis. Im Alltag wurde er nämlich mehrmals mit psychischen oder neurologischen Krankheiten konfrontiert, die von Patienten selbst oder ihren Familienmitgliedern abergläubisch erklärt wurden (z. B. Schwund von Gegenständen, Besessenheit).

Das zweite Buch erschien ein Jahr später (1858) in demselben Verlag und trug den Titel *Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte*. Schindler erläuterte darin, „wie der Glaube und der Aberglaube die nothwendige Folge der falschen Weltanschauung war“ (Schindler 1858: VII). Dafür wählte er den Zeitraum des Mittelalters, ohne jedoch dabei das Altertum und die Neuzeit völlig außer Acht zu lassen. Er zeichnete dabei ein breites kulturgeschichtliches Bild des Aberglaubens, das das Mittelalter aus einer um die Mitte des 19. Jahrhunderts weniger bekannten Perspektive präsentierte. Beide Bücher waren und werden immer noch in Fachtexten der Kulturanthropologie, Kulturgeschichte und Psychologie zitiert.

Seine medizinischen Leistungen, wissenschaftlichen Beiträge und allseitige Ausbildung brachten ihm Ruhm und Ansehen im In- und Ausland. Dies sowie seine weitreichenden Kontakte trugen dazu bei, dass Dr. Schindler zum wirklichen oder korrespondierenden Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften wurde, z. B. der Kaiserlichen Carolinisch-Leopoldinischen Academia Naturae Curiosorum (vgl. Neugebauer 1860: 282), der medizinischen Gesell-

schaft in Leipzig, der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz u. v. a. Er selbst gründete und war Präsident des Vereins schlesischer Ärzte zur Förderung des Medicinalwesens. Er wurde auch zum königlichen preußischen Sanitätsrat ernannt. Lange Zeit war er Magistratsmitglied und Mitglied des Kirchencollegiums in Greiffenberg (vgl. Luge 1861: 285–286).

Dr. Heinrich Bruno Schindler verstarb am 27. Oktober 1859 in Greiffenberg.

### **Bibliographie Heinrich Bruno Schindlers (in Auswahl)**

- *Commentatio ophthalmologica de iritide chronica ex keratonyxide suborta.* Dissertation an der Universität Breslau. Breslau 1819.
- *Nosologisch-therapeutische ophthalmologische Andeutungen.* In: Graefe und Walther *Journal der Chirurgie.* Bd. XII. 1828.
- *Die idiopathische, chronische Schlafsucht.* Beschrieben und durch Krankheitsfälle erläutert. Hirschberg 1829.
- *Reminiscenzen aus der Praxis der Augenkrankheiten.* In: Graefe und Walther *Journal der Chirurgie und Augenheilkunde.* Bd. 18. 1832.
- *Zur Lehre von den traumatischen Augenentzündungen.* In: von Ammon *Zeitschrift für die Ophth.* Bd. 5. 1835.
- *Die Entzündungsformen der menschlichen Hornhaut.* Leipzig 1838.
- *Die Entzündungsformen der Hornhaut.* In: v. Ammon *Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie.* Bd. 1. 1838.
- *Über die Eröffnung der Hornhaut im Hypopyon und ihre Indicationen.* In: v. Ammon *Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie.* Bd. 1. 1838.
- *Die Lehre von den unblutigen Operationen, Ahaematurgie.* Ein Handbuch für praktische Aerzte und Wundärzte. 2 Bde. Leipzig 1844.
- *Zerstörung des linken oberen Augenlides durch Lupus. Ectropium. Operation des Ectropiums Absterben des Lappens. Augenlidbildung durch Herbeiziehen der seitlichen Haut.* In: *Deutsche Klinik. Zeitung für Beobachtungen aus Deutschen Kliniken und Krankenhäusern.* H. 4/36. Hrsg. von Alexander Göschen. 1852, S. 407–410.
- *Das magische Geistesleben.* Ein Beitrag zur Psychologie. Breslau: Wilhelm Gottlieb Korn, 1857.
- *Der Aberglaube des Mittelalters.* Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau: Wilhelm Gottlieb Korn, 1858.

**Quellentext: Heinrich Bruno Schindler: Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau: Wilhelm Gottlieb Korn, 1858, S. III–X.** (Die Originalschreibweise wurde beibehalten).

Online unter: [https:// reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10445823.html](https://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10445823.html)

Vorwort.

Wenn man den Weg, welchen die Fortbildung des Menschengeschlechts genommen, nur in der philosophischen Entwicklung des Gedankens, oder in dem sich erweiternden Wissen von den in der Natur wirksamen Kräften sucht: da kommt man sehr leicht dahin, nur jene Lichtblitze der tiefen Denker und die Resultate, welche der grübelnde Fleiß eines Menschenlebens zu Tage gefördert, als die beiden Seiten menschlicher Fortbildung in der Culturgeschichte zu betrachten. Während man aber dabei die Kämpfe mit falschen Anschauungen, mit dem Wahne einer irrthümlichen Naturbeobachtung, dem phantastischen Schmucke des Glaubens und der Fata Morgana der Jmagination nur vorübergehend erwähnt, den Aberglauben als etwas Ueberwundenes bei Seite wirft und nur des Sieges gedenkt, nicht des Besiegten: liefert man ein Bild voll unnatürlichen Lichtes, das des nöthigen Schattens verlustig gegangen ist. Eine Schilderung der culturhistorischen Entwicklung einer Zeit kann deshalb nur dann auf Treue Anspruch machen, wenn sie auch jener von ihrem Standpunkte aus als Aberglauben bezeichneten Geistesrichtung die gebührende Aufmerksamkeit schenkt.

Was ist denn aber Aberglaube? Heut eine Schmarotzerpflanze, die an dem Baume des Glaubens hinaufrankt und ihn morgen zu überwuchern und zu ersticken droht: heut der heilige Hort des gläubigen Gemüths selber, der morgen, trotz aller Kämpfe, in den Strom der Vergessenheit versenkt wird; heut das Schaffen eines überirdischen Geisterreichs und morgen die Annahme eingebildeter, unerwiesener Kräfte in der Natur; heut die Umkehr von Ursache und Wirkung, und morgen die falsche Consequenz einer richtigen Prämisse; heut ein falscher Causalnexus für den speciellen Fall, und morgen der Glaube an den nothwendigen Zusammenhang des Zufälligen: aber wer steht uns dafür, daß das, was wir heut als die höchste Frucht einer geistigen Ueberlegenheit und als die Errungenschaft einer Jahrtausende langen Arbeit ansehen, von unsern Nachkommen als Aberglaube gebrandmarkt wird? wer steht uns dafür, daß das, was von uns als Aberglaube verworfen wird, die Folgezeit wieder unter anderer Form in die Wissenschaft einführt? wer dafür, daß Erscheinungen, welche wir heut zweifellos als durch Causalnexus verbunden betrachten, von der Zukunft als außer allem ursachlichen Zusammenhang gewußt werden?



Indem der Verstand sich zu dem alleinigen Richter des Möglichen und Wirklichen macht, verwirft er häufig alles das als Aberglaube, dessen Grund er nicht einsieht, und leugnet nur zu leicht die Erscheinung, deren Zusammenhang ihm fremd bleibt. Es hat dieser Stolz des Menschengesistes die Ergründung der Wahrheit vielfach verzögert, und schon oft war die Wissenschaft genöthiget, die früher geleugnete Erscheinung als Thatsache wieder in die Wissenschaft einzuführen. Man ist immer geneigt, das Unbegreifliche als Wahn, Aberglauben, Sinnestäuschung zu verwerfen, und doch hüte man sich vor dem Wahne, die Sache für abgemacht zu halten, wenn man sie in der *olla potrida* des Aberglaubens begraben weiß.

Der Aberglaube ist somit keine absolute Größe; denn jede Partei und jede Zeit nennt das Aberglaube, was sich mit ihrer Anschauung nicht verträgt, und wenn wir bei der Schilderung einer vergangenen Zeit und ihres Aberglaubens nur das hervorheben wollen, was uns heut als Aberglauben erscheint: so werden wir stets Gefahr laufen, Irrthum über Irrthum zu begehen; denn so wenig man das Leben einer Zeit begreifen kann, wenn man nicht die Stufe ihrer moralischen Entwicklung, die herrschenden Begriffe über Recht und Unrecht, Erlaubtes und Unerlaubtes, Sitte und Unsitte zu Grunde legt: so wenig kann man auch hoffen, ein treffendes Zeitbild zu gewinnen, wenn man nur die eine Hälfte des Glaubens im Volke berücksichtigt, die wir selbst noch als berechtigt anzusehen gewillt sind, die andere aber als Aberglauben mit Stillschweigen beseitiget. Nur wo man die ganze Consequenz einer Zeitanschauung in allen ihren verschiedenen Richtungen würdiget, wird man dazu gelangen, ein vollendetes Bild einer Zeit zu gewinnen.

Der Aberglaube ist nichts Einzelnes, Isolirtes, für sich Bestehendes, von dem übrigen Geglauten Losgelöstes, und es ist ein Irrthum, wenn man behauptet: ‚daß häufig in demselben nichts weiter zu suchen ist, als was er ausspricht,‘ – ‚daß er bei seiner Entstehung oft eben so wenig zu der eigentlichen Religion gehört habe wie heute, sondern nur einen Theil von jenen unentwickelten, nicht zur vollständigen Ausbildung gelangten Vorstellungen ausmache, die wir in den meisten Religionen, als Ueberbleibsel einer früheren, niederen Culturstufe vorfinden, welche erstarrt und unverständlich sich fort erhielten.‘ Finden wir im Gegentheile in den indischen Mythen, den homerischen Gesängen und den skandinavischen Liedern, bei den Hebräern, den alten Germanen, in Lappland und auf den Inseln der Südsee denselben Aberglauben: so müssen wir die Ueberzeugung gewinnen, daß dem Aberglauben allgemeine Ursachen, entweder äußere in der Erscheinung der Natur, oder innere im Geiste des Menschen zu Grunde liegen müssen, da nur dadurch die Gleichheit der Anschauung ihre Er-



klärung findet. Alle Völker verkörpern im Anfange ihrer Entwicklung in ihren Göttern die äußere Seite des Lebens, den gestirnten Himmel, den Wechsel der Jahreszeiten, das Walten mächtiger Naturkräfte; sie machen sie zu den Lenkern der menschlichen Begegnisse, zu Herren über Leben und Tod, über Freude und Leid, über Sieg und Niederlage, sie schreiben ihnen alle überschwengliche Vollkommenheiten zu, die der Mensch in seiner Unvollkommenheit wünschenswerth findet: da ist die Quelle alles Zauberglaubens gegeben. Man verbindet die Erscheinung in der Natur mit dem Ereignisse im Menschenleben in der Sage, ergeht sich schrankenlos aber consequent in der poetischen Erzählung und im Märchen, und während so die Basis, auf welcher sich der Wunderglaube entfaltet, bei allen Völkern derselbe ist, darf es uns nicht befremden, daß wir überall auf Analoges stoßen. Wir dürfen dies aber weder als etwas Zufälliges ansehen, noch dürfen wir glauben, daß überall, wo wir einer gleichen Mythe, einem gleichen Aberglauben begegnen, eine Ueberlieferung von Volk zu Volk stattgefunden habe. Wenn Brahma, Zeus, Apollo, Radigast, Perun, Swetowit, Gwydion, Wuotan und Donar Vieles miteinander gemein haben, so ist das sehr natürlich: denn der Gott, dem die Erscheinungen am Himmel zugeschrieben werden, muß sich bei allen Völkern auf ähnliche Weise manifestiren, ohne daß wir anzunehmen brauchen, Griechen, Celten, Finnen, Skandinavier und Germanen hätten aus gemeinsamer indischer Quelle geschöpft. Selbst da, wo der Wortlaut darauf zu leiten scheint, daß eine Uebertragung stattgefunden habe, wie im phöniciſchen Teaut, dem egyptischen Thot, dem griechischen Theos und Zeus, dem germanischen Tiu oder Ziu und dem mexikanischen Teotl, möge man sich hüten, die Uebertragung als erwiesen anzunehmen, wenn nicht noch andere Gründe dafür sprechen. Man übersteht bei der Sucht, alle Entwicklung der Völker als eine von Außen überkommene zu betrachten, nur allzusehr den psychologischen Proceß, der bei allen Völkern derselbe ist, und bei der Gleichheit der Erscheinungen der Außenwelt unendlichen Parallelismus bieten muß. Wie W. v. Humboldt der Ansicht ist, daß viele Mythen ohne geschichtlichen Zusammenhang bloß aus der Gleichheit der menschlichen Organisation entstanden sind: so ist das mit dem, was wir Aberglauben zu nennen pflegen, und was der gemeinsame Glaube aller Völker war, noch bei weitem mehr der Fall, da die Grundzüge der Weltanschauung überall dieselben sind, überall ein von der sichtbaren Welt getrenntes Geisterheer als die letzte Ursache alles Geschehenen im Himmel und auf Erden gilt. So gelangen auch Diejenigen zu Trugschlüssen, die den Aberglauben nur bei einem einzelnen Volke verfolgen; sie werden verleitet, Das in der örtlichen Mythe begründet zu finden, was sich doch als allgemeiner Mythos stets wiederholt.

In meinem im vorigen Jahre erschienenen Werke: ‚das magische Geistesleben‘ habe ich den Versuch gemacht, eine große Reihe von Erscheinungen, welche dem Aberglauben von jeher eine breite Unterlage boten, nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft, aus der Natur des Menschengestes heraus zu deuten; in dem vorliegenden hingegen soll gezeigt werden: wie der Glaube und der Aberglaube die nothwendige Folge der falschen Weltanschauung war. Ich habe dazu die Zeit des Mittelalters gewählt, ohne jedoch Alterthum und Neuzeit unberücksichtigt zu lassen, weil gerade hier Phantasie und Wissenschaft sich verbunden hatten, alle Consequenzen zu ziehen und ein vollendetes, in sich geschlossenes Gebäude des Wahnes aufzubauen.

[...]

Das Gemälde, welches sich so vor unsern Blicken aufrollt, ist eben kein erfreuliches, und das hochgepriesene Mittelalter mit seiner ‚Naturunmittelbarkeit‘ mit seinen ‚Tönen der Poesie durch das reiche bunte Leben‘, seiner ‚Ritterlichkeit‘ und ‚Liebessehnsucht‘, seiner ‚Verehrung der Frau‘, des Herzens wie der Kirche, seiner ‚Glaubensstärke‘ und seinem Stolze, der ‚alles Erschaffene für sich erschaffen glaubt‘, bietet uns eine gar traurige Kehrseite, welche jene Lichtbilder mit sehr dunkeln Schatten überzieht.

Zwar entfaltete der Menschengest gegen das Ende dieses Zeitraums sein siegendes Panier; neue kaum geahnte Mächte rückten jetzt in den Vordergrund; eine neue Welt war über die Träumer gekommen: aber es wurde dem Menschen zu Ungeheures zugemuthet; er verlor seinen Himmel und seine Hölle; herabgestürzt aus dem Mittelpunkte der Schöpfung sah er um sich eine jede Fassungskraft überragende unendliche, gewordene Welt, zwischen Entstehen und Vergehen, durch in ihr selbst liegende ewige, unabänderliche Gesetze zur Einheit verbunden; er sollte dem Zeugnisse der Sinne nicht mehr trauen und mit der Erde im schnellsten Fluge um die Sonne kreisen; er sollte sich seine Gottheit neu bilden, denn der alte transcendente, persönliche, mit der speciellsten Sorge um die Erde betraute, im Himmel residirende, in die Weltordnung eingreifende, mit dem Teufel um die Weltherrschaft ringende Gott war ihm abhanden gekommen. Je gewaltiger aber die Umwälzung war, mit der die neue Erkenntniß die Denk- und Lebensweise der Völker bedrohte, desto fester war auch der Widerstand, den sie fanden; und so mögen wir uns nicht wundern, daß noch heut alle Kräfte der Menschheit sich verbinden, den neuen, alles Bestehende mit Umsturz bedrohenden Ideen den Sieg zu entreißen. Zwei sich sonst fern stehende Parteien reichen sich vor unsern Augen im richtigen instinctiven Gefühle ihrer Bedürftigkeit die Hände zum Schutz- und Trutzbündniß gegen ihren gemeinsamen Feind, um

die Arbeit des Menschengestes als ein nichtiges und unfruchtbares Bestreben hinzustellen, und in der Umkehr zum Alten, Bekommenen und Abgestorbenen die Entwicklung der nach neuer religiös-politischer Gestaltung ringenden Zeit zu bewältigen. Da stehen auf der einen Seite die neupatentirten Kirchenheiligen, welche an die Stelle voller Geistesfreiheit und individueller unbehinderter Entwicklung ihre alten, überwundenen, unvernünftigen Glaubenssatzungen als das Heil der Zeit mit Zwangscurs wieder einführen möchten; welche die Rettung der unaufhaltsam dem zeitlichen und ewigen Verderben entgegen eilenden Menschheit in der Wiedererrichtung eines theokratischen Reiches suchen und, statt das Glauben mit dem Wissen zu versöhnen, ‚die Wissenschaft muß umkehren‘ als Sinnspruch auf ihre Fahne gesetzt haben, und auf der andern Seite die Romantiker, welche bei dem Anblicke jeder Dampfesse Herzzittern bekommen, die heranwachsende demokratische Macht in der Herstellung eines mittelalterlichen Feudalzustandes zu bekämpfen hoffen, die in der Verschiedenheit ihrer socialen Interessen auseinandergefallene bürgerliche Gesellschaft durch die Einpferchung in die alten Stände zu heilen gedenken und der ausgenücherten, glaubens- und liebeleeren Zeit mit einem Wunder-, Märchen- und Legendenschwalle wieder zu Glauben und Liebe verhelfen wollen. Wir tragen deshalb keine Furcht: die unbestechbare Macht der Wahrheit wird siegen; aber Diejenigen, welche stets die goldne Zeit des Mittelalters als das verlorene Paradies zurückwünschen, mögen sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß es ihnen gelingen könne, uns nur die Lichtseiten der mittelalterlichen kirchlichen und socialen Verhältnisse wiederzubringen; sie mögen an dem düsteren Gemälde, welches die folgenden Blätter zu entwerfen sich bemühen, sehen, daß der Schatten das Licht weit überwiegt. Wer dem längstverschollenen Teufel ein Auferstehungsfest feiern hilft, der darf sich nicht wundern, wenn er mit der Wiedereinsetzung des Fürsten der Finsterniß auch sein Reich mit heraufbeschwört. Wäre die Wiederbelebung des Abgestorbenen möglich, eine Verteufelung des ganzen Menschengeschlechtes würde die Folge sein, wie sie das Mittelalter uns vorführt.

Es war dies aber nicht der Zweck der Arbeit, denn die Geschichte lehrt, daß jede retrograde Partei sich in dem Augenblicke, wo sie sich schon aufschickte, einen Siegesruf ertönen zu lassen, beschämt eingestehen mußte, das Gegentheil von dem gefördert zu haben, was sie erstrebt: es kam nur darauf an, zu zeigen, daß aller Aberglaube dem Glauben an ein außerweltliches Geisterreich seine Entstehung verdankt, und daß Kirche und Wissenschaft, Philosophie und Volkswitz sich verbanden, nicht einzelne Phantasmen, sondern ein mit dem Glauben im innigsten Zusammenhange stehendes System des Aberglaubens zu schaffen.

Greiffenberg, den 22. August 1858.

## Kommentar

Heinrich Bruno Schindler – wie bereits oben angesprochen – setzte sich in seinen späteren Werken mit dem Phänomen des Aberglaubens auseinander. Diese Auseinandersetzung geschah vor dem Hintergrund der im 19. Jh. wachsenden Tendenz, die Problematik des nicht rechtmäßigen Glaubens aus wissenschaftlicher Perspektive zu untersuchen. Es hängt auch mit der Fokussierung übernatürlicher Kräfte in der Literatur der Romantik zusammen, die dem vielseitig ausgebildeten schlesischen Arzt nicht fremd gewesen sein dürfte. Für die Romantiker war nämlich die Hinwendung zur Sagen- und Mythenwelt des Mittelalters charakteristisch. Etwa 70 Jahre nach dem Druck der Arbeit von Schindler über den Aberglauben des Mittelalters definierten Hanns Bächtold Stäubli und Eduard Hoffmann-Krayer *Aberglauben* als „de[n] Glauben an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich unerklärter Kräfte, soweit diese nicht in der Religionslehre selbst begründet sind.“ (1987 (1927): 66). Im obigen Vorwort zu seinem Werk versucht Schindler diesen Begriff aus dem kulturgeschichtlichen Blickwinkel der Mitte des 19. Jahrhunderts zu definieren und es wäre nach der Lektüre dieses Fragments von Vorteil, Schindlers Definition von *Aberglauben* mit der von Stäubli und Hoffmann-Krayer zu vergleichen. Der Text liefert eine Reihe von Aspekten, die mit der Zeit zu Forschungsgegenständen der Volkskunde und der sich aus ihr entwickelten Kulturanthropologie wurden. Der Aberglaube war und ist teilweise immer noch ein Bestandteil der Kultur vieler Völker und reicht weit in die Vergangenheit zurück, in die Zeit der mittelalterlichen Auseinandersetzung des Christentums mit dem Heidentum und darüber hinaus in die Zeit der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur. Er manifestiert sich in Form unterschiedlicher Handlungen, Vorstellungen, Denkweisen, auch sprachlich (z. B. in Sprichwörtern), kann aber auch materielle Formen annehmen (Amulette, Totems), die jedoch als Gegenstände selbst nichts mit dem Aberglauben zu tun gehabt hätten, wenn man ihnen durch eine abergläubische Handlung besondere Eigenschaften nicht zugeschrieben hätte.

Um sich zu vergegenwärtigen, dass der Aberglaube auch heutzutage den Menschen begleitet, reicht es aus, einige Beispiele zu nennen, mit denen wir durch eigene oder fremde Erfahrung in unserem Kulturkreis konfrontiert wurden:

- mit dem linken Bein zuerst aufstehen;
- auf Holz klopfen;
- Pechzahl 13;

- bäuerliche Wetterregel: Kräht der Hahn hoch oben auf'm Mist, ändert sich's Wetter, oder es bleibt wie's ist;
- läuft die schwarze Katze über den Weg von rechts nach links, soll sie Glück verheißen. Von links nach rechts dagegen Unglück;
- begegnet man einem Schornsteinfeger, bringt es Glück, wobei man ihn am Arm oder an einem goldenen Knopf anfassen sollte.

Der Aberglaube scheint ein Mittel zur Reduktion der Spannungen zu sein, die sich aus den Anforderungen der sozialen Umwelt ergeben. Er ist auch als Bestandteil des Kulturerbes zu verstehen, das generationenübergreifend vermittelt wird und ständig als Gegenpol der Wissenschaft und des logischen Denkens seinen Platz in einer immer rationaler denkenden Gemeinschaft zu erringen versucht. Der Mensch ist dem Leiden, dem Stress, der Krankheit oder dem Angstgefühl ausgesetzt und „das magische Denken“, bei dem keine logisch zu erklärende Ursache-Folge-Beziehung aufzuweisen ist, hilft ihm diese negativen Faktoren neutralisieren (vgl. Metelska 2016: 160). Dr. Heinrich Bruno Schindler wurde auf diese Probleme im Rahmen seiner ärztlichen Praxis aufmerksam und hinterließ der Nachwelt zwei Werke, in denen er den „irrtümlichen Glauben“ des Mittelalters, der teilweise in seiner Gegenwart immer noch spürbar war, systematisierte und einer tiefgreifenden Analyse unterzog. Er leistete damit einen Beitrag zur Erforschung des Geglaubten, der Psychologie, der Volkskultur und des Mittelalters.

## Literaturverzeichnis

- ANDREAE, August (1846): Grundriss der gesammten Augenheilkunde. 1. Teil: Allgemeine Augenheilkunde. 3., neu bearbeitete Aufl. Leipzig.
- GRAETZER, Jonas (1889): Lebensbilder hervorragender schlesischer Aertzte aus den letzten vier Jahrhunderten. Breslau.  
URL 1: <https://ia800501.us.archive.org/30/items/lebensbilderherv00gr/lebensbilderherv00gr.pdf> (Stand: 14.09.2019).
- GURLT, Ernst (1890): Schindler, Heinrich Bruno. In: Allgemeine Deutsche Biographie 31, S. 289.  
URL 2: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117272205.html#adbcontent> (Stand: 10.09.2019).
- LUGE, Johann Gotthelf (1861): Chronik der Stadt Greiffenberg in Schlesien. Greiffenberg.

- METELSKA, Kateryna (2016): Przesady i obyczaje jako czynniki sterujące zachowaniami społeczeństwa (na przykładzie ukraińskiego wesela). In: Acta Humana. 7/2016, S. 157–169.
- NEIGEBAUR, Johann Daniel Ferdinand (1860): Geschichte der kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher während des zweiten Jahrhunderts ihres Bestehens. Jena.
- SCHINDLER, Heinrich Bruno (1829): Die idiopathische, chronische Schlagsucht. Beschrieben und durch Krankheitsfälle erläutert. Hirschberg.
- SCHINDLER, Heinrich Bruno (1838): Die Entzündungsformen der menschlichen Hornhaut. Leipzig.
- SCHINDLER, Heinrich Bruno (1844): Die Lehre von den unblutigen Operationen, Ahaematurgie. Bd. 1 u. 2. Leipzig.
- SCHINDLER, Heinrich Bruno (1857): Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie. Breslau: Wilhelm Gottlieb Korn.
- SCHINDLER, Heinrich Bruno (1858): Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau: Wilhelm Gottlieb Korn,.
- SCHMIDT, Friedrich August / VOIGHT, Bernhard Friedrich [Hg.] (1843): Dr. Heinrich Trauttgot Schindler. In: Neuer Nekrolog der Deutschen. XIV. Jg., 1. Teil, Weimar, S. 219–222.  
URL 3: [https://books.google.pl/books?id=2Z4FAAAAQAAJ&chl=pl&source=gbs\\_navlinks\\_s](https://books.google.pl/books?id=2Z4FAAAAQAAJ&chl=pl&source=gbs_navlinks_s) (Stand: 10.09.2019).
- STÄUBLI, Hanns Bächtold / HOFFMANN-KRAYER, Eduard [Hg.] (1987): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 1 Aal-Butzemann. Mit einem Vorwort von Christoph Daxenmüller. Unveränderter photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Berlin, Leipzig: de Gruyter, Guttentag, Reimer, Trübner, Veit 1927. Berlin, New York: de Gruyter.

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

Liest man historische Texte aus dem 19. Jh., begegnet man oft Wörtern, die heutzutage unverständlich sind, eine andere Bedeutung haben oder veraltet klingen (Sprachwandel!). Um solche Wörter richtig zu verstehen, sollte man historische Wörterbücher der deutschen Sprache gebrauchen. Sie finden eine Reihe von Wörterbüchern historischer und regionaler Formen des Deutschen auf der Webseite des Projektes *Wörterbuchnetz* (<http://www.woerterbuchnetz>).

de). Sollte man ein deutsches Wort aus dem oben genannten Zeitraum ins Polnische übersetzen, empfiehlt es sich, nach dem zeitgenössischen Äquivalent im zweisprachigen Wörterbuch von Christoph Cölestin Mrongovius nachzuschlagen:

MRONGOVIUS, Christoph Cölestin (1854): *Dokładny Niemiecko-Polski Słownik. Ausführliches Deutsch-Polnisches Wörterbuch*. 3. Aufl. Neu bearbeitet und ansehnlich vermehrt durch Dr. W. Wyzomierski. Königsberg: Verlag der Gebrüder Bornträger. URL: (Google Books).

**Erklären Sie die Bedeutung folgender Wörter. Nehmen Sie dabei die oben genannten Wörterbücher in Anspruch.**

*grübeln* –  
*Trutzbündniß* –  
*Dampfesse* –  
*Verteufelung* –  
*Volkswitz* –

Sie können/sollen auch weitere für Sie unverständliche Wörter aus dem Quelltext mit Hilfe der Wörterbücher erklären!

1. **Suchen Sie fünf Beispiele für versprachlichte oder nicht versprachlichte abergläubische Handlungen, die man in der Gegenwart wahrnehmen kann. Begründen Sie, warum man diese für abergläubisch halten kann.**
2. **Finden Sie im Text drei Wörter, deren Schreibung sich von der heute geltenden unterscheidet.**
3. **Fragen zum Quelltext**
  - a) Wie definiert Heinrich Bruno Schindler *Aberglauben*?
  - b) Welche Analogien im abergläubischen Glauben vieler Völker erwähnt Schindler und welche Konsequenzen haben diese?
  - c) Welche Theorie spricht Schindler an, wenn er über die Übertragung des Wortlautes von Götternamen spricht? Nehmen Sie dabei auf Sprachgeschichte Bezug.
  - d) Welche Gegebenheiten mussten nach Schindler allen Menschen in der Vergangenheit gleich gewesen sein, unabhängig davon, wo sie auf der Erdkugel lebten? Welche analogen Kulturaspekte konnten sich daraus entwickelt haben?

- e) Welche Einstellung gegenüber dem Mittelalter und gegenüber den Vertretern der Romantik repräsentiert Schindler im Text?
- f) In welcher Relation stehen laut Schindler *Glaube* und *Aberglaube*?
- g) Wie stellten sich Menschen in der Antike und im Mittelalter das Weltall vor? Wie änderten sich diese Vorstellungen nach der Publikation von Nikolaus Kopernikus *De revolutionibus orbium coelestium* (1543)? Bevor Sie diese Fragen beantworten, führen Sie eine Recherche durch. Anschließend machen Sie sich Gedanken darüber, wie die Wissenschaft das menschliche Weltbild ändern kann.





GABRIELA JELITTO-PIECHULIK (Opole)  
ORCID 0000-0002-2232-081X

## Joseph Freiherr von Eichendorff und die deutsche Spätromantik in der Sicht von Ricarda Huch

**Abstract:** Der folgende Quellentext von Ricarda Huch: Hundert Jahre *Taugenichts*, erschienen in: Leipziger Neueste Nachrichten vom 11.07.1927, wurde aus Anlass des hundertsten Jahrestages der Veröffentlichung der wohl berühmtesten Novelle von Joseph Freiherr von Eichendorff verfasst. Die Rezensentin Huch unternahm den Versuch, am Beispiel der Eichendorffschen Novelle die charakteristischen Merkmale der deutschen Spätromantik in der Literatur zu thematisieren und zu beschreiben, um somit diese für ihre Zeitgenossen lesbar zu machen. Für ihr Vorhaben wählte Huch die subjektiv-autobiographische Darstellungs- und Erlebnisperspektive, die den potentiellen Betrachter in die Eichendorffsche Welt des ästhetischen Empfindens und Nacherlebens einführen sollte. Zugleich aber richtet sich der Blick der Rezensentin Huch auf das Aufeinanderstoßen dieser subjektiven Wirklichkeitsbetrachtung und der objektiven Wahrnehmung der sich verändernden Realität.

**Schlüsselbegriffe:** Joseph Freiherr von Eichendorff, deutsche Romantik, Wander- und Traumnovelle, Ricarda Huch, Neuromantik

**Quellentext: Ricarda Huch: Hundert Jahre *Taugenichts*. In: Leipziger Neueste Nachrichten vom 11.07.1927.** (Die Originalschreibweise wurde beibehalten).

Vor vielen Jahren, ich war noch fast ein Kind, lag auf meinem Weihnachtstisch ein grünes Goldschnittbändchen, das mich mehr als alles andere beglückte; es war Eichendorffs *Taugenichts*. Auf der ersten Seite stand eine scherzhafte Widmung, deren ich mich noch erinnere, obwohl das Büchlein, wie es zu gehen pflegt, verschwunden ist:

Und glückt es, dieses Büchlein zu entdecken,  
Von deinem vielgeliebten Eickenfleck,

Klingt auch der Titel, was versicht's!  
 Du wirst dein Lebtage doch kein Taugenichts.

Eichendorff war mir der Inbegriff der Poesie, ich las seine Gedichte im Garten unter alten Bäumen verborgen und wußte eine Menge davon auswendig. Wie durchdrangen mich jene allerschönsten Briefe:

Es schien so golden die Sterne,  
 Am Fenster ich einsam stand  
 Und hörte aus weiter Ferne  
 Ein Posthorn im stillen Land.  
 Das Herz mir im Leibe entbrannte,  
 Da habe ich heimlich gedacht:  
 Ach, wer da mitreisen könnte,  
 In der prächtigen Sommernacht!<sup>1</sup>

Ihre Stimmung verschmolz mit dem Schauer, der mich überlaufen hatte, wenn ich als kleines Kind, im Bett und schon spät noch wach, Räder durch die Nacht rollen oder das langgezogene Pfeifen von der fernen Eisenbahn her hörte. Auch wurden mir die Gedichte durch den *Taugenichts* nicht ausgestochen, der mir für eine Novelle zu verschwommen und inhaltlos vorkam, was sich zum Teil daraus erklärt, daß ich dem Helden insofern verwandt war, als er von dem, was um ihn her vorgeht, in seiner Unschuld und Verträumtheit nichts versteht. Tatsächlich hat ja die Erzählung ein feines Skelett, eine anmutig verschlungene Handlung, die reich an Shakespearischen Verkleidungen und Verwechslungen ist. Märchenhaft ist sie und ihr Held, der Taugenichts, eine aus manchen Märchen bekannte Figur, jener jüngste Bruder, der zu Hause mit Geringschätzung angesehen wird, weil er nicht arbeitet, sondern die Zeit verträumt und verschläft, von dem irgendeine respektable Leistung zu erhoffen man längst aufgegeben hat und er zuletzt scheinbar unlösbare Aufgaben löst und die Braut davonträgt. Solch einer ist auch der Eichendorffsche Taugenichts: er kann nichts als geigen und singen und hat auch keinen höheren Ehrgeiz, kaum aber setzt er den Fuß in die weite Welt, gewinnt er durch seine Musik, sein hübsches Gesicht und sein reines Herz die Zuneigung der Menschen, insbesondere der Frauen.

<sup>1</sup> Dieses Gedichtfragment stammt von Joseph Freiherr von Eichendorff. Es handelt sich hier um die erste Strophe aus dem Gedicht *Sehnsucht* von Eichendorff, die 1834 in dem Roman *Dichter und ihre Gesellen* veröffentlicht wurde.

Indessen tut man der Traum- und Wandernovelle unrecht, wenn man Umriß und Gestaltung von ihr verlangt, die vielmehr einer süßen Frucht ohne Fleisch und Kern gleicht, nur voll Duft und Schmelz. An was für einem Faden die Geschehnisse aufgereiht sind, ist gleichgültig, denn man weiß ohnehin, daß die Tränen der Liebenden der nächste Sonnenstrahl aufsaugen wird, daß der Arme zu rechter Zeit ein Tischleindeckdich findet, an dem er sich erlaben kann, und daß Graf und Bettler über die Kluft des Standes hinüber sich die Hände reichen können. Warum sollten sie es auch nicht tun, da sie sich in so vielem gleichen: nicht arbeiten, nicht rechnen, von Ort zu Ort schweifen und das Lilienkleid tragen, das der himmlische Vater ihnen gegeben hat, wenn es auch bei dem einen auserlesenen, bei dem anderen schäbig ist. In Eichendorffs Erzählungen wird nicht gearbeitet, sondern gespielt, und der bunte Ball des Lebens fliegt in schönem Bogen zwischen den Ausgelassenen herüber und hinüber. Die Teilnehmer sind Grafen, Gräfinnen, Maler, Vagabunden und dazwischen ein paar komische Figuren, eine hexenhafte Beschließerin, ein Portier mit kurfürstlicher Nase. Was für Schlösser voll hurtiger Dienerschaft, von Wäldern umschattet, wo das Hifthorn tönt und die fröhliche Jagd den Hirschen nachfliegt! Der Graf ist jung, munter, schön, zu jedem Spaß und Abenteuer aufgelegt, unersättlich im verfeinerten Genuß des Lebens. Er ist frei von Hochmut; denn wer macht ihm seine Würde und sein Glück streitig? Da man ihm willig dient, braucht er die Zügel nicht straff zu ziehen. Die junge Gräfin ist schwatzlockig, und aus ihren dunklen Augen funkelt nicht nur Liebe, sondern auch List und Mutwillen; taucht eine ältere auf, so ist sie etwas dicker und majestätischer, aber nicht minder schön und der Liebe ergeben. Menschen, die einen Beruf haben und arbeiten und Geld verdienen, die sich's sauer werden lassen, die Sorgen haben und sich abhärten, die etwa gar in ihrer unberatener Not auf Abwege geraten, Menschen die den Kopf voller Geschäfte haben, die Gewinn und Verlust berechnen, die im staatlichen Leben eine Rolle spielen, die jeden Morgen auf ein Bureau oder eine Schule gehen, die zu Hause mit der Frau streiten oder Kinder prügeln, solche Menschen gibt es in dieser Welt nicht; das sind Philister, die weit dahinten im Flachland wohnen, ein lächerliches, bedauernswertes Volk.

Wie im Träume wohl bestimmte Personen vorkommen, von denen wir wissen, wer es ist, deren Züge aber fließend sind und vielleicht gar nicht demjenigen gleichen, die sie vorstellen, so darf man auch im *Taugenichts* keine Charakterisierung erwarten. Wie sollte sich auch ein Charakter entwickeln können, wo es keine Widerstände gibt, wo wir es überhaupt nur mit Gauklern in Kostüm und Maske zu tun haben, deren eigentliche Art wir nicht kennenlernen; wäre

es anders, würde der Dichter nicht erreicht haben, was ihm vorschwebte. Charakterzeichnung, Charakterentwicklung, Konflikte, Probleme, das alles würde die Traumnovelle beschweren und entstellen. Sie soll wie eine Seifenblase fliegen und opalisch stimmen, keine angesprochene Farbe deutlich festhalten. Sie soll nicht erzählen, nicht zu Betrachtungen anregen, nicht Abgründe des Herzens und des Schicksals vor dem schauernden Leser aufreißen – sie soll Stimmung schaffen, weiter nichts. Man kann sagen, wenn ein wenig Übertreibung erlaubt ist, daß alle Gedichte, Novellen und Romane Eichendorffs eine einzige Stimmung hervorzaubern: die der Sommernacht, zuweilen auch die des Sommermorgens. Wenig scheint es und ist doch sehr viel, und wenigen ist es wie Eichendorff gelungen. Sommernacht – das Wort allein ist überschwänglich. Die Sommernacht Eichendorffs ist die Zauberstunde, wo das Geisterreich erwacht und die schlummernde Welt beherrscht. Aus dem Wasser taucht eine Fee und spielt mit den Silberfingern über ihre Harfe, den Wanderer in ihre verderbliche Umarmung lockend, durch die schweigenden Wälder reitet die Loreley in unentrinnbarer Schönheit, aus verlassenem Ruinen auf Felsenzacken neigt sich ein irrender Spuck mit winkenden Armen. Was die scheidende Sonne auslöschte und der Lärm des Tages zudeckte, steigt in der Sommernacht aus dem Inneren der Natur hervor, der Urheimat des Menschen, die man an dem Undankbaren Rache nimmt.

Nicht immer aber rührt Eichendorff an diese grausame Seele der Natur, und am wenigsten im *Taugenichts*. Da rauscht sie nur volleren Tones ihre am Tage unbeachteten Geheimnisse. Die verschämte Liebe wagt das Auge auszuschlagen, die züchtige Frau öffnet ihr leise klingendes Fenster, die Nähe des Liebenden ahnend, der vom Gebüsch verborgenen ihres Anblickes harret. Süßer als am Tage singt die Geige und bedrängt die Nachtigall das Herz, und die gereizte Phantasie macht aus dem harmlosen Reisenden einen Räuber, aus der runzligen Alten eine Hexe.

Die Nacht verwischt Konturen, die eine Landschaft charakteristisch hervortreten lassen würden, so daß man zum Beispiel Deutschland und Italien unterschiede; überall rauschen die Brunnen, überall ragen labyrinthische Schlösser und schimmern Marmorbilder aus den Gärten; nur daß in Italien anstatt eines herzlichen Gutenacht ein schmelzendes Felicissima notte ertönt. Musik und Geruch, wesentlich romantische Schwingungen, dienen mehr zum Erzeugen der Stimmung als das Sichtbare.

Wenn die Mitternacht vorüber ist und die Geister sich auflösen, versinken auch die ermüdeten Spieler unserer Novelle in Schlaf. Der recht Wanderer aber,

wie Eichendorff ihn liebt, steht früh vom Lager auf, ungeduldig dem nächsten Abenteuer entgegen. Der Schlaf hat seine Seele und die ganze Welt mit Lethe besprengt, wenn er erwacht, ist er wieder jung und neu und sieht entzückt das Licht und die Erde auf den Wink Gottes aus dem Chaos steigen. Sanfte Hügel, spitze Tannen dringen durch den wallenden Nebel, bis die heraufeilende Sonne ihn verschluckt; nun glitzert der Tau von jedem Grase, und die Luft ist überquellend voll vom Jubellied der Lerche. Das sind die Augenblicke, wo der Wanderer seine frischesten Lieder anstimmt: *Wem Gott will rechte Gunst erweisen* und *Vivat Oesterreich* und *Grüß dich Gott, Deutschland, aus Herzensgrund*. Sein Los glücklich preisend, denkt er mit wohlwollendem Ekel an die in dumpfen Stuben Daheimgebliebenen zurück, die mit der Brille auf der Nase sich in Büchern vergraben oder in der Kanzlei Staub schlucken oder Kinder wiegen. Mögen sie Geld verdienen und Pfennige zählen: er ist frei und hat den Himmel über sich, in dem Gott wohnt, der dem gläubig Mutigen hilft.

Es sind eigentlich nur zwei Erlebnisse, in denen Eichendorff-Dichtung wurzelt: Das erste und mächtigste ist das heimatliche Schloß Lubowitz, von verwildertem Park umgeben, von wo der Blick des Kindes über Wälder schweifte, die ihm unabsehbar und unergründlich schienen, ist der Mittelpunkt seiner Erzählungen; was sich in ihnen begibt, ist nicht viel mehr als Staffage. Diese traurig-schöne Vision hat ihn sein Leben lang nicht verlassen, er fühlt sich immer in ihrem Bann. Die Kinderheimat, die er im Leben verlor, verewigte er in seiner Dichtung: das breite unbekümmerte Dasein, den frühen Aufbruch der Jagd, die Weltabgeschiedenheit, die seltsam prächtigen Sommerblumen auf den Terrassen, die Marmorbilder, die Brunnen, den Lockruf aus der Tiefe und die Warnung der heiligen Kirche.

Der Ursprung des Wanderwesens liegt in einer späteren Periode des Dichters, in seiner Studienzeit. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde es üblich, daß die deutschen Jünglinge zu Fuß durch ihr Vaterland pilgerten und seine Schönheit entdeckten und priesen. Als Eichendorff seine Werke schrieb, war er schon Beamter und gehörte, fast vierzigjährig, dem meist verachteten Volk der Philister an; der *Taugenichts* ist im Jahre 1826, gerade vor 100 Jahren, erschienen. Er schrieb aus nüchterner Gegenwart zurückblickend auf eine jugendlich schwärmerische Existenz, die unwiderruflich vorüber war. Wieviel mehr ist für uns diese Welt, die wir an seiner Hand durchwandern, eine für immer versunkene. Eine Welt der Eisenbahn, wo Dörfer und Städte, die letzteren von ihnen alten Mauern und Türmen umrahmt, wie geschlossenes Bildwerk aus Flur und Wald regten. Über die gewundene, holperige Straße rollte die Postkutsche, und das Horn der Postillions meldet ihre Nähe. Am Wirtshause,

wo die Post anhält, herrscht munteres Leben: der erquickende Trunk wird an den Schlag getragen, oder die Reisenden kriechen heraus und reckten im Gastzimmer die erstarrten Glieder. Der Student freilich steigt selten ein; er ist ein nie ermüdender Fußgänger, marschiert vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, oft wie Eichendorffs Taugenichts ohne Geld in der Tasche. Dafür wurde Gastfreundschaft bereitwillig geübt, namentlich in den Häusern der Landgeistlichen mit ihren freundlichen Töchtern und wohlgehaltenen Gärten, die Obst in Fülle trugen. Empfehlungen wurden vom einen zum anderen weitergegeben, so daß es nicht an Stationen fehlte, wo die Erschöpften gut ernährt und ihre wundgelaufenen Füße gepflegt wurden. Der Wirt seinerseits war erfreut, durch die jungen Leute etwas von draußen zu erfahren, denn das Land, selbst die Städte, erreichten die Nachrichten langsam, und wer von der Universität kam, konnte manche Neuigkeit und manches Wissenswürdige mitteilen. Es ist kein Wunder, daß in Eichendorffs Erzählungen nie welkender Sommer blüht; nur in der warmen Jahreszeit konnte gewandert werden; dem Winter mit seinen grundlosen Wegen trotzte man nicht ohne Not, wenn auch die Fähigkeit, allerlei Unbilden zu ertragen, ausgebildeter war als heute. Die Ansprüche waren bei allen Ständen, namentlich bei der Jugend, gering; man hielt lange aus in einem dünnen Rock und bei einem Stück Brot.

Keine Eisenbahnen, keine Zeitungen, keine Fabriken, keine Arbeiterfrage! Dadurch wie lebendig die Bezeichnungen des engen Zusammenlebens; wieviel Raum für die Phantasie schuf der Umstand, daß die Mitteilung von Tatsachen und Gedanken größtenteils mündlich vor sich ging, und wieviel leichter atmete es sich ohne den Druck der sozialen Frage! Wohl entstand nach den Freiheitskriegen eine politische Frage, deren Träger eben die Studenten waren, aber abgesehen davon, daß Eichendorffs Studienzeit damals schon vorüber war, gehörte er auch nicht zu ihnen. Er lebte träumerisch in sich und der Natur, in der Verbindung mit wenigen Freunden und hauptsächlich der Familie: die scharfe Lust des öffentlichen Lebens der Gegenwart war ihm peinlich. Diese Eigenart schaltet Eichendorff aus der Reihe der ganz großen Dichter aus, die das Volk überallhin geleiten und es erheben und erschüttern; sollten wir uns aber deshalb nicht gern von seinem Waldhorn in sein Märchenland hineinlocken lassen? Dort ist noch ein Stück des alten melodienreichen Deutschland zu finden mit seiner gläubigen Sehnsucht nach Italien, jenem Italien, das auch auf Erden nicht mehr zu finden ist. Jetzt würde der Taugenichts in Rom leicht in ein Warenhaus geraten anstatt verfallener Mauern finden und in Straßen geraten, wo die Elektrische klingelt und die Hupe heult und der Polizist den hastigen Verkehr regelt. Schweifen wir denn mit dem Dichter durch den fun-

kelnden Morgen, lassen wir uns umweben von dem Flügelschlag seiner Lieder, werfen wir uns mit ihm in seine heiteren Abenteuer! Öffnen wir das grüngoldene Büchlein, das wie ein Märchen mit dem rauschenden Mühlrad beginnt und das endet wie ein Märchen: es war alles, alles gut.

## Kommentar und Interpretationsanregungen

Joseph Freiherr von Eichendorff, 1788 im ober-schlesischen Lubowitz geboren und 1857 in der ober-schlesischen Stadt Neisse verstorben, gehört zu den weltweit bekanntesten Vertretern der spätromantischen Dichtung (vgl. Schiwy 2000, Eberhardt 2014: 9–38). Nach dem Abschluss des katholischen Matthias-Gymnasiums in Breslau nahm Eichendorff 1805 mit seinem Bruder Wilhelm das Jura-Studium in Halle auf. 1807 setzte er sein Studium in Heidelberg fort, wo er u. a. mit Joseph Görres, Achim von Arnim und Otto von Loeben verkehrte und sich mit ihnen anfreundete. 1812 hat er in Wien sein juristisches Studium abgeschlossen. In dieser Zeit erschien auch sein erster größerer Roman: *Ahnung und Gegenwart*. Zwischen 1813 und 1815 beteiligte sich Eichendorff an den Befreiungskriegen gegen Napoleon. Seit 1815 lebte Eichendorff mit seiner Ehefrau Luise von Larisch und den Kindern in Breslau. 1816 folgte seine Ernennung zum Referendar im preußischen Staatsdienst. 1821 wurde er als katholischer Kirchen- und Schulrat nach Danzig berufen und ab 1824 war er Oberpräsidialrat zu Königsberg. 1831 kehrte er als preußischer Staatsbeamter mit seiner Familie nach Berlin zurück und wurde 1841 zum Geheimen Regierungsrat ernannt. 1844 folgte seine Versetzung in den Ruhestand. Neben den zahlreichen Gedichten veröffentlichte Eichendorff u. a.: den Roman *Dichter und ihre Gesellen* (ersch. 1833), die Novellen *Das Marmorbild* (ersch. 1819), *Das Schloß Dürande* (ersch. 1836), die Epen: *Julian* (1853), *Robert und Guiscard* (1855), die Theaterstücke: *Krieg den Philistern* (1824), *Der letzte Held von Marienburg* (1830) sowie literarhistorische Schriften zur Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands (vgl. Kunicki 2012: 7–13).

An der Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* arbeitete Joseph Freiherr von Eichendorff zwischen 1822 und 1823. Das fertige Werk wurde 1826 erstmals veröffentlicht.<sup>2</sup> Die Gattung Novelle hat Eichendorff wegen der Möglichkeit einer Gegenüberstellung von scheinbaren Gegensätzen, die aufeinander einwir-

---

<sup>2</sup> Joseph von Eichendorff: *Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild*. Zwei Novellen nebst einem Anhang von Liedern und Romanzen. Berlin: Vereinsbuchhandlung 1826.



ken, angesprochen. Gattungsgeschichtlich gesehen gehört die Novelle als eine kürzeste Erzählung zu Prosa. Den zentralen Stoff einer jeden Novelle bildet eine Neuheit, die sog. ‚unerhörte Begebenheit‘, die sich wie ein roter Faden durch die gesamte Handlung durchzieht, Spannung aufbaut und die Handlung nach vorne treibt. Diese Darstellungsform ermöglichte Eichendorff die poetische Ausmalung einer Konfliktdarstellung zwischen Ordnung und Wirrwarr, zwischen der inneren und äußeren Welt des Erlebens und Empfindens, zwischen der Gewöhnlichkeit, Normalität und der Einmaligkeit. In der Novelle wird im Sinne von Eichendorff ein „psychologisch besondere[r] Charakter, seine innere seelische Bewegung und sein Geschick“ (Martini 1973: 371) zur Darstellung gebracht.

Die Rezensentin Huch fand Interesse an dieser Novelle von Eichendorff, weil diese ihren literaturgeschichtlichen Vorstellungen und dichterischen Erwartungen entsprach. Ricarda Huch, geboren 1896 in Braunschweig und verstorben 1947 in Schöneberg im Taunus, war Historikerin, Literatin und Denkerin, eine der ersten promovierten Frauen in Deutschland und wurde als erste Frau in die Preußische Akademie der Schönen Künste in die Sektion Dichtkunst aufgenommen. Sie erreichte den Ruhm einer weltweit anerkannten Berufsschriftstellerin, die für den Literaturnobelpreis in Betracht gezogen wurde. Als ‚grande dame‘ der deutschsprachigen Literatur gehörte Huch zu den prominentesten Intellektuellen der Weimarer Zeit. Für ihr dichterisches Werk erhielt Huch auch viele Auszeichnungen, u. a. den Goethepreis der Stadt Frankfurt (1931). 1946 wurde Huch zur Ehrenprofessorin der Universität Jena ernannt (vgl. Bendt u. a. 1994, Jelitto-Piechulik 2013: 201–216, Lemke 2014, Lemke 2015). Sie hinterließ ein umfangreiches Oeuvre, das Gedichte, Erzählungen, Novellen, Dramen, Romane, historische Romane, historische Studien zur deutschen und europäischen Geschichte, Biogramme der Widerständler gegen das nationalsozialistische Regime im Dritten Reich sowie diverse autobiographische Schriften umfasst. Huch ist als eine Dichterin und Denkerin zu bezeichnen, die sich zeit ihres Lebens und Tuns für die Verwirklichung der humanen Vorsätze sowohl im privaten wie auch im sozialen Leben der Menschen sowie für die Rechtschaffenheit von staatlichen Gebilden in Europa des 20. Jahrhunderts einsetzte. Wesentliche Impulse für ihren Gedankenkosmos hat Huch in dem Mittelalter sowie in der deutschen Romantik gefunden (vgl. Jelitto-Piechulik 2017: 211–224).

Joseph Freiherr von Eichendorff verstand Ricarda Huch als einen Spätromantiker, dessen Dichtung am Ausklang einer bedeutenden Epoche in der deutschen Literaturgeschichte stand. Mit der Dichtkunst von Eichendorff setzte

sich Huch im Rahmen ihrer Nachforschungen zur deutschen Romantik auseinander, die sie in Form einer zweibändigen Ausgabe veröffentlicht hat. Der erste Band aus dem Jahr 1899 trug den Titel *Blütezeit der Romantik* und der zweite erschien 1902 mit dem Titel *Ausbreitung und Verfall der Romantik*. Huch als Literaturhistorikerin versuchte in ihren Essays zu deutscher Romantik zu zeigen, dass den Sinn der Dichtkunst eine Überwindung von scheinbar unversöhnlichen Gedanken, Strömungen, Vorstellungen und Sehnsüchten und deren Zusammenführung bildet. Die Eichendorff'sche Novelle stellte für Huch das treffendste Beispiel für einen Syntheseversuch der in der Literatur bereits bewährten Ideen der Romantik mit den neuen Strömungen innerhalb der modernen Literatur der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Dieses ‚Miteinander‘ von ästhetischen bereits tradierten wie neu lesbaren Bildern versuchte Huch ihren Zeitgenossen zugänglich zu machen.

In der Herangehensweise an die Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* von Eichendorff öffnet Huch eine kindliche, d. h. subjektiv-emotionale Perspektive, um somit auf die von Eichendorff gewählte Erzählsituation anzuknüpfen, um im ersten Schritt nach möglichen Identifikationsmöglichkeiten zu suchen. Es ist die Autorin selbst, die als Kind die Novelle als Weihnachtsgeschenk bekommen hat. Bereits in dieser Zeit hat Huch für sich den Entschluss gefasst, ihr Leben nicht so wie der Taugenichts zu gestalten. Dieses Ziel setzte Huch konsequent durch, sie wird zur promovierten Historikerin, beginnt ihr Berufsleben als Bibliothekarin und Lehrerin, entscheidet sich jedoch alsbald dafür, die geordnete Berufswelt gegen eine Lebensweise der freien Schriftstellerin zu verlassen (vgl. Huch 1982: 29–100, 177–243). Für die Dichterin Huch wurde Eichendorff zum „Inbegriff der Poesie“, die zwischen der Dimension des ästhetischen Empfindens und dem realen Leben vermittelt (vgl. Safranski 2011: 17–28). Somit gehört die Natur zur Kulisse für die Lektüre der Eichendorff'schen Poesie. Es handelt sich dabei um die innere Perspektive des Menschen bei der Betrachtung der Realität, die noch von zivilisatorischen und kulturellen Einflüssen frei ist. Diese Perspektive ermöglicht, die Welt als einen organischen Zusammenhang von Blüte, Wachstum und Zerfall zu erkunden (vgl. Jelitto-Piechulik 2016: 119–126). Diese aus der Philosophie stammenden Begriffe spiegeln auch den Entwicklungs- und Reifungsweg des Eichendorff'schen Protagonisten wider, der am Ende seines Entwicklungsweges eine Etablierung in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht hat, obwohl sein Inneres doch der „heimlichen Sehnsucht“ verfallen blieb (vgl. Klin 2017: 9–15, Klin 2014: 53–63). Diese Feststellung sei jedoch zu einfältig, wenn man behaupten würde, dass Huch an diesem literarischen Helden ein Vorbild für die eigene Dichtkunst gefunden habe.

Zu den Kritikpunkten an Eichendorffs Novelle zählt Huch die Realitätsflucht und Handlungsarmut, wobei die Rezensentin zugleich ihre Kritikansätze rechtfertigt, indem sie betont, dass es sich bei dem *Taugenichts* um eine Traum- und Wandernovelle handle. Diese Gattung bedarf keines „Umriss[es] und [keiner] Gestaltung“, weil sie „vielmehr einer süßen Frucht ohne Fleisch und Kern gleicht, nur voll Duft und Schmelz“ erfüllt sei. So ist der ‚rote Faden‘ der Handlung unbedeutend, weil sich hier nichts Unerwartetes ereignet und alles gut enden wird. Somit schwindet auch die Spannung und ihren Platz nehmen das innere Erleben als die „Urheimat des Menschen“ und die Stimmung ein: „In Eichendorffs Erzählungen wird nicht gearbeitet, sondern gespielt, und der bunte Ball des Lebens fliegt in schönem Bogen zwischen den Ausgelassenen herüber und hinüber“ – so Huch. Es gäbe in der Novelle von Eichendorff keine durchschnittlichen und somit realitätsnahen Menschen. Es treten hier vielmehr Künstler und adelige Personen auf, denen das Arbeitsethos fremd sei, oder solche Personen, die von einer adeligen Lebensweise nur träumen und sich somit von ihrer eigenen Realität entfernen. Die von Eichendorff kreierten Figuren führen kein konkretes Lebensziel vor Augen, ihre Lebensweise beruht auf situativen Momentaufnahmen. Eichendorffs Novellenhelden werden gezeigt wie sie sind: verträumt, passiv, arbeitsunfähig. Die Lebensinstellung der Protagonisten korrespondiert mit dem typischen Merkmal einer jeden Traumnovelle, das darin beruht, keine Entwicklung sondern einen Stillstand festzuhalten, Stimmung zu erzeugen und somit mit dem Inneren der menschlichen Natur zu korrespondieren sowie den potentiellen Betrachter in die Sphäre des Märchenhaften zu ‚entführen‘. In der halb realen, harmonischen Welt der Eichendorffschen Dichtkunst gibt es keine Konflikte oder Hindernisse, mit denen die Helden zu kämpfen hätten. Die Handlung „soll wie eine Seifenblase fliegen und optisch stimmen, keine angesprochene Farbe deutlich festhalten.“ Die Kulisse der Traumnovelle bildet die Nacht, in deren Stille beim Mondschein das Spielen der Geige zu vernehmen ist. In dieser Atmosphäre ist es dem Betrachter möglich, sich in diese Situation hineinzusetzen, seine Phantasie zu entwickeln und sich Figuren und Situationen vorzustellen, die in der Wirklichkeit überhaupt nicht vorkommen. Dadurch wird eine Stimmung des inneren Empfindens und Erlebens erzeugt. Die Rezensentin Huch unterstreicht somit erneut die stimmungsbildende Aufgabe der Eichendorffschen Novelle. Dieses charakteristische Merkmal seiner Werke sei einerseits mit der heimatlichen Landschaft, Natur, Religiosität sowie den Kindheitserlebnissen des Autors in der oberschlesischen Heimat in Lubowitz verbunden und andererseits mit den Jahren seiner Wanderschaft, die auf seine Studienzeit fielen, in denen er in die Welt hinausging, um neue Eindrücke und Erfahrungen zu

sammeln. Diese von Eichendorff entworfene ästhetische Welt versteht Huch jedoch als eine Art Flucht vor der den Dichter bedrückenden Wirklichkeit: „Als Eichendorff seine Werke schrieb, war er schon Beamter und gehörte, fast vierzigjährig, dem meist verachteten Volk der Philister an“, wobei für Huch die Philister mit den ‚Normal-Bürgern‘ gleichzusetzen sind.

Eichendorffs *Taugenichts* ist daher in der Meinung von Huch als eine Rückerinnerung an die glückliche Kindheit und Jugend des Dichters selbst zu betrachten. Eichendorff „schrieb aus nüchterner Gegenwart zurückblickend auf seine jugendlich schwärmerische Existenz, die unwiderruflich vorüber war. Wieviel mehr ist für uns diese Welt, die wir an seiner Hand durchwandern, eine für immer versunken“. Die Rezensentin betont, dass Eichendorffs alte vorindustrielle Welt, in der ein „nie welkender Sommer blüht“, in der der Mensch im Einklang mit der Natur unbeschwert vor sich hinlebt, sich nicht um das Materielle zu sorgen braucht, in der es „[k]eine Eisenbahnen, keine Zeitungen, keine Fabriken, keine Arbeiterfrage!“ und keinen „Druck der sozialen Frage!“ gibt, unwiderruflich verschwunden sei. Eichendorff sei in den Augen von Huch als ein sentimentaler (nach Schiller, vgl. Jelitto-Piechulik 2006: 155–171) und als ein apolitischer Dichter zu verstehen, der vor der Wirklichkeit, vor den politischen Umbrüchen gerne ein Auge zudrückte und seinen Leser in eine scheinbar bessere Welt des ästhetischen Empfindens entführte. Die Rezensentin Huch lässt Eichendorffs politisch engagierte Dichtung wie: seinen Gedichtzyklus 1848, *Schriften zur Verfassungsfrage* sowie die Schriften *Ueber die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster in Deutschland* sowie *Promemoria den Gebrauch der polnischen Sprache in den Gymnasien und Elementarschulen des Großherzogtums Posen betreffend* unbeachtet (vgl. Jelitto-Piechulik 2017: 213–233, Kosellek 2011: 87–117, Siegert 2008).

Eichendorff lebte nach Huch in einem ‚Märchenland‘: „Dort ist noch ein Stück des alten melodienreichen Deutschland zu finden mit seiner gläubigen Sehnsucht nach Italien, jenem Italien, das auch auf Erden nicht mehr zu finden ist.“ Aus der Sicht von Huch war Eichendorff der erste Dichter, der ‚Italien‘ in die geistesgeschichtliche Erfahrungswelt der Deutschen übertragen und verankert hat. Somit wurde Italien zum Sinnbild der Sehnsucht nach der idealen Landschaft, dem reinen Empfinden und der Freiheit des sinnlichen Genusses (vgl. Huch 1969: 377–389). Die Rezensentin Huch betont zugleich, dass der Eichendorffschen Poesie gegenüber kein Anspruch auf die Darstellung der Wirklichkeit gestellt werden kann, denn diese hat andere Aufgaben zu erfüllen. Sie öffnet vor dem inneren Auge des Lesers eine andere Dimension als die

Realität – eine idealistische Sphäre des emotionalen Daseins, die wiederum Entspannung und Ruhe bringt und somit auch eine therapeutische Wirkung haben kann. Zugleich würdigt Huch Eichendorff als einen romantischen Dichter, dessen Dichtkunst das Typische dieser literarischen Epoche zur Darstellung gebracht hat. Und sie erkennt auch, dass Eichendorffs Ziel es nicht war, eine Synthese zwischen Kunst und Leben zu erreichen.

### Literaturverzeichnis

- BENDT, Jutta u. a. (1994): Ricarda Huch 1864–1947. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar 7. Mai–31. Oktober 1994. Stuttgart.
- EBERHARDT, Otto (2014): Eichendorff – „der letzte Ritter der Romantik“. In: Rocznik Łubowicki / Lubowitzer Jahrbuch 12, S. 9–38.
- HUCH, Ricarda (1982): Erinnerungen an das eigene Leben. Mit einem Vorwort von Bernd Balzer. Köln, S. 29–100, S. 177–243.
- HUCH, Ricarda (1969): Schöne Fremde und heimischer Nord. In: EMRICH, Wilhelm [Hg.]: Ricarda Huch. Gesammelte Werke. Bd. 6: Literaturgeschichte und Literaturkritik. Köln, S. 377–389.
- JELITTO-PIECHULIK, Gabriela (2006): „Maria Stuart“ – humanizm w dramacie Friedricha Schillera i żywa historia oddziaływania tematu w dziełach śląskiego literata Theodora Opitza. In: SZEWCZYK, Grażyna Barbara / DAMPC-JAROSZ, Renata [Hg.]: Friedrich Schiller. W dwusetną rocznicę śmierci. Wrocław, S. 155–171.
- JELITTO-PIECHULIK, Gabriela (2013): Ricarda Huch – die kaum noch gelesene „erste Frau Deutschlands“ in der germanistischen Forschung. Versuch einer Bilanz. In: JELITTO-PIECHULIK, Gabriela / KSIĘŻYK, Felicja [Hg.]: Germanistische Werkstatt 5: Gegenwärtige Forschungsrichtungen in den sprach-, literatur- und kulturwissenschaftlichen Diskursen von Nachwuchswissenschaftlern. Opole, S. 201–216.
- JELITTO-PIECHULIK, Gabriela (2016): Ricarda Huchs „Bilder deutscher Städte“ als historisch-kulturelle Essentialisierung des Deutschen. In: GROTEK, Edyta / NORKOWSKA, Katarzyna [Hg.]: Sprache und Identität – philologische Einblicke. Berlin, S. 119–126.

- JELITTO-PIECHULIK, Gabriela (2017): Eichendorffs kritische Anmerkungen zu den Fragestellungen seiner Zeit. In: BIAŁEK, Edward / HUSZCZA, Krzysztof [Hg.]: Zwischen Breslau und Wien. Zu schlesisch-österreichischen Kulturbeziehungen in Geschichte und Gegenwart. Dresden, S. 213–233.
- JELITTO-PIECHULIK, Gabriela (2017): Modernitätskrise und Mentalitätswandel an zwei Jahrhundertsschwellen. Wilhelm Diltheys und Ricarda Huchs Novallis-Charakteristiken. In: SZEWCZYK, Grażyna Barbara / JELITTO-PIECHULIK, Gabriela [Hg.]: Die Romantik in heutiger Sicht. Studien und Aufsätze. Dresden, S. 211–224.
- KLIN, Eugeniusz (2014): Opowiadanie „Z życia nicponia“ Eichendorffa. In: Rocznik Łubowicki / Lubowitzer Jahrbuch 12, S. 53–63.
- KLIN, Eugeniusz (2017): Die Vieldeutigkeit des Lachens in Eichendorffs Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“. In: Rocznik Łubowicki / Lubowitzer Jahrbuch 15, S. 9–16.
- KOSELLEK, Gerhard (2011): Joseph von Eichendorffs „Promemoria“ über die polnische Sprache im Schulunterricht. Aus dem Geheimen Staatsarchiv. In: Rocznik Łubowicki / Lubowitzer Jahrbuch 9, S. 87–117.
- KUNICKI, Wojciech (2012): Oto Poeta!. In: APKE, Fred [Hg.]: Joseph von Eichendorff. Memento. Wybór poezji. Wrocław, S. 7–13.
- LEMKE, Katrin (2014): Ricarda Huch. Die Summe des Ganzen. Leben und Werk. Weimar.
- LEMKE, KATRIN [Hg.] (2015): Ricarda Huch. Mein Herz, mein Löwe. Schriften und Briefe. Weimar.
- MARTINI, Fritz (1973): Die deutsche Novelle im ‚Bürgerlichen Realismus‘. Überlegungen zur geschichtlichen Bestimmung des Formtyps. In: KUNZ, Josef [Hg.]: Novelle. 2. Auflage. Darmstadt.
- SAFRANSKI, Rüdiger (2011): Romantik. Eine deutsche Affäre. Aufl. 4. Frankfurt am Main, S. 17–28.
- SCHIWY, Günther (2000): Eichendorff. Eine Biographie. München.
- SIEGERT, Reinhard (2008): Die Staatsidee Josephs von Eichendorffs und ihre geistigen Grundlagen. Paderborn.

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

### 1. Wortschatz – erklären Sie die folgenden Begriffe. Wenn es möglich ist, geben Sie auch Synonyme zu diesen Begriffen

*der Inbegriff der Poesie*

*die Kluft des Standes*

*zu jedem Spaß und Abenteuer aufgelegt sein*

*ein irrender Spuck mit winkenden Armen*

*verfeinerter Genuß des Lebens*

*Philister*

### 2. Fragen zum Text

- Wieso wirft die Rezensentin der Novelle von Eichendorff ‚Verschwommenheit‘ und ‚Inhaltslosigkeit‘ vor?
- Was gehört in Augen der Rezensentin zu den Vorzügen der Eichendorffschen Novelle?
- Wie erklärt die Rezensentin die Herkunft und die Bedeutung des Namens ‚Taugenichts‘?
- Wodurch unterscheidet sich die Welt der Eichendorffschen Helden von der Welt der sog. ‚Philister‘?
- Welche Weltbetrachtung ermöglicht eine Traumnovelle?
- Welche Bedeutung misst Huch dem „heimatlichen Schloß Lubowitz in Oberschlesien“ für Eichendorff bei?
- Wie gestaltete sich die Biographie von Joseph von Eichendorff nach seinem Weggang aus Lubowitz?

### 3. Suchen Sie anhand des unterhalb angegebenen Textes nach eventuellen Identifikationsmöglichkeiten zwischen der subjektiv kreierte Darstellungsperspektive der Rezensentin Ricarda Huch und der Selbstcharakteristik des Protagonisten aus der Novelle von Joseph von Eichendorff:

Joseph von Eichendorff <i>Taugenichts*</i>	Ricarda Huch: Hundert Jahre <i>Taugenichts</i>
„Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig	„Vor vielen Jahren, ich war noch fast ein Kind, lag auf meinem Weihnachtstisch ein grünes Goldschnittbänd-



Joseph von Eichendorff <i>Taugenichts</i> *	Ricarda Huch: Hundert Jahre <i>Taugenichts</i>
<p>vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen, mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; [...] der sagte zu mir: ‚Du Taugenichts! Da sonnst du dich schon wieder und dehnt und reckst dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Türe, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot.‘ – ‚Nun‘, sagte ich, ‚wenn ich ein Taugenichts bin, so ist’s gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.‘ Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehen, [...]. – Ich ging als in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spiele, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus“. [...]</p>	<p>chen, das mich mehr als alles andere beglückte; es war Eichendorffs <i>Taugenichts</i>. Auf der ersten Seite stand eine scherzhafte Widmung, deren ich mich noch erinnere, obwohl das Büchlein, wie es zu gehen pflegt, verschwunden ist. [...] Märchenhaft ist sie und ihr [Traumnovelle] Held, der Taugenichts, eine aus manchen Märchen bekannte Figur, jener jüngste Bruder, der zu Hause mit Geringschätzung angesehen wird, weil er nicht arbeitet, sondern die Zeit verträumt und verschläft, von dem irgendeine respektable Leistung zu erhoffen man längst aufgegeben hat und er zuletzt scheinbar unlösbare Aufgaben löst und die Braut davonträgt. Solch einer ist auch der Eichendorffsche Taugenichts: er kann nichts als geigen und singen und hat auch keinen höheren Ehrgeiz, kaum aber setzt er den Fuß in die weite Welt, gewinnt er durch seine Musik, sein hübsches Gesicht und sein reines Herz die Zuneigung der Menschen, insbesondere der Frauen“. [...]</p>

\* Joseph von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts/ Z życia nicponia. Deutsch-polnische Ausgabe/ Wydanie dwujęzyczne. Übers. v. Jacek St. Buras. Würzburg 2003, S. 8.

#### 4. Literaturgeschichtliche Anregungen

Anhand von neuesten zugänglichen literaturgeschichtlichen Lexika versuchen Sie die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der Epoche der deutschen Romantik und der Neuromantik unter Berücksichtigung von Zeitgrenzen, von führenden Dichter\_innen, von thematischen Schwerpunkten der Dichtungen sowie von Hauptgattungen zu erklären.





MAŁGORZATA JOKIEL (Opole)

ORCID 0000-0001-9073-9244

## **Opole gestern und heute.**

### **Elisabeth Grabowskis Schilderung der Stadt Oppeln der 1920er Jahre**

**Abstract:** Das Leben und Werk von Elisabeth Grabowski (1864–1929) ist hauptsächlich mit ihrer Heimatregion Oberschlesien verbunden, auch wenn sie zeitweise u. a. in Berlin und in Ungarn gelebt hatte. Sie war Schriftstellerin, Volkskundlerin und passionierte Forscherin der deutschsprachigen oberschlesischen Regionalkultur. Als ihr bedeutendstes, zeitloses Verdienst gilt das Festhalten und Bewahren des Bildes Oberschlesiens aus der Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Als vielseitig tätige und engagierte Regionalistin dokumentierte sie für die Nachwelt das oberschlesische Brauchtum und den Alltag der Region, sammelte und veröffentlichte Legenden, Sagen und Märchen. Auch ihr eigenes literarisches Schaffen verdient Anerkennung und bildet einen festen Bestandteil der Literaturgeschichte Oberschlesiens.

**Schlüsselbegriffe:** Oppeln, Elisabeth Grabowski, Oberschlesien, Heimat

**Quellentext: Grabowski, Elisabeth: Wanderungen durch Oberschlesiens Städte Oppeln 1927.** (Die Originalschreibweise wurde beibehalten).

Oppeln.

Die Haupt- und Regierungsstadt der Provinz Oberschlesien, Sitz des Oberpräsidenten, wird sehr verschieden beurteilt, von dem Fremden, der sie das erstemal betritt. Ich erinnere an den Artikel eines Journalisten, der vor Jahren durch die Zeitungen ging, unter dem Titel: Die graue Stadt.

In diesem Artikel wurde Oppeln jeder Reiz abgesprochen, die Stadt wurde als der Hort der grauen Langeweile hingestellt. [...]

Das war vor mehr als 10 Jahren, seitdem hat sich die Stadt auch baulich bedeutend erweitert. Da fällt vor allem der Monumentalbau der Reichsbahndirektion auf, der nah dem, heute viel zu kleinem, Postgebäude liegt.

Nach der Zerreißung Oberschlesiens siedelte die Direktion der Reichseisenbahn Kattowitz nach Oppeln über und erbaute dieses großzügige Verwaltungsgebäude auf der Stelle eines früheren Kohlenplatzes, am Piastenufer.

Am 30. Juni 1925 wurde er unter Beteiligung der Regierung und anderer Behörden eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben.

Es ist innen zweckmäßig und mit gediegener Pracht ausgestattet, die jedem, auch verwhntem Geschmack, imponieren muß.

Ein Denkmal für die im Weltkrieg und in den Polenaufstnden gefallenen Eisenbahnarbeiter- und Beamten der Reichsbahndirektion Oppeln-Kattowitz hat im Inneren des Baues Aufstellung gefunden. Es ist nach einem Entwurf des Reichsbahnrates Grossert, von dem Bildhauer Professor Otto Richter in Berlin ausgeführt worden. Beamte und Arbeiter der Reichsbahn haben dazu beigesteuert. [...].

Die Hauptverkehrsader der Stadt Oppeln ist seit Jahrhunderten die Krakauer Straße. Ihr Name bringt uns die Zeit in Erinnerung, in der lebhafteste Handelsverbindungen des Westens mit dem Osten bestanden, die über Oppeln, besonders nach Krakau, führten. Die Straße, die für unsere Zeit viel zu eng ist, ist mit guten, zum Teil prächtigen Häusern besetzt, darunter besonders das Landratsamt zu nennen ist.

Vor dem Regierungsgebäude (1830–1833) hat das Denkmal Kaiser Wilhelm I. einen würdigen Platz gefunden.

Oppeln wurde unter Preußens Herrschaft Sitz der Regierung (1816) und erhielt damit den eigenartigen Charakter, der mit der Bezeichnung ‚Beamtenstadt‘ am klarsten ausgedrückt wird. Es sollen über 60% der Bevölkerung dem Beamtenstande angehören.

An prächtigen Läden vorbei, in denen fast alle modernen Bedarfsartikel in reicher Auswahl zu haben sind, mündet die Krakauer Straße in den großen rechteckigen Markt. Mitten darin steht das Rathaus, das in den Jahren 1820–22, im Stil des Palazzo Vecchio in Florenz erbaut wurde. Mit seinem edlen schlanken Turme zieht es den Blick aller Fremden an. Im Mittelalter stand neben dem Rathaus das Kaufhaus, wie es in jener Zeit jede größere Handelsstadt, auch in Oberschlesien besaß.

Die fünf alten, schmalgiebligen Kramhäuser, die sich an den Bau anschmiegen, einst mit besonderem Recht begabt, sind älteren Datums, wie ihre barocken Giebel zeigen. Am Ringe finden sich in einigen noch erhaltenen alten, oder dem Stil der Barockzeit angepaßten Häusern, interessante Stadtbilder.

Dicht vor der Einmündung der Krakauer Straße in den Ring führt rechts in gerader Linie die Adalbertstraße zu der Maria-Adalbertkirche auf dem ‚Kalkberge‘. Ein schöner Bau, im italienischen Renaissancestil, der in seiner Bildwirkung durch die Enge der Adalbertstraße leider sehr beeinträchtigt wird. Der Bau gehört der neueren Zeit an, die Kirchengründung aber liegt weit zurück. Sie wird in die Zeit verlegt, in der der hl. Adalbert, gelegentlich seiner Reise nach Oberschlesien, auf diesem Kalkhügel den noch heidnischen Bewohnern des Ortes das Christentum gepredigt hat (984). [...]

Die ersten Anfänge reichen weit hinauf ins graue Altertum. Es dürfte wohl nie ergründet werden, wann die ersten Ansiedler sich hier niedergelassen haben.

Sie werden als Fischer, Schiffer, Jäger, Pechsieder, Holzfäller angesprochen; doch war auch frühe[r] schon der Ackerbau möglich, da dicht um Oppeln herum freies, unbewaldetes Land vermutet wird, auf Grund des Namens Oppeln – Opol – Opole, der soviel bedeuten soll wie: Feld um die Burg (Idzikowski); auch Lichtung, also waldfreies Land. Nach anderer Deutung auch: Kreis, Weichbild. [...]

Die alte Burg ist lange schon verfallen; nur ein Turm von ihr ist heute noch vorhanden und dem Gymnasium angegliedert worden. Das Gymnasialgebäude wurde 1828–1830 erbaut. Es steht an der Stelle der alten Burg und verdankt seine Gründung den Jesuiten, deren fruchtbarer Tätigkeit die geistige Kultur Oppelns viel zu danken hat.

Der Orden siedelte sich in der Stadt an, unter Kaiser Ferdinand III. Dieser schenkte den Jesuiten 1669 die Reste der alten Burg auf dem Berge, neben dem Dominikanerkloster. Hier richteten sie sich ein eigenes Kirchlein ein, kauften einen Garten und sieben Häuser und tauschten die ihnen geschenkten Freihäuser auf dem Ringe und in der Schloßgasse gegen das Haus am Ende der Adalbertstraße (früher Judengasse) ein, das heute noch unter dem Namen ‚Jesuitenkloster‘ im Volke bekannt ist; ein mächtiger Bau, den alte Wappen zieren. Heute dient er Wohlfahrtszwecken.

Adel und Volk kamen den Jesuiten sehr entgegen und schätzten sie besonders als Gründer des Gymnasiums (1670).

Es fanden sich gleich 190 Schüler ein. Im Jahre 1751 wirkten an dieser bedeutenden Lehrstätte ein Pater-Doktor, zwei Priester und vier Pater.

Friedrich der Große schätzte die Jesuiten und begünstigte sie sehr, da er ihr segensreiches Wirken erkannte. (Auch eine Apotheke haben sie gegründet.) Papst Clemens der XIV. hob den Jesuitenorden am 21. Juli 1773 auf.

Friedrich der Große suchte die Jesuiten dem Lande zu erhalten, aber sie fügten sich dem päpstlichen Gebot. Die Auflösung des Ordens brachte sie um den Besitz ihrer Güter, die im Laufe der Jahre beträchtlich angewachsen waren. [...] Da sie Ordenseigentum waren, durften die Jesuiten sie nicht behalten. Sie kamen unter königliche Administration und es wurden aus ihren Erträgen die katholischen, höheren Lehranstalten erhalten. Vom Jahre 1800 an wurden auch weltliche Lehrkräfte an dem Gymnasium zugelassen.

Mit der Zeit hat sich diese Bildungsstätte zu hoher Blüte entwickelt. Sie steht heute an erster Stelle in der Provinz Oberschlesien.

An Stelle des einstigen Dominikanerklosters haben 1857 die armen Schulschwester eine höhere Mädchenschule eingerichtet, die mit einem Pensionat verbunden ist – heute Lyzeum und Mittelschule.

Außer dem Gymnasium sind an städtischen höheren Lehranstalten besonders zu erwähnen: die Oberrealschule und das Oberlyzeum an der Moltkestraße, das staatlich ist. Ferner vorzügliche Volksschulen, die städtische Haushaltungs- und Gewerbeschule, Fortbildungsschulen, Kindergärten usw.

Von der Bergelkirche gelangt man über den Ring und die Schloßstraße zu dem ehemaligen Piastenschloß, das auf einer Insel liegt und durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist. Die Erbauung der Burg fällt in die Zeit um 1300, anscheinend 1289; doch stammt aus jener Zeit nur noch der runde, hohe Turm und der seitwärts stehende, sogenannte Hungerturm. Alle anderen Gebäude sind wiederholt um- und ausgebaut worden. Zeit und Brände haben ihr Zerstörungswerk geübt. Als Oppeln zu Preußen kam, war das Schloß eine halbe Ruine (Idzikowski). Es wurde Mitte des 19. Jahrhunderts neu erbaut, mit Anlehnung an vorhandene Pläne. Ende des 19. Jahrhunderts erhielt es seine jetzige Gestalt. [...]

Zu der Burg, die jenseits der Oder, auf der von Mühlgraben und Oder gebildeten Flußinsel (Ostrowek) liegt, gehört das heutige Wilhelmstal. Früher ein dichter Eichwald, dann ein Schloßvorwerk, wurde es erst nach 1824 besiedelt; zunächst entstanden hier bürgerliche Gärten, seit 1858 die Promenaden. Heute ist es einer der schönsten Stadtteile Oppelns. Es wurde erst 1891 der Stadt

eingemeindet. Auch die durch Brücken mit der Stadt verbundene Odervorstadt, hat sich in den letzten Jahren gut entwickelt und ist reich bevölkert. In der Odervorstadt liegt der Friedhof, mit seinem herrlichen alten Baumstand, der heute viel zu klein ist.

Eines der schönsten Stadtbilder, besonders vom jenseitigen Ufer der Oder gesehen, gibt uns die Pfarrkirche zum Hl. Kreuz. Sie wurde 1295, gemauert, mit hohem Turme in gotischem Stil erbaut; hat aber seither vielfache Änderungen erfahren. Statt des einen Turmes hat sie heute deren zwei. In der Kirche befindet sich das gnadenreiche, echte Bild der hl. Mutter Gottes aus Piekar.

Im Inneren der Stadt, besonders auf dem Ringe, finden sich noch viele Barock- und Rokokohäuser, die uns mit ihren alten Giebeln lieb und vertraut anblicken, wie alte Freunde. Einzelne von ihnen gehörten einst dem umwohnenden Adel, worauf hie und da noch alte Wappen hinweisen. Die wuchtigen Eckpfeiler an einigen derselben, sind auf Verfassung des Bischofs Johann, Herzog von Oppeln, errichtet worden. [...]

Die Stadt hatte die Folgen der vielfachen Bedrängnis, besonders auch durch den dreißigjährigen Krieg, noch nicht überwunden, als Friedrich der Große Schlesien erwarb. Das Gewerbe hatte schwer zu kämpfen; das Schloß war verfallen; ebenso die Badestuben. Viele Häuser standen wüst. Die Stadt hatte knapp 1000 Einwohner. Noch 1805 kann sie die Einladung zu einem Innungsfeste in eine andere Stadt nicht annehmen, weil kein Geld da ist.

Die Verwaltung der Stadt mit ihren veralteten Gesetzen, ihren vielen Privilegien an den Adel und andere bevorzugte Stände, auf Kosten der Bürger und Bauern, hemmte die Entwicklung Oppelns auf allen Gebieten.

Das wurde anders, als in Preußen die Steinsche Städteordnung vom 19. November 1808 eingeführt wurde. Auch Oppeln atmete auf, und als es Sitz einer Regierung wurde, hob sich die Volkszahl gleich um 50 Köpfe. Als damaliger Chefpräsident wird Graf Reichenbach genannt. Neben vielen Unterbeamten standen ihm 2 Direktoren, 18 Räte, 2 Assessoren zur Seite.

Die damaligen Zeitungen nennen diese Einrichtung eine neue Epoche für ganz Oberschlesien. Es heißt wörtlich in dem schlesischen Provinzialblatt vom 18. Mai: ‚Eine, durch ihren Produktenreichtum über und unter der Erde so interessante Provinz, von beinahe dritthalb hundert Quadratmeilen, ist nun der selbständigen Leitung einer eigenen Kollegi anvertraut und mit diesem Momente hat durch die Gnade unseres erhabenen Monarchen eine neue Zeit für die Provinz begonnen.‘

Das war ein Blick in die Zukunft. Schritt für Schritt läßt sich die Realisierung dieser Voraussage verfolgen. Von der Stunde an begann auch Oppeln sich nach allen Seiten hin zu entwickeln, zu Wasser und zu Lande. Es wurde altes eingerissen – neues aufgebaut.

Die hindernden Stadttore fielen 1800, bis auf das Nicolaitor, das bekanntlich erst 1854 geöffnet wurde. Nächst den Toren fielen 1822 die Mauern, hier und dort. Die Stadt begann zu wachsen.

So ganz im Stillen wuchs sie – nicht mit der Hast der oberschlesischen Kohlenstädte – langsam aber stetig. Jedes Jahr bringt ihr neue Kraft. Die meiste zieht sie aus ihrem eigenen Boden – Kalk. Er ist das Fundament, auf dem Oppeln aufgebaut ist. Oppeln und sein Nachbarkreis Groß-Strehlitz.

Kalk – er ist das weiße Gold, welches auf Oppelns Wirtschaftsverhältnisse den größten Einfluß hat.

Schon im 14. Jahrhundert wurde Kalk aus Oberschlesien ausgeführt, und in Oppeln finden frühe[r] schon Kalkbrennereien Erwähnung. Eine Kalkindustrie aber entwickelte sich erst von der Zeit an, da die Kohle zur Grundlage unseres Wirtschaftslebens wurde. Erst mit ihrer Hilfe konnten die großen Kalk- und Portlandcementindustrien in Oppeln erstehen, und durch sie neue Wirtschaftszweige, unter denen die außerordentlich wichtige Verwendung von Kalk in der Landwirtschaft besonders genannt sei.

Dank seiner Mithilfe bei der modernen Bodenkultur, hat sich der arme Boden des Oppelner Landes zu einer achtungsvollen Höhe entwickelt und einen kaufkräftigen Bauernstand geschaffen, der auf Handel und Gewerbe der Stadt den besten Einfluß hat. Der Frachtverkehr wird durch den Oderumschlaghafen wesentlich gefördert.

In neuer und neuester Zeit ist das Stadtbild bereichert worden durch eine Reihe monumentaler Bauten. Obenan stehen die großzügig geschaffenen Volks- und höheren Schulen, die den Engländern, anlässlich der Besatzung, besonders imponiert haben. Ein englischer Offizier fragte mich gelegentlich: ‚Brauchen denn die Oppelner Kinder solche Schulen?‘

Man hat eben außerhalb der Grenzen Oberschlesiens immer noch keinen rechten Begriff von seinen tatsächlichen Verhältnissen.

Nächst den Schulen muß der Neubau der chirurgischen Abteilung des Adalbert-Hospitals besonders erwähnt werden. Dieser, wie auch der alte Bau, steht in seiner Einrichtung auf der Höhe der Zeit. Beide sind Stätten wahrer christ-

licher Barmherzigkeit. Die segensreiche Tätigkeit der katholischen Schwestern wird im ganzen Lande mit Dankbarkeit anerkannt.

Die Peter-Paul-Kirche, ein Cementbau, kann als Wahrzeichen des neuen Siedlungsgebiets angesehen werden. In ihrer Nähe steht das neue Verwaltungsgebäude der Handwerkskammer für Oberschlesien. Ferner seien erwähnt: der Neubau der Stadthaupt- und Girokasse mit seiner idealen Zweckdienlichkeit, die Verwaltungsgebäude der Kalk- und Cementcentrale, die Industrie- und Handelskammer, ein Prachtbau, und der schon erwähnte Monumentalbau der Reichsbahndirektion, sowie viele Villen und andere Profanbauten.

Die Baudirektion sah sich in Oppeln oft vor schwierige Probleme gestellt, besonders in der Nähe des Stadtzentrums; hier boten sich, infolge der ‚bedrohlichen Enge‘ schier unüberwindliche Hindernisse für großzügige Baupläne. Auch die gegenwärtige wirtschaftliche Not des Landes zwingt zur Beschränkung.

Großartig sind die Neusiedlungen im Osten der Stadt, die, hervorgerufen durch die Wohnungsnot, ganz neue Stadtteile erstehen ließen, sowie die bereits 1908 errichtete Eisenbahnwerkstätte mit ihren Wohnkolonien.

Neben den, durch den Einwohnerzuwachs Tausender von Flüchtlingen aus den entrissenen Gebieten, notwendigen Neubauten für Wohnungszwecke, setzte 1922 eine Regelung der Wohlfahrtspflege ein. Es wurde ein Zentrum gebildet, das sowohl die öffentliche als private Wohlfahrtspflege umfaßt.

Die Fürsorge umfaßt alle Gebiete des Lebens, bis zur Gründung und Unterstützung der für das Volkswohl so wichtigen Schreiber-Kleingartenkunst und Kleintierzucht. Die umfassende, in viele Sondergebiete zerfallende Tätigkeit des Wohlfahrtsamtes ist eine gewaltige, aus der ich vor allem herausheben möchte:

Das Kinderheim, früher Lungenheilstalt in Derschau, die Jugendheime in Bolko und Czarnowanz. Das Kinderheim, vor dem Kriege gegründet, ist in der Nachkriegszeit bedeutend erweitert worden und ermöglicht die Unterbringung der Kinder, während des ganzen Jahres, in prächtigen Kieferwaldungen.

Die Jugendheime sind ganz neue Gründungen. Sie wurden erforderlich, als Oppeln über die Verhältnisse einer Kleinstadt hinauswuchs und die furchtbare Wohnungsnot die Volksgesundheit aufs höchste gefährdete; besonders die der heranwachsenden Kinder. Die Unterbringung der Kinder in fernliegenden Ferienheimen genügte nicht mehr. So wurde in Bolko und in Czarnowanz das Jugenderholungsheim errichtet und 1925 der Benutzung übergeben. [...]



Oppeln stand mit seiner Bücherei nach Ausbruch des Krieges an letzter Stelle aller größeren Städte. Die Mittel zu dieser so nötigen Einrichtung flossen nur spärlich zu, hörten zuletzt ganz auf. Ungeeignete Räume, die Unmöglichkeit von Neueinstellung moderner Bücher verurteilten die Volksbücherei in Oppeln zum langsamen Sterben.

Das war umso mehr zu beklagen, als überall die Büchereien zur Stärkung unseres Deutschtums herangezogen werden mußten; wie dies auf der gegnerischen Seite, zur Ausbreitung des Polentums, geschieht. Auch wird die Frage der Schundliteratur und ihrer schweren Schädigungen für die breiten Volksschichten, am besten durch eine Stadtbücherei gelöst werden können.

Heute hat die Bücherei ihr eigenes Heim auf dem Getreidemarkt; eine öffentliche Lesehalle ist ihr angeschlossen. Der Bücherschatz ist im Verhältnis zur Einwohnerzahl Oppelns noch gering; aber er mehrt sich erfreulicher Weise von Monat zu Monat. Wie notwendig die Stadtbücherei für die Stadt ist, beweist ihre starke Benutzung.

Theater und Musik finden in Oppeln ihre ständige Heimstätte. Stadt- und Eichendorffgemeinde, sowie die Vereinigung katholischer Akademiker sorgen für Vorträge über Wissenschaft und Kunst, die von ersten Kräften zu Gehör gebracht werden.

Ein Wort noch über die konfessionellen Verhältnisse.

Katholiken, Protestanten, Juden leben friedlich miteinander. Die katholische Gemeinde ist die größte. Sie besitzt, außer ihren drei Kirchen, seit neuester Zeit noch die Jesuitenniederlassung in der Sedanstraße, deren Gottesdienst vom Publikum begeistert aufgenommen wird.

In der Kriegszeit hat Oppeln, Stadt und Land, einen erhebenden Gemeinsinn gezeigt. Während der Besatzung gehörte Mut und Besonnenheit der Stadtväter dazu, allzugroße Schädigungen von der Stadt fernzuhalten. Sie hat der Leiden genug erfahren müssen, durch den Übermut der feindlichen ‚Beschützer‘. Auch im Polenaufstand war sie stets bereit, sich mit allen ihren Kräften einzusetzen, zur Abwehr polnischer Gelüste und zur Linderung des Elends der heimatlos gewordenen Flüchtlinge aus dem Industriebezirk. [...]

Das erlebte und geschaute Elend war groß; schwer lag der Druck der Besatzung auf Obrigkeit und Stadtverwaltung. Doch sollen hier keine Einzelheiten erzählt werden. Froh der ihr gebliebenen Freiheit, strebt die Stadt vorwärts auf geistigem und wirtschaftlichen Gebiet, hoffend daß sie die schwere Not unserer Zeit siegreich überwinden werde.

Erfreulicher Fortschritt zeigt sich besonders im öffentlichen Verkehr. Der Ausbau der Autobuslinien zwischen Oppeln und den Landgemeinden der Umgegend erweitert sich stetig und bringt Stadt und Land einander immer näher, was für das Wirtschaftsleben der Stadt außerordentlich wertvoll ist. Lebhafter Straßenverkehr, reiche Lichtreklame, lockende Auslagen der Geschäfte, Kaffees, Kinos nicht zu vergessen, geben der Stadt einen großzügigen Charakter, der ihr ja auch als Residenz der Provinz Oberschlesien und Sitz des Oberpräsidenten zukommt.

Die gärtnerischen Anlagen der Stadt werden mit großen Kosten und Mühen geschaffen und erhalten. Sie haben in dem Zementstaub der umliegenden Industrien einen argen Feind, der ständig zu bekämpfen ist. Auch verlangt der Boden, der zum großen Teil aus Kalk besteht, besondere, sorgfältige Behandlung.

Als nahe wertvolle Erholungsstätten müssen hervorgehoben werden: Die Bolkoinsel, die zwar nie die Pracht der Margareteninsel bei Budapest erreichen kann, aber doch als ein kleines Abbild derselben gelten mag. Zum Volkspark umgeschaffen, bietet sie mit dem sie umschlingenden Wasserbande, dem gepflegten, blühenden Strauchwerk und allerlei Blumen dem Naturfreunde reiche Abwechslung und Erholung für Herz und Sinne.

Die Luisenhöhe (Winau) ist jetzt mit dem Autobus leicht zu erreichen und auch im Winter als Rodelplatz ein viel besuchter Erholungsort. Wer mehr will, findet in den umliegenden Wäldern reichlich Gelegenheit zum Wandern. Überallhin besteht gute Bahnverbindung oder Autoverkehr und dreimal in der Woche ist ein Extrazug eingelegt worden. Hervorgehoben seien: Czarnowanz, Derschau, Dambrau, Malapane, Zawadzki, Tillowitz, Tost, Scharnosin, und besonders das *B a d C a r l s r u h e*. [...]

## **Kommentar**

Im zitierten Abschnitt des Quellentextes wird das Stadtbild Oppelns Ende der 1920er Jahre skizziert. Die in Ratibor geborene Elisabeth Grabowski (1864–1929), die Verfasserin der Arbeit, war etablierte Schriftstellerin, Volkskundlerin und passionierte Forscherin der deutschsprachigen ober-schlesischen Regionalkultur. Dank ihrem Vater und zahlreichen Auslandsreisen begann sie sich schon recht früh für die Literatur und Kunst zu interessieren (Rostropowicz 2006: 90). Während ihres Aufenthaltes in Ungarn nahm sie Kontakt zu den Vertretern der Wiener Künstlerkolonie Göding auf und kam mit der mährischen Volkskunst in Berührung. Eine Zeit lang lebte sie dann in Berlin, wo sie sich hauptsächlich dem literarischen Schaffen widmete, Mitglied des Deutschen

Schriftstellerverbandes wurde und u. a. eine Serie von Artikeln (*Bilder aus Ungarn*) in einer Frauenzeitschrift zu veröffentlichen vermochte.

Seit 1915 bis zu ihrem Tod lebte Grabowski in Oppeln. Des Öfteren unternahm sie zahlreiche Reisen in der Region, um die Sitten und Bräuche der Bewohner bestimmter Ortschaften kennenzulernen und nach authentischen volkstümlichen Texten zu suchen. Auf diese Weise konnte sie später eine Sammlung regionaler Sagen und Märchen aus Oberschlesien herausgeben (Grabowski 1922). Elisabeth Grabowski gilt als Wegbereiterin der ober-schlesischen Volkskunde, da sie sich auf diesem Gebiet noch vor dessen wissenschaftlicher Erschließung verdient gemacht hat. Das erworbene Wissen zum ober-schlesischen Brauchtum versuchte sie sowohl in Form von Publikationen als auch in öffentlichen Vorlesungen zu verbreiten.

Darüber hinaus war Grabowski eine begabte und leidenschaftliche Erzählerin. Dieser Umstand fand seinen Niederschlag in ihrem Beinamen „Oberschlesische Märchentante“. Sie ist Verfasserin von siebzehn Büchern, darunter von zahlreichen Erzählungen, Legenden und Märchen. Ihre Arbeiten sind u. a. in folgenden Zeitschriften erschienen: *Oppelner Heimatblatt*, *Der Oberschlesier*, *Oberschlesien*, *Eichendorff-Blätter*, *Unsere Heimat*, *Der Landbote*, *Aus dem Beuthener Land*.

In ihrer landeskundlichen Studie *Schlesische Städte* werden 34 Ortschaften (außer Oppeln beispielsweise auch Beuthen, Gleiwitz, Groß Strehlitz, Krappitz, Kreuzburg, Neisse, Ratibor und Tost) vielseitig dargestellt: im Hinblick auf deren Geschichte, Architektur, Sehenswürdigkeiten vor dem Hintergrund der historischen Entwicklung des Kulturlebens sowie ihres damaligen Ranges. In dem Vorwort bezeichnet die Autorin ihre Arbeit zunächst als „Heimatbuch“ – als ein Geschenk für die Oberschlesier, die außerhalb ihrer Heimat leben (müssen). Ferner sei das Buch auch für diejenigen bestimmt, die sich für diese Region interessieren und deren Relevanz für die deutsche Wirtschaft zu schätzen wissen. Darüber hinaus macht sie keinen Hehl daraus, dass es sich dabei gleichzeitig um ein „Werbebuch“ handelt, das durch die Darstellung und Verbreitung der Geschichte des wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiegs Oberschlesiens die Region weit über ihre Grenzen hinaus fördern sollte.

Aus der heutigen Perspektive betrachtet erhalten die Aufzeichnungen von Grabowski weitere Dimensionen. Denn einerseits handelt es sich dabei um die Dokumentation einer bestimmten Entwicklungsstufe der Stadt Oppeln/Opole unter der preußischen Regierung, gleichzeitig werden aber auch relevante Phänomene und Ereignisse vor deren historischem Hintergrund erklärt und

somit für heutige Leser nachvollziehbar gemacht. Da viele im Text geschilderte Objekte bis heute existieren, bleibt auf diese Weise die Kontinuität erhalten und die Geschichte der Stadt wird weiter geschrieben.

Der eigenen Schilderung der Verfasserin wird eine mehr als zehn Jahre früher geäußerte Meinung eines Journalisten vorangestellt: Demnach soll Oppeln eine reizlose, graue und langweilige Stadt gewesen sein. Grabowski setzt sich mit dieser Ansicht auseinander, indem sie die geschichtliche Entwicklung Oppelns beschreibt und wesentliche Erfolge der Stadt würdigt. Die damalige Provinzhauptstadt wird als ein wichtiges Verwaltungszentrum Oberschlesiens dargestellt, dabei wird auf mehrere Bereiche des öffentlichen Lebens eingegangen.

Aus dem angeführten Abschnitt erfahren wir zunächst einiges über die Herkunft der polnischen Ortsbezeichnung und über die ersten Ansiedlungen. Die Verfasserin erwähnt sowohl die historischen Sehenswürdigkeiten der Stadt (z. B. Kirchen, Bürgerhäuser auf dem Ring, das Piastenschloss und dessen Wiederaufbau) als auch den Neubau (insbesondere den prachtvollen Sitz der Reichsbahndirektion sowie die Neusiedlungen im östlichen Teil).

Viel Aufmerksamkeit wird auch der Entwicklung des städtischen Bildungswesens geschenkt, vor allem vor dem Hintergrund der Tätigkeit des Jesuitenordens und der bereits 1670 erfolgten Gymnasiumgründung. Als weitere bedeutende städtische Lehranstalten werden u. a. die Oberrealschule und das Oberlyzeum, zahlreiche Volksschulen, die städtische Haushaltungs- und Gewerbeschule, Fortbildungsschulen sowie Kindergärten genannt.

Die wirtschaftliche Entwicklung von Oppeln wird insbesondere auf das Kalkvorkommen in der Stadtumgebung und die im Zusammenhang damit entwickelte Kalk- und Portlandzementindustrie zurückgeführt. Wie die Autorin betont, sei dabei der Oder-Umschlagshafen nicht wegzudenken. Auch im Bereich des Verkehrs wird ein „erfreulicher Fortschritt“ verzeichnet. Erwähnt werden öffentliche Autobuslinien zwischen Oppeln und den Landgemeinden der Umgebung, gute Bahnverbindungen sowie zunehmender Straßen- und Autoverkehr.

Bereits in den 1920er Jahren erwies sich die Insel Bolko nicht nur als ein wichtiges Freizeit- und Erholungsgebiet für die Einwohner der Stadt, sondern auch als ein Mittel zur Beseitigung des Zementstaubs. Dies zeugt eindeutig von dem schon recht früh keimenden Umweltbewusstsein der Stadtväter, deren Gedanke heute weiter entwickelt wird.

Im Zusammenhang mit der Flüchtlingswelle aus den 1922 an Polen entfallenen oberschlesischen Gebieten entwickelte sich in Oppeln das städtische System der

Wohlfahrtspflege. Die Verfasserin erwähnt in diesem Kontext Notunterkünfte, Betreuung der Flüchtlinge, Ausbau der Kinder- und Jugendheime.

In Bezug auf die konfessionelle Zusammensetzung der Stadt Oppeln in dem 3. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wird auf friedliches Zusammenleben von Katholiken, Protestanten und Juden verwiesen, von denen die katholische Gemeinde mit ihren drei Kirchen am stärksten war.

Und nicht zuletzt wird der Bereich Kultur angesprochen. Oppeln wird in diesem Zusammenhang als Theater- und Musikstandort präsentiert. Grabowski scheint somit unter anderem den späteren Ruhm Oppelns als die Hauptstadt des polnischen Liedes mit mehreren Theaterbühnen und einer eigenen Philharmonie zu antizipieren. Des Weiteren wird auf ein reiches Angebot an Vorträgen zu wissenschaftlichen und kunsthistorischen Themen verwiesen, aus dem sich bekanntlich erst viel später (1994) eine Universität herausgebildet hat.

Lediglich der Bestand an deutschsprachigen Büchern wird im Verhältnis zur Einwohnerzahl als gering beklagt, so dass die Verfasserin den dringenden Bedarf an einer Stadtbücherei diagnostiziert, den man aus heutiger Perspektive als längst überwunden betrachten kann: Außer dem ganzen Netzwerk öffentlicher Stadtbibliotheken und der prächtigen Woiwodschaftsbibliothek existieren im heutigen Opole auch zwei Bibliotheken mit hauptsächlich deutschsprachigen Beständen (Österreich-Bibliothek und Joseph von Eichendorff Zentralbibliothek), die an den multikulturellen Charakter der Stadt anknüpfen und die Traditionen des deutschsprachigen Raumes weitervermitteln.

Ein bemerkenswerter Teil der Arbeit von Grabowski ist der Trachtenforschung gewidmet (vgl. Moszek 2003: 10), angeregt wohl einerseits durch Besuche im Museum für Volkskunde in Berlin, andererseits aber auch auf das Interesse für schlesische Feste und Sitten (u. a. Hochzeits-, Weihnachts-, Oster- und Faschingssitten) zurückzuführen. Das Ergebnis der Beschäftigung mit dieser Thematik stellt das unter dem Titel *Die Volkstrachten in Oberschlesien* (Grabowski 1935) posthum veröffentlichte Werk von Elisabeth Grabowski dar, das mit zahlreichen Bildern und mehrfarbigen, von der Autorin verfassten Abbildungen ausgestattet ist.

Insgesamt gilt das Festhalten und Bewahren des Bildes Oberschlesiens aus der Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als das bedeutendste, zeitlose Verdienst von Elisabeth Grabowski (vgl. Rostropowicz 2006: 93). Als vielseitig tätige und passionierte Regionalistin dokumentierte sie für die Nachwelt das Brauchtum und den Alltag Oberschlesiens, sammelte und veröffentlichte Legenden, Sagen und Märchen aus der Region, um sie auf diese Weise vor

Vergessenheit zu bewahren. Darüber hinaus war sie um die Verbreitung des volkskundlichen Wissens bemüht, indem sie Beiträge zur einschlägigen Thematik für diverse Schriften verfasste. Auch ihr eigenes literarisches Schaffen verdient Anerkennung und bildet einen festen Bestandteil der Literaturgeschichte Oberschlesiens.

## Literaturverzeichnis

GRABOWSKI, Elisabeth (1922): Sagen und Märchen aus Oberschlesien. Breslau.

GRABOWSKI, Elisabeth (1927): Wanderungen durch Oberschlesiens Städte. Oppeln.

GRABOWSKI, Elisabeth (1935): Die Volkstrachten in Oberschlesien. Breslau.

HEIDUK, Franz (1990): Oberschlesisches Literatur-Lexikon: biographisch-bibliographisches Handbuch. Teil I. Gebrüder Mann Verlag: Berlin.

MOSZEK, Ewelina (2003): Elisabeth Grabowski – eine bahnbrechende Frau. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Opole.

ROSTROPOWICZ, Joanna (2006): Elisabeth Grabowski. In: ROSTROPOWICZ, Joanna [Hg.] Ślązacy od czasów najdawniejszych do współczesności. Schlesier von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Band II. Opole, S. 90-93.

LINEK, Bernard / MICHALCZYK, Andrzej [Hg.] (2015): Leksykon mitów, symboli i bohaterów Górnego Śląska XIX–XX wieku. Opole.

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

### 1. Glossar – worum handelt es sich bei folgenden Begriffen?

*Pechsieder – Bedrängnis – Bodenkultur – Wohlfahrtspflege*

### 2. Erläutern Sie folgende, im zitierten Abschnitt verwendete Ausdrücke:

- *jmdm./einer Sache jeden Reiz absprechen;*
- *Hort der grauen Langeweile;*
- *mit gediegener Pracht ausstatten;*
- *sich zu einer achtungsvollen Höhe entwickeln;*
- *als Abbild von etw. gelten.*

### 3. Fragen zum Textverständnis:

- a) Wie wurde Oppeln um ca. 1915 von Fremden wahrgenommen?
- b) Inwiefern hat sich das Stadtbild innerhalb des nächsten Jahrzehnts verändert?
- c) Wie wird die Herkunft des Namens „Opole“ erklärt?
- d) Welche Sehenswürdigkeiten von Oppeln werden im Text von Grabowski genannt?
- e) Welche Relevanz besaß die Kalkgewinnung für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt?
- f) Worin besteht das Verdienst des Jesuitenordens bei der Entwicklung des Schulwesens von Oppeln?
- g) Welche Bildungseinrichtungen gab es damals in Oppeln?
- h) Welchen Einfluss auf die Entwicklung der Stadt hatten die Steinschen Reformen?
  - i) Was bezeichnet die Autorin als „entrissene Gebiete“?
  - j) Welche Freizeitgestaltungsmöglichkeiten gab es in Oppeln Ende der 1920er Jahre?

### 4. Nennen Sie Beispiele für die im Text genannten Sehenswürdigkeiten von Opole, die bis heute erhalten blieben. Wie heißen sie auf Polnisch?

### 5. Was kann man über das damalige Schulwesen Oppelns aus dem Text erfahren? Erläutern Sie, was Sie unter folgenden Schultypen verstehen:

- Oberrealschule und Oberlyzeum
- Volksschulen
- die städtische Haushaltungs- und Gewerbeschule
- Fortbildungsschulen

### 6. Weiterführende Fragen und Aufgaben:

- Vergleichen Sie das Stadtbild Oppelns zum Zeitpunkt der Entstehung des Textes von Grabowski mit dem heutigen Stand.
- Inwiefern hat sich die Rolle und der Rang von Oppeln seit den 1920er Jahren verändert?
- Veranstalten Sie einen Stadtrundgang „Auf den Spuren des deutschsprachigen Oppelns“. Planen Sie eine genaue Route mit einzelnen Stationen.



AGNIESZKA KLIMAS (Opole)  
ORCID 0000-0003-4899-6655

## Arnold Zweig und das Ostjudentum

**Abstract:** Das deutsche und osteuropäische Judentum sowie dessen antisemitische Erfahrungen vor und nach dem Ersten Weltkrieg spielen eine bedeutende Rolle in der Novellistik und Essayistik des schlesischen Schriftstellers Arnold Zweig (1887–1968). Die letztere bietet eine Reihe von Versuchen, die kulturellen Leistungen deutscher und europäischer Juden auf verschiedenen Feldern zu bilanzieren. Mit seinem publizistischen Werk behandelt Zweig in erster Linie die Problematik des Judentums und seiner Verbürgerlichung in der deutschen Gesellschaft und setzt sich mit dem modernen Antisemitismus auseinander.

**Schlüsselbegriffe:** Ostjudentum, Antisemitismus, Kapital, Außenpolitik

**Quellentext: Arnold Zweig: Aussenpolitik und Ostjudenfrage. In: Neue Jüdische Monatshefte. 4. Jg., Heft 11/12, 1919/1920, S. 244–249.** (Die Originalschreibweise wurde beibehalten).

1. Am 17. August 1898 berichtet der alte Fontane in einem Briefe, aus Karlsbad beiläufig, von einer Bemerkung Professor Lassons, der ihm ‚mal zwischen Berlin und Steglitz sagte: «ein wirkliches Interesse für deutsche Literatur hat nur die Karl-Emil-Franzos-Gegend.» Ach, er hatte recht,‘ setzt der Dichter der fritzischen Helden und märkischen Edelleute hinzu; und als ich vor kurzem im Dezemberheft der *Neuen Rundschau* diese Stelle las, fielen mir rasch hintereinander die zwei kleinen Fakta ein, die ich, der Leser suche sich den Zusammenhang, hierher zu setzen gelaunt bin. Einer der begabtesten Dichter neuhebräischer Prosa erzählte mir einmal, bis zu seinem 12. Jahre habe er in seinem galizischen Städtchen geglaubt, es werde auf der ganzen Erde nur deutsch geschrieben – gesprochen wurden allerhand Sprachen, geschrieben und gedruckt aber werde von Nichtjuden nur deutsch, und es bereitete ihm keine geringe Erschütterung, als er erfuhr, es gebe einen jüdischen Schriftsteller,



namens Zangwill, der schreibe englisch. Dies das eine Geschichtchen. Das andere spielte in einer süddeutschen Universität. Dort fragte ich einen jungen ostjüdischen Studenten, ob er wisse, dass auf einem Friedhof der Stadt sich das Grab Hölderlins befinden müsse und ob er mit mir kommen wolle, es aufzusuchen; der Friedhof sei verwildert und das Grab nicht gekennzeichnet und ungepflegt. Der junge Mann aber meinte, es sei jetzt leicht zu finden, zwei seiner Freunde, die ich wohl kannte, arme Galizier gleich ihm, hätten es vom Wächter des Friedhofs sich zeigen lassen und unter Aufwendung einigen Geldes! dafür gesorgt, dass es in Stand gebracht und gehalten werde, wie es dem tragischen Genius angemessen sei, der darin ruhe. Als ich ihn nach den Beiden fragte, lächelte er ein bisschen und meinte, sie seien, als vom nächsten Semester an ausgewiesen, bereits abgereist. Da nun das wohlerhaltene Geburtshaus Hölderlins, den wir für den einzigen, Goethe ebenbürtigen deutschen Genius halten, in diesem Jahre von seinem Besitzer, einem schwäbischen Weingärtner, praktischerweise abgebrochen worden war, um einer Kelter Platz zu machen, freute sich mein sentimentales Gemüte, dass nun wenigstens dieses Grab, dank der Liebe zweier Galizianer, bemerkbar bleiben wird.

2. Es erscheint klug, den gemütlichen Tonfall der Anekdote aufzugeben und stramm zum Thema zu schreiben, mit einleuchtender Deutlichkeit und ohne doppelten Boden – zu einem Thema, welches der deutschen Politik angehört – der äusseren, wie der inneren. Der äusseren Sprechen wir von ihr. Alle Akte eines Volkstums, die über seine politischen Grenzen hinauswirken, sind Akte der äusseren Politik. Sie beeinflussen entscheidend das Bild, das ein Volk von aussen gesehen bietet, und auf das allein sich das Werturteil der Mitvölker gründet – dieses moralische Phänomen, über das die ‚Realpolitiker‘ sich so lange mokierten, als es sie nicht erschlagen hatte. Die Gesinnung der Abendländer gegen ein Volk ihrer Gemeinschaft ist eine Wirklichkeit ersten Ranges; so fällt jedes symptomatische Geschehen innerhalb eines Staates zugleich mit Notwendigkeit, als dem europäischen Urteil unterbreitet, in jene aussenpolitische Sphäre. Wehe, wenn man nun daraus sofort eine ‚praktisch-politische Maxime‘ ableiten, das heisst, seine inneren Akte nach dem Eindruck einrichten wollte, den sie nach aussen machen. Denn jede mit dem Schielen nach jener Oeffentlichkeit gefälschte Handlung ist sofort eine vergebens getane Handlung.

Europa ist nicht dumm genug, sich etwas vormachen zu lassen, ohne kühl zu registrieren, dass jemand Eindruck schinden wolle; was den Eindruck bekanntlich ins Gegenteil wendet. Es kommt alles darauf an, frei und aus der Gesinnung des nationalen Wesens heraus zu handeln! und das Urteil der Welt als Folge zu tragen – Urteil und praktische Folgerung daraus, die eine Einheit

sind. Auf jede Aeußerung der Deutschen Republik, die eine Gesinnung des jungen Staates ausspricht, wie auf jede seiner Teilstaaten, ist die europäische Oeffentlichkeit heute aufmerksam, denn von dieser Gesinnung hängt die Haltung ab, die sie gegen uns einzunehmen gewillt ist, und von dieser Haltung der Weg, den wir durch diese fürchterliche Gegenwart gehen.

Die Ostjuden sind eine in jedem Sinne praktische, schwächere Gemeinschaft als die Deutsche Republik. An der Haltung eines Schwachen gegen den Schwächeren erkennt man untrüglich seine geistige Struktur: ob er der Gerechtigkeit selber fähig sei, die er beständig anrufen muss, hier entscheidet es sich. Ob er die innere Wandlung wirklich erlebt hat, die er von sich bezeugt, hieran erkennt man es, und man richtet sich in Vertrauen und Misstrauen darnach ein mit vollem Recht. Nichts hat dem neuen polnischen Staate mehr geschadet, als die Judenmetzeleien, mit denen er seine neue Freiheit einleitete und befleckte: die Probe an dem Schwächeren ist untrüglich. Dies ist ein Beispiel und kein Vergleich, denn schon das Vertrauen in die sittliche Kraft des gemeinen Mannes, das sich in dreieinhalbjähriger Kameradschaft aufbauen und erproben konnte, würde ihn nicht für erlaubt halten, von allem anderen abgesehen. Da politisch ein Ausdruck öffentlicher Sittlichkeit ist, müsste hier an diese Wahrheiten – Binsenwahrheiten wie bekannt – erinnert werden, damit man sich jetzt um so unabgelenkter der Gegenüberstellung widmen könne, die in der Niederschrift ausgedrückt ist.

3. Hat man den begeisterten und leidenschaftlich frohen Empfang schon vergessen, den die ostjüdischen Städte und Städtchen den deutschen Eroberern im Jahre 1914 und 1915 bereiteten? Er galt nicht den ‚Befreiern von russischem Joch‘, sondern der deutschen Kultur. Die zarische Politik der Bülow-schen Aera hatte nicht vermocht, dem ostjüdischen Volke die Gleichsetzung: Deutscher Geist gleich Schillers Geist, auszutreiben. Mit der erschütternden und erhabenen Unverdorbenheit, mit der diese Menschenart die Führerschaft des Dichters in seinem Sprachbezirk – die Repräsentation des deutschen Volkes durch 1 seine klassischen Dichter – anschaut mit der strengen und gesicherten Tradition, mit der sie Anschauungen über Generationen hin vererbt, mit der tiefen dankbaren Treue, die sie mit allem verbindet, was an Güte und Gerechtigkeit zu ihr hinüber scholl: in dieser Haltung empfing der ostjüdische Geist den deutschen Geist – empfing in Gestalt des Weltkriegssoldaten das repräsentative deutsche Jahrhundert von ‚Lessing bis Nietzsche‘. Niemals sind besetzte Gebiete argloser und vertrauender einem Besetzer entgegen gekommen: vertrauend in seine sanitären Massnahmen, seine Rechtspflege, seine Umgangszivilisation, seine wirtschaftlichen Anordnungen, sein Verständnis für

Fremdes, seine Achtung davor. Niemals war die Gelegenheit besser, durch ein Quentchen Menschlichkeit und Menschenkenntnis die Brücke, die durch die sprachliche Verwandtschaft des Neuhochdeutschen und des Jüdischen in der mündlichen Verständigung geschlagen war, ins Seelische zu verlegen. Moralische Eroberungen – hier waren sie nicht zu machen, nur zu sehen, nur zu wollen. Ich kenne viele nichtjüdische Soldaten, Männer aller Bildungsstufen, vom Leutnant bis hinauf zum bejahrten Landsturmmann, die mir dies alles bezeugen werden, die im Umgang mit den Ostjuden wieder das Staunen vor dem Menschen gelernt haben, das sie im Graben und in der Feuerzone vorher zu verlernen Gelegenheit hatten.

Und nun ermesse man, was geschehen musste, um: diese Bevölkerung innerhalb dreier Wochen zu ernüchtern, zu enttäuschen, zu verstören und bis zur Resignation durch alle Stadien der Empörung zu jagen. Trotz des redlichen Versuches der Verwaltung, die Bevölkerung zu gewinnen und zu behandeln, trotz einer gewissen Anzahl wohlwollender und einsichtiger Funktionäre ging durch die Ausführung aller Massnahmen im besetzten Gebiet ein so stupider und brutaler Antisemitismus, dass selbst Exzellenzen bekennen mussten: ‚Gegen den Feldwebel bin ich machtlos und gegen den Leutnant auch‘. Dieser Antisemitismus, man höre zu, der es den einzelnen Deutschen unmöglich machte, die Tatsachen um ihn herum auch nur zu sehen, ohne sie sofort, schon im Aufnehmen, gehässig zu entstellen und mauschelnd zu verdrehen, war die Folge einer jahrzehntelangen Propaganda, die die Ostjuden verleumdete und die deutschen Juden meinte – einer Propaganda für Grenzschluss und Ausweisungen, für Ausnahmegesetze und Schikanen, für Verachtung und Misshandlung, einer Propaganda, die von fleghafter, tückischer und feiger Dummheit platzte.

[...]

4. ‚Meine Herren, ich habe nur materialistisch zu Ihnen zu reden[.] Die deutsche Wirtschaft wird früher als Sie meinen mit dem Osten wieder in Austausch kommen müssen. Es wird von hinreichender Bedeutung sein, in den östlichen Ländern Kontrahenten zu finden, die mit uns arbeiten wollen. Wollen: auf den Willen kommt es an; erregt man durch seine pure politische Zugehörigkeit Antipathie, so ist an Beziehungen nicht zu denken. Ich denke, dass der Krieg, in dessen Schatten alle heutigen Ereignisse sich vollziehen, uns die unvergleichliche Wichtigkeit der Sympathie gelehrt haben wird und der augenblickliche Zustand wird die uns noch besser begreifen lehren. Die Sympathie der östlichen Gebiete gehörte vor dem Friedensschluss der Entente; jetzt stehen die Chancen nicht mehr ganz so ungleich, aber an sich unscheinbare Entschlüsse,

etwa solche, die sich auf die in Deutschland lebenden Ostjuden beziehen, können uns jetzt empfindlich und auf langehin schaden. Es steht zu erwarten, dass die endgültige Regelung der palästinisch-zionistischen Pläne Englands die ostjüdische Auswanderung nach dem neuen jüdisch-arabischen Gemeinwesen lenken wird und was die ostjüdisch radikalen Sozialisten anlangt, so bekenne ich, dass man mir wenigstens mit dem Bolschewistenalp keine Bange machen kann, denn ich weiss, dass der deutsche Arbeiter von Methode Demokrat ist, auch wenn er das Rätssystem als seinen Parlamentarismus anstreben sollte. Was aber die wirtschaftliche Unmoral angeht, die man den Ostjuden nachsagt, so weiss ich, dass man uns Deutschen einen schlechten Dienst tut, wenn man dadurch unsere Augen von der eigenen Bresthaftigkeit fortlocken möchte; und das will man damit ganz offenbar, denn – mit erhobener Stimme – ‚man verhindert uns dadurch, selber wieder zu gesunden; man möchte uns einlullen und uns die beschämende Tatsache vergessen machen, die bei uns während dem Kriege offenkundig wurde und die der Dichter und Psychologe Heinrich Mann in seinem Buche *Macht und Mensch* sehr prägnant formuliert wie folgt: ‚Auf Frechheit der neuen Reichen, die prassen im Angesicht der bleichenden Not, antwortet von unten der Diebstahl und erhebt sich zum anerkannten Volksbrauch.‘ Nur indem wir uns die eigene Krankheit eingestehen, vermögen wir ihr beizukommen und nicht, indem wir andere Gesamtheiten als ihre Träger denunzieren; das ist unpatriotisch im echten Sinne des Wortes und unmoralisch ausserdem. Den wenigen Ostjuden, denen wir Schiebertum und Diebstahl an unserer Wirtschaft nachreden können, stehen, selbst von den in Deutschland lebenden, immer fünfzig redliche und nützlich Arbeitende gegenüber, und wir werden uns nicht zu beschweren haben, wenn unsere eigenen Auswanderer in der leidigen Fremde mit dem Masse gemessen werden, das wir selbst an Einwanderer legen, wenn wir sie summarisch mit Hemmungen aller Art belegen. Wir bedürfen des Entgegenkommens, selbst der Ostjuden, meine Herren, die Wage hat sich ein wenig zu unseren Gunsten gehoben; und ich wenigstens lehne die Verantwortung ab, für so dumme Eingriffe ins Werden neuer Lebensbeziehungen unserer kranken empfindlichen Wirtschaft.‘

5. Würde man einen Politiker anhören, der so spräche? Würde man ihm beipflichten und glauben? Ich weiss es nicht. Ich aber, der ich die Ostjuden kenne und der ich an anderem Orte von ihnen reden werde, sage zum Schlusse: abgezogen die Anbetung der Gewalt, die unter ihnen vereinzelter ist, als anderswo und ganz neu sind es Menschen wie andere, uns bewährter, unverfälschter, zu allem Guten hinreissbar und verführbar zu weniger Schlechten als die Menschen im Westen. Was man gegen sie auch unternehme, man wisse nur, dass

wir es gegen uns getan fühlen und dass wir, nicht nur als Juden, sondern als Deutsche vor allem, uns dagegen nach Kräften wahren werden. Die Liebe zum deutschen Wesen und Geiste, von der am Anfange die Rede war, hat viele von diesen jungen und alten Ostjuden noch heute nicht verlassen, und wenn die deutsche Politik sich nicht den besten Seiten oder den durchschnittlichen irgend eines Volkstums anpasst, sondern in böswilliger und gehässiger Ausbeutung augenblicklicher deutscher Notlage (Universitäten sind vorangegangen!) den schlechten und verurteilenswerten Instinkten derer folgt, die sich, um jenes Volkstum zu kennzeichnen, an den niedrigsten Typus halten den es aufweist, so schadet sie zwar im Augenblick einigen tausend Ostjuden aber auf die Dauer und ganz tief vor allem dem deutschen Wesen. Die Lüge, der man diese vier Kriegsjahre verdankt und all ihre üblen Folgen, wäre nicht so gut geglaubt worden, wenn nicht den Deutschen von der chauvinistischen Schule an bis hinauf in die Parlamente und Zeitungen von allen Nachbarvölkern blöde Zerrbilder geboten worden wären, wenn sie nicht auf Frankreich mit ‚Décadence‘, auf England mit ‚business‘, auf Amerika mit ‚Humbug‘ und auf Serbien mit ‚Läusen‘ zu reagieren wohl dressiert worden wären. Nun wohl, auf Ostjuden reagiert man heute mit ‚Wucher‘ und dann wundert man sich, wenn Europa, sachlich unterrichtet, mit tiefem Misstrauen den Deutschen ansieht, der als ewiger Schuljunge, von keiner Katastrophe belehrbar, statt der Dinge selber Schlagworte seiner verderblichsten und gehässigsten Schulmeister nachschwätzt und befolgt. Politik geht nach Ideen; Gerechtigkeit und Anstand sind auf die Dauer stärkere Realitäten als Rohstoffe und Hunger, und darum wehe dem Volke, das sich, ohne die grosse Achtung vor sich selbst, die man Selbstbeherrschung nennt, unter dem Schein einer sachlichen Massregel von der Wut und Verachtung hinreissen liesse, die man ihm einem Schwächeren und im übrigen Unbekannten gegenüber eingeflösst hat. So wird immer nach dem Masstab gemessen werden, den man selbst anlegt und all die hohen Tugenden des deutschen Wesens, die wir hinter einer hässlichen anarchischen Oberfläche umbildend am Werke wissen, werden ihm nichts helfen. Der Fremde urteilt nach den Taten, die er sieht und die ihm das Unsichtbare verdecken – der Fremde, der heute für Deutschland Europa heisst, und der Herr der Politik ist. Die Politik aber ist das Schicksal.

## Kommentar

Arnold Zweigs (1887–1968) literarisches Gesamtschaffen ist heute weitgehend unbekannt. Obwohl der kriegskritische Romanzyklus *Der große Krieg*

*der weißen Männer* von vielen Forschern und Kritikern zu den bedeutendsten pazifistischen Werken des deutschsprachigen Kulturraums gezählt wird, wurde das novellistische und essayistische Werk des im niederschlesischen Glogau in ein jüdisches Elternhaus hineingeborenen Zweig in der deutschen Literaturforschung eher vernachlässigt. So wurde Zweig in der Altbundesrepublik beinahe vollkommen ignoriert (Seidel 2006: 9), oder, wie es schon 1963 Marcel Reich-Ranicki (1983: 253) feststellt, existiere Zweig für die Germanistik der Bundesrepublik Deutschland gar nicht. Offensichtlich führte Zweigs Entscheidung, nach der Enttäuschung seiner zionistischen Illusionen aus seinem Exil in Palästina nach Ostberlin zurückzukehren, sowie seine spätere Identifikation mit dem sozialistischen Wiederaufbau, zu einer Ablehnung seines Schaffens in Westdeutschland (vgl. Sternburg 1998: 255). In der DDR hingegen konzentrierten sich Literaturwissenschaftler beinahe ausschließlich auf Zweigs kriegskritische Romane und ließen frühe, als noch „bürgerlich“ klassifizierte Werke, auch solche mit einem jüdischen Bezug, außer Acht. Dabei ist in seinem Gesamtwerk eine sehr komplexe und zeitaktuelle Essayistik, deren Hauptthesen im novellistischen Werk aufgenommen wurden, festzustellen. Diese beiden Teile bedürfen noch einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Die Problematik des Ostjudentums spielte in Arnold Zweigs literarischem wie publizistischem Werk zunächst keine vorrangige Rolle, trotz der räumlichen Nähe seiner Kindheitsstadt Kattowitz zu dem polnischen und ukrainischen Gebiet. Erst mit der Kriegserfahrung in den osteuropäischen Regionen, angefangen mit Zweigs Versetzung an die Ostfront im Frühling 1917, richtete er seinen Blick auf die Frage des Ostjudentums<sup>1</sup>, seiner kulturellen, sozialgeschichtlichen wie religiös-geistigen Besonderheiten und Differenzen im Hinblick auf das westeuropäische bzw. deutsche, durchaus säkulare Judentum. Die Begegnung mit dem Ostjuden wurde für Zweig in dieser Zeit zum zentralen Thema seiner Publizistik. Am 19. Mai 1917 konstatiert er emotional in seinem Brief an Agnes Hesse, dass sein „eigener Wunsch, die Ostjuden persönlich zu erleben“ (vgl. u. a. Sternburg 1998: 110) in Erfüllung zu gehen scheint. Schon ein Jahr später kündigte er in einem Brief an Martin Buber seine Pläne an, sich literarisch mit der Ostjudenfrage zu befassen: „Ich werde über die Juden des Ostens soweit ich sie an den litauischen kennen lernen konnte, bei einer schon feststehenden Gelegenheit ausführlich schreiben: in einem Text zu etwa 50 Litographien Strucks. Und ich werde dort das Urteil begründen, das ich hier

---

<sup>1</sup> Mit Arnold Zweigs publizistischem Engagement für das Ostjudentum beschäftigte sich auch Karol Sauerland (vgl. Sauerland 2000: 113–116).

nur hinschreibe: der jüdische Mensch ist unzerstörbar, unverzerrbar und unablenkbar auf Güte, Herzlichkeit und Offenheit gerichtet“ (Buber 1972: 534).

Der angeführte Essay *Aussenpolitik und Ostjudenfrage* schreibt sich kontextuell in dieses Interesse ein und lässt ähnlich wie andere publizistische Texte Zweigs eine fast greifbare Nähe zu der beschriebenen Zeit empfinden. Um den Kern seiner Betrachtungen zu exponieren, zitiert Zweig einen 1898 von Theodor Fontane verfassten Brief, in dem er auf die prägnante Bemerkung Professor Adolf Lassons<sup>2</sup> hinweist und ihr zustimmt. Mit einer symbolhaften Einbettung von zwei Anekdoten lenkt der Essayist seinen Blick auf politische und sozial-geschichtliche Themen, die im Zentrum das Ostjudentum haben. Philologisch beginnt der Autor diesen Teil seiner Ausführungen mit seiner Definition der äußeren Politik und bezieht sich mit seinen Reflexionen auf die schwache politische Lage der jungen Weimarer Republik, die nach dem Ersten Weltkrieg nicht aus den europäischen Augen der Öffentlichkeit gelassen wird. Daraufhin erkennt Zweig, dass die Ostjuden, verglichen mit der Deutschen Republik, eine viel schwächere Gemeinschaft seien, und konstatiert, dass die Haltung des Schwachen gegenüber dem Schwächeren symptomatisch für den Wandlungsprozess des zweiten ist (vgl. Zweig 1920: 245).

Des Weiteren schlägt der Autor einen emotionalen Ton an, wenn er die darauffolgenden geschichtlichen Geschehnisse des Ersten Weltkrieges in den von Deutschen besetzten Regionen reflektiert. Sichtlich bezieht sich der Essayist auf die Zwangsumsiedlung von mehr als 70000 polnischen Juden als Zwangsarbeiter nach Deutschland (vgl. Bergmann 2002: 66). Er bezeichnet diese ostjudenfeindlichen Ereignisse, die auch von deutsch-jüdischen Bürgern zum Teil akzeptiert wurden, weil sie „in der Angst um ihre angezweifelte ‚völkische Gesinnung‘ [...]“ (Zweig 1920: 246) einer antisemitischen Propaganda erlagen, als einen stupiden und brutalen Antisemitismus (vgl. Zweig 1920: 246). Gleichzeitig erkennt der Autor die Wurzeln des Antisemitismus in einer jahrzehntelangen Propaganda, die sich zum Ziel genommen hat, das Ostjudentum zu verleumden<sup>3</sup>.

<sup>2</sup> Adolf Lasson (1832-1917), geboren als Ahron Lazarusson, war Berliner Realschulprofessor und Hegelforscher mit jüdischer Herkunft. Mehr über seine Tätigkeit siehe Gramenz (2016).

<sup>3</sup> Mit der Vorrangigkeit der westeuropäischen Kultur gegenüber der osteuropäischen bezüglich der jüdischen Identifikation setzt sich Zweig in seinem Roman *Junge Frau von 1914* auseinander. Es gibt in diesem Roman eine prägnante Stelle, wo die Hoffnung des deutschen Judentums und ihre Bindung an die Aufklärung sichtbar wird. Als Bertin seinen Koffer packt, wird von dem „wichtigsten Briefwechsel Goethes“ (Zweig 1999: 6), von Handbüchern der Rechtswissenschaft, zwei Bänden der Geschichte der Philosophie



Hier verweist Zweig auf eine problematische Stelle für die westeuropäischen Juden, die besorgt waren, dass durch das Bild eines ans Jiddisch gebundenen Ostjuden auch ihrer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung Schaden zugefügt werden könnte (vgl. Willemsen 2007: 75). Der Publizist identifiziert eine nach dem Krieg weiterhin bestehende antisemitische Propaganda in der ihm zeitgenössischen Politik der Republik, die auf einer „Sachkenntnis grössten Stils“ (Zweig 1920: 247) basiert und postuliert, fast mit Kants Vokabular, den „Versuch einer umfassenden und objektiven Ueberlegung“ (ebd.)

Provokativ stellt der Essayist rhetorische Fragen, ob ein rationaler Politiker überhaupt von der Gesellschaft und anderen Politikern angehört würde, ob man ihm beipflichten würde. Er setzt eine Klammer zu den am Anfang dargestellten Anekdoten und perzipiert die Andersartigkeit der Ostjuden. Wieder stellt der Autor das Argument der Kulturgemeinschaft bzw. der kulturellen Bindung der Ostjuden an die deutsche Kultur in den Vordergrund und kritisiert die ihm aktuelle deutsche Politik der Ausbeutung. Offensichtlich bezieht sich Zweig mit seiner Kritik an die seit dem Ende des Ersten Weltkrieges anwachsenden und 1919 intensivierten antisemitischen Hetzaktionen gegen die aus dem Osten nach Deutschland immigrierten Juden.<sup>4</sup> Diese Migrationsbewegung<sup>5</sup> ist mit den antisemitischen Ausschreitungen und Pogromen in den sich nach dem Krieg herausgebildeten Staaten im Osten Europas zu begründen. Hierbei soll auf die direkt nach der Wiedergeburt des polnischen Staates im November 1918 von Nationalisten initiierten Pogrome im polnischen Wilna, Lublin sowie im polnischen Lemberg hingewiesen werden (vgl. Herzig 2010). Bekanntlich bemühten sich die ostjüdischen Migranten, die eine starke Bin-

---

oder von der hebräisch-deutschen Bibel berichtet. Aber auch an einer anderen signifikanten Stelle, als die jungen jüdischen Rekruten vor der Frage stehen, ob sie an die Ost- oder Westfront wollen. Dabei zeigt Zweig, dass sie das westeuropäische Gebiet gewählt haben, denn sie wollten nicht metaphysisch in Ostjuden transformiert werden. Das bestätigt noch einmal der 1917 im Felde verfasste essayistische Beitrag *Juden und Deutsche*, wo auch das alte Judentum bei Seite geschoben und von einem modernen Juden gesprochen wird, der sowohl das Jüdische wie auch das Deutsch-Protestantische synthetisiert (vgl. Zweig 1917).

<sup>4</sup> In seiner *Bilanz der deutschen Judenheit* stellt Zweig fest: „Seit 1919 hat sie [die Partei – Bemerkung A.K.], erst in München, dann überall, die Entfremdung der Juden aus der deutschen Öffentlichkeit, ja aus dem gesamten Staats- und Geistesleben gefordert.“ (Zweig 1991: 18).

<sup>5</sup> Nach einigen Quellen zählte die Gruppe der Ostjuden im Deutschland der 20er Jahre etwa 160.000 Personen, was ein Fünftel der gesamten jüdischen Bevölkerung ausmachte (vgl. Walter 2007).



dung an ihre Traditionen sowie an das von Antisemiten verspottete Jiddisch verkörperten, nicht um die Anpassung an die deutsche Mehrheit, im Gegensatz zu den assimilierten deutschen Juden. Zweig widersetzt sich dieser These mit seinem Argument der ostjüdischen Neigung und Liebe für die deutsche Kultur und unterstützt dies argumentativ mit der Hölderlin-Geschichte sowie mit der zitierten Bemerkung Fontanes.

Mit diesem Essay setzt sich Zweig mit den Wurzeln der Stereotype über die Ostjuden auseinander, denn infolge der Kriegspropaganda wurden solche Meinungen „bis hinauf in die Parlamente und Zeitungen“ (Zweig 1920: 248) vermittelt und gleichermaßen widerspiegeln sie Zerrbilder von allen Nachbarvölkern: so beschrieb man Frankreich als „Décadence“, England wurde mit ihrer Neigung für „business“ verknüpft, auf Amerika reagierte man mit „Humbug“ und Serbien verband man mit „Läusen“. Ähnlich stereotypisierte man nach Zweig die Ostjuden als „Wucher“. Für seine essayistische Auseinandersetzung mit der antisemitischen Problematik nutzt der Schriftsteller aktuelle Themen, wie die hier miteinbezogene gesellschaftliche Diskussion über die Wege der Außenpolitik der Weimarer Republik in den ersten Jahren nach dem Kriegsende 1918. Bekanntlich blicke die Republik mit Hoffnung auf Russland und eine führende Rolle spielte in diesem Feld der damalige linksliberale Wirtschaftssachverständige jüdischer Herkunft Walter Rathenau, der 1922 von Rechtsextremen ermordet wurde. Dieser Text ist ein repräsentatives Beispiel für das argumentative Möglichkeitsspektrum der essayistischen Gattung im publizistischen Werk Arnold Zweigs.

## Literaturverzeichnis

- BERGMANN, Werner (2002): *Geschichte des Antisemitismus*. München.
- BUBER, Martin (1972): *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*. Bd. 1. Heidelberg.
- GRAMENZ, Jürgen / ULMER, Sylvia (2016): Prof. Dr. Lasson geb. Lazarusson. URL 1: [http://www.juden-in-mecklenburg.de/Personen/Prof\\_Dr\\_Adolf\\_Lasson\\_geb\\_Lazarusson](http://www.juden-in-mecklenburg.de/Personen/Prof_Dr_Adolf_Lasson_geb_Lazarusson) (Stand 3.05.2020).
- HERZIG, Arno (2010): *1815-1933: Emanzipation und Akkulturation*. Bundeszentrale für politische Bildung. URL 2: <http://www.bpb.de/izpb/7674/1815-1933-emanzipation-und-akkulturation?p=all> (Stand 4.12.2018).
- REICH-RANICKI, Marcel (1983): *Deutsche Literatur in Ost und West*. Stuttgart.

- SAUERLAND, Karol (2000): Arnold Zweig und das Ostjudentum. In: HAHN, Hans H. / STÜBEN, Jens [Hg.]: Jüdische Autoren Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main, S. 113–116.
- SEIDEL, Jörg (2006): Spielen wir eigentlich Schach oder Krieg? Zur Bedeutung des Schachspiels im Werke Arnold Zweigs. Rostock.
- von STERNBURG, Wilhelm (1998): Um Deutschland geht es uns. Arnold Zweig. Eine Biographie. Berlin.
- WALTER, Dirk (2007): Ostjuden (Weimarer Republik). URL 3: [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Ostjuden\\_\(Weimarer\\_Republik\)](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Ostjuden_(Weimarer_Republik)) (Stand 4.12.2018).
- WILLEMSSEN, Martina (2007): Fritz Mordechai Kaufmann und *Die Freistatt*. Tübingen.
- ZWEIG, Arnold (1920): Aussenpolitik und Ostjudenfrage. In: Neue Jüdische Monatshefte. 4. Jg., Heft 11/12, S. 244–249.
- ZWEIG, Arnold (1991): Bilanz der deutschen Judenheit. Ein Versuch. Leipzig.
- ZWEIG, Arnold (1917): Juden und Deutsche. In: Der Jude. 2. Jg., Heft 3, S. 204–207.
- ZWEIG, Arnold (1999): Junge Frau von 1914. Berlin.

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

### 1. Erklären Sie mit eigenen Worten die Begriffe:

*Schiebertum* –  
*Volkstum* –  
*Gesinnung* –  
*Judenmetzeleien* –  
*Quentchen* –

### 2. Suchen Sie nach Synonymen:

*Kameradschaft* –  
*Binsenwahrheit* –  
*Gesinnung* –  
*Sittlichkeit* –

### 3. Fragen zum Text

- a) Skizzieren Sie die Handlung der zwei angeführten Anekdoten in Zweigs Essay.
- b) Welche literarische Persönlichkeit wird als der „tragische Genius“ bezeichnet?
- c) Wie definiert Zweig die „Außenpolitik“?
- d) Wie sah die antisemitische Propaganda nach Zweig aus?
- e) Welchen Ratschlag gibt der Autor der Weimarer Republik?
- f) Interpretieren Sie die zitierte Äußerung Heinrich Manns: „Auf Frechheit der neuen Reichen die prassen im Angesicht der bleichenden Not, antwortet von unten der Diebstahl und erhebt sich zum anerkannten Volksbrauch.“
- g) Wie reagiert nach Zweig Europa auf jede Äußerung der Deutschen Republik?
- h) Mit welchen Begriffen bezeichnete die antisemitische Propaganda die Juden?

### 4. Kontextualisierung. Suchen Sie nach entsprechenden Informationen

- a) Was wird mit der „Karl-Emil-Franzos-Gegend“ gemeint?
- b) Welche Stadt meint der Autor, wenn er von einer „süddeutschen Universität“ spricht?
- c) Wie sah die wirtschaftliche Lage Deutschlands in den 1920er Jahren aus?
- d) Wie wurden deutsche Soldaten von „ostjüdischen Städten und Städtchen“ während des Ersten Weltkrieges empfangen? Von welchen Städten konnte der Autor sprechen?
- e) Wie reagierten die westeuropäischen (deutschen) Juden auf die nach dem Ende des Ersten Weltkrieges nach Westen fliehenden Ostjuden?
- f) Wer war Israel Zangwill?
- g) Definieren Sie den Begriff „Antisemitismus“ und stellen Sie seine Entstehungsgeschichte dar.
- h) Erläutern Sie die Haltung Arnold Zweigs zu den nach dem Ersten Weltkrieg neu entstandenen Staaten in Osteuropa (u. a. Polen).

- i) Wie war die Lage der Ostjuden in den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg? Beschreiben Sie dabei die Geschichte der antijüdischen Pogrome in Osteuropa (wie bspw. den Lemberger Pogrom, 1918).

## 5. Literaturwissenschaftliche Anregungen

- a) Skizzieren Sie die wichtigsten Merkmale der Gattung des Essays.
- b) Welche argumentativen Möglichkeiten bietet die essayistische Gattung dem Schriftsteller?
- c) Identifizieren Sie rhetorische Mittel, derer sich der Autor bedient.
- d) Warum ist das Jahrhundert von „Lessing bis Nietzsche“ repräsentativ für die deutsche Literaturgeschichte? Begründen Sie Ihre Feststellung.

## Schriftliche Arbeit

Arnold Zweig bettet eine politische Rede in seinen Essay ein. Schreiben Sie einen ähnlichen politischen Apell, mit dem Sie auf aktuelle gesellschaftliche bzw. gesellschaftspolitische Probleme Europas oder Polens eingehen werden.



FELICJA KSIĘŻYK (Opole)  
ORCID 0000-0002-6913-0108

## **Karl Friedrich Wilhelm Wander, ein Didaktiker, Entwickler des Schulunterrichts und Sprichwörterssammler**

**Abstract:** Karl Friedrich Wilhelm Wander (1803–1879) gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, der als Volksschullehrer und Reformator einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung des deutschen Sprachunterrichts und des Schulwesens geleistet hat. Er setzte sich für die Verbesserung der Volksbildung, für demokratische Werte ein und prangerte offensichtliche Missstände an. Den größten Widerhall verschaffte ihm allerdings sein monumentales Sprichwörter-Lexikon, ein Werk, dessen Bedeutung z. T. mit Herders Volksliedersammlung oder den deutschen Sagen und Märchen sowie dem Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm auf die gleiche Stufe gestellt wird.

**Schlüsselbegriffe:** Didaktik, Parömiologie und Phraseologie, die Rolle des Lehrers, Rechtsstaat

**Quellentext: K. Wehrhan in Elberfeld: Karl Friedrich Wilhelm Wander 1803–1879. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage. In: Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung 55 Jg. 1903, S. 605–608 und 618–620.** (Die Originalschreibweise wurde beibehalten).

Online unter: [http://goobiweb.bbf.dipf.de/viewer/image/ZDB020612311\\_0055/562/](http://goobiweb.bbf.dipf.de/viewer/image/ZDB020612311_0055/562/)<sup>1</sup>

[...] Als Sohn eines Schneiders wurde Karl Friedrich Wilhelm Wander am 27. Dezember 1803 zu Fischbach, einem Dorfe im Hirschberger Kreise geboren. Die Eltern waren kirchlich gesinnt, gottesfürchtig und entfalteten eine

---

<sup>1</sup> Der Artikel ist online bei der Deutschen Digitalen Bibliothek abrufbar. Er ist frei von urheberrechtlichen Einschränkungen.

unermüdliche Tätigkeit, für ihre drei Kinder ein schönes Vorbild. Die schweren Jahre der Jugendzeit – es waren die Jahre des Krieges, des Hungers, da die Getreidepreise eine fast unerschwingliche Höhe erreichten – wurden für den Sohn gemildert durch die schöne Umgebung des Elternhauses, einen schönen Garten mit fruchtbaren Obstbäumen, herzlich von ihm geliebt. [...]

Wander mußte früh schon fleißig sein, mit 5 Jahren das Spinnen erlernen und trotz großer Abneigung bis zum 15. Jahre dabei bleiben. Die Schulstunden waren ihm dann eine Erlösung von der verhaßten Tätigkeit. Von Mutter und Großvater erlernte er seit dem 6. Jahre das Lesen. [...]

Trotz des kargen Verdienstes wußten die Eltern es doch zu ermöglichen, ihrem Sohne an vier Tagen in der Woche Privatunterricht geben zu lassen; aber wenn in Fischbach oder in einem der umliegenden Dörfer eine Beerdigung, Trauung oder Taufe war, so mußten die Privatschüler Chordienst verrichten. [...] Nach seiner Konfirmation 1817 wollte er Lehrer werden, aber sein Vater fürchtete, er könne die Opfer nicht erschwingen. Fritz fügte sich seinen Eltern, arbeitete helfend einige Zeit im Elternhause und trat dann bei einem Tischlermeister in die Lehre. Nach einem Jahre widerwilligster Arbeit sahen seine Eltern ein, daß ihr Wunsch nicht der rechte gewesen sei, zu des Sohnes größter Freude.

Zwei Jahre war nun Wander Präparand in seinem Heimateorte bei dem Hilfslehrer. Der Pastor Siegert, den er vom Konfirmandenunterricht her noch liebte und verehrte, unterrichtete ihn wöchentlich einigemal in den wissenschaftlichen Gegenständen, und der Kantor gab ihm hin und wieder eine Musikstunde; die meiste Zeit mußte er jedoch auf Notenschreiben verwenden, so daß er das als so wichtig betrachtete, daß es ihm von dem Begriffe einer tüchtigen Schulbildung untrennbar erschien. Nach 2 Jahren versah er verschiedene Schulstellen in der Umgebung aushilfsweise, fiel bei der ersten Aufnahmeprüfung ins Seminar zu Bunzlau durch und mußte sich ein Jahr später noch einmal der Prüfung unterziehen, nachdem er eine andere Hilfslehrerstelle verwaltet hatte. Im Seminar kam es hauptsächlich darauf an, die vorgeschriebenen zwei Jahre abzudienen, so war der Geist der Zeit und der Seminaristen nun einmal, ein wirklicher Wissensdurst war bei den meisten nicht vorhanden, auch bei Wander nicht infolge des eigentümlichen Seminarlebens, das rauh war und ohne jeglichen Schwung. [...] An tiefe Durchbildung im Seminar dachte damals niemand, man begnügte sich, im allgemeinen das zu lehren, was der Lehrer künftig zu lehren habe, was ja bei der mangelhaften Vorbildung mancher Seminaristen in vielen Fällen noch eine Aufgabe bilden mochte. Hören wir Wander selber darüber: ‚Der Geist im Seminar war kein wissenschaftlicher; es

war, als wenn an jedem Lehrzimmer angeschrieben stehe: Daß uns nur die Leute nicht zu klug werden. Wenn sie so viel wissen, als sie lehren sollen, so ist's hinlänglich genug.' Die meisten Seminaristen fanden diese Ansicht ihren Wünschen entsprechend.

[...] ‚Man hat die Volksschullehrerseminare mit Treibhäusern verglichen, was aber nur insofern wahr ist, daß sie in kurzer Zeit eine Menge von Kenntnissen beibringen, um eine gewisse Wissensreife zu bewirken. Aber sie sind in anderer Hinsicht nichts weniger als Treibhäuser, als sie eins nicht geben – den Hunger und Durst nach Weiterbildung. Sie machen bloß «fertig» und ihre Kenntnisse treiben nicht zur Erkenntnis.‘

Wander urteilt über die derzeitigen Seminare und besonders über das Bunzlauer sehr bitter; er vergleicht sie mit Töpfen, in die die Lehrer wie Essiggurken eingelegt würden, um in zwei Jahren fertig zu sein. Klare, denkende Köpfe waren keine beliebte Erscheinung und wurden mit Mißtrauen betrachtet. Tüchtig vorgebildete Gymnasiasten und Realschüler wurden nicht aufgenommen, weil sie nicht über den genügenden Vorrat an Bibelsprachen und Liederversen verfügten, und ein mit Wander die Prüfung machender Primaner des Görli-tzer Gymnasiums fiel durch, weil er nicht imstande war den zweiten Artikel auswendig herzusagen.

Welche Aufgabe Wander der Seminarbildung stellte, mögen seine eigenen Worte dartun. Sie zeigen uns, wie klar und weit er geschaut hat: ‚Es wird hoffentlich einmal die Zeit kommen, wo die Lehrerseminare nur die Berufsbildung im engeren Sinne zu besorgen haben. Die Anstalten, welche den Kranken die Ärzte, dem Lande die Richter, den Kirchen die Prediger geben, werden dem Volke auch seine Lehrer geben. Ist es so schwierig zu den bestehenden Fakultäten an den Hochschulen noch eine pädagogische hinzuzufügen? Sollte es nicht einzurichten sein, daß die künftigen Lehrer die Schulen für ihre praktische Tätigkeit besuchen, während die jungen Mediziner zur Anatomie und Klinik gehen? Gehören zur Erziehung und Bildung eines Menschen etwa weniger Kenntnisse, als zur Zergliederung eines Leichnams? Freilich wird es dann nicht mehr genügen, daß man die jungen Leute, die sich dem Lehrerberufe widmen wollen, in die Notenschreiberei in die Lehre tut.‘

[...] So war Wander fast in allem enttäuscht, als er nach 2 Jahren das Seminar verließ. Hatte er es sich als Hochschule für Lehrer gedacht, so sah er es bei seinem Abgange nur als Schulmeisterfabrik an, in der die jungen Leute im Nebel herumgeführt wurden, in der sie nur glauben, nicht denken sollten.



Mit 12 ½ Groschen wöchentlichen Gehalts wurde Wander in Gießmannsdorf angestellt, wo er bis Ende 1826, also fast 3 Jahre, blieb. Weil er einem einflußreichen Bürger, der ihm die Branntweinflasche hinhielt, nicht Bescheid tun wollte, bekam er schon auf der Hinreise zu der Schulstelle Streit. So hatte er vom ersten Tage an viel auszustehen. Weil er die Lautiermethode einführte, klagte ihn eine Beschwerdedeputation an, die sie eine Methode nannte, schrecklich anzuhören, bei der die Kinder nichts lernen könnten, bei der sie nur dummes Zeug von Fröschen, Eseln, Schafen u.s.w. lernten, anstatt mit Gottes Wort bekannt zu werden. Als die Kinder aber gern seinen Unterricht besuchten und die Gemeinde den Fortschritt derselben wahrnahm, beruhigte sie sich bald. Wander war ungemein fleißig, er fertigte viele Lehrmittel, Tabellen und Karten selber an. Er sagte in Bezug darauf: ‚Nicht wenige verbergen ihre Faulheit hinter den «Verhältnissen.» Sie sagen: Ich kann nicht, wenn es heißen sollte: ich will nicht! Um etwas in der Welt zu leisten, sei der Kreis, in dem man steht, klein oder groß, ist nötig erstens Wollen, zweitens Wollen, drittens Wollen. Der rechte Wille ersetzt Berge.‘

Wander verließ Gießmannsdorf, um am 2. Januar in eine neue, ihm ehrenvoll übertragene Lehrerstelle zu Hirschberg einzurücken; schon nach einem Vierteljahre erhielt er eine Beförderung, die 2. Lehrerstelle. Hier begann seine literarische Tätigkeit, indem er 1829 ein nach vieler Arbeit fertiggestelltes Lesebuch herausgab: ‚Der Satz in seiner Allseitigkeit. Ein Lesebuch und eine Sprachlehre in notwendiger und zweckmäßiger Verbindung etc.‘, wodurch er den Anstoß gab, den Sprachunterricht an das Lesebuch anzuknüpfen. Die Regierung zu Liegnitz und Frankfurt a.O. empfahlen es dringend, die Lehrer nahmen es kühl auf, weil die geforderte Art des Unterrichts nicht die gewohnte bequeme war. Er arbeitete ferner an einem Sprichwörterschatz und gewann die Sprichwörter für sein ganzes Leben lieb. Seine beiden Sammlungen: *Scheidemünze, ein Taschenbuch für jedermann* und *Weihnachtsnüsse, ein Geschenk für Kinder*, fanden entschiedenen Anklang.

[...] Wander war bestrebt, in jeder Weise die Fortbildung der Lehrer zu fördern, gründete Lesevereine, Konferenzen und suchte, wo nur irgend möglich, durch gesellige Zusammenkünfte Leben in die Lehrerschaft zu bringen. Aber sein Mühen war größtenteils vergeblich. Nur wenige konnten sich über das Niveau persönlicher Interessenpolitik erheben, der großen Gesamtheit war der weite Blick vollständig verschleiert worden, zum großen Teil schon durch das Seminar. Wie man damals an vielen Stellen über die Lehrer dachte, sagt uns treffend eine Bemerkung des Oberregierungsrats v. Hinkeley, als er Wander 1842 bei der Kgl. Regierung in Liegnitz verwarnte. Als Wander nämlich bemerkte, er

sei doch für die Tätigkeit seiner Mußstunden nur dem Gesetz verantwortlich, erwiderte der Herr charakteristisch: ‚Es ist nur eine bloße Vergünstigung, daß Schullehrer schreiben dürfen!‘ Und die Schuldeputation riet ihm, er solle doch sein Privatdozieren aufgeben und seine Zeit zweckmäßiger verwenden. Wer Wanders Tätigkeit kennt, weiß, wie gewissenhaft er seine Zeit verwandt hat: von 5–7 Uhr morgens bereitete er sich gemeinlich für die Schule vor, dann 5 Stunden Unterricht, eine Stunde für Mittagsmahl, Lesen der Zeitungen und der eingegangenen Briefe, von 1–4 wieder Unterricht, von 4–5 Kaffeetrinken und Zeitunglesen oder Spaziergang, von 5–7 Korrespondenz für verschiedene Zeitschriften, von 7 Uhr ab ging er an seine sonstigen literarischen Arbeiten, besonders an die Sprichwörter.

Im Jahre 1843 mußte er eine Disziplinaruntersuchung über sich ergehen lassen. Das schon vorbereitete vierte Schlesische Lehrerheft wurde von der Regierung verboten. Damals war sein Name ob seines kühnen Auftretens in aller Munde. Als er eine Reise nach Dresden und Leipzig machte, suchten manche, auch Lehrer, ihn auf, um zu sehen, wie ein Mann aufschaue, ‚der so frech war, die Schule von der Kirche emanzipiert zu wünschen, oder so unklug, etwas zu sagen, was die Regierung nicht gern höre.‘ In Bezug darauf meinte Wander: ‚Nichts charakterisiert die sittliche Verborgenheit eines Zeitalters oder die Verfaultheit der politischen und religiösen Zustände eines Landes und Volkes mehr, als dies, wenn es Aufsehen erregt, falls jemand unverhüllt die Wahrheit oder auch nur seine Überzeugung, wäre sie auch eine irrige, ausspricht.‘ Wander hat bei seinen Schriften sicherlich an Opposition oder Aufsehen gedacht. Aber sie wurden von der Regierung in Liegnitz sorgfältig gesammelt, wie Wander sich selbst überzeugte. Es wurde daraus eine viele Bogen umfassende Anklageschrift zusammengestellt, auch zog man seine Tätigkeit um die Förderung der Fortbildung seiner Amtsgenossen in die Untersuchung. Er hatte auch über politische Gesinnungslosigkeit geschrieben und zum Schutz Diesterwegs eine Broschüre erscheinen lassen: *Der geschmähte Diesterweg*, in der er die neuen Erziehungsprinzipien gegen die alten verteidigte. Alles in allem brachte ihm eine Disziplinaruntersuchung und eine Versetzung ein. Der Beschluss der Kgl. Regierung in Liegnitz, gefaßt in der Plenarsitzung vom 13. Juni 1844, ging dahin, ‚daß Wander wegen Ungehorsam gegen die Befehle seiner vorgesetzten Behörden, wegen Erregung von Mißvergnügen unter den Lehrern mit den bestehenden Verhältnissen des Schlesischen Lehrerstandes, sowie wegen Aufreizung in politischer Beziehung aus seinem gegenwärtigen Amte in eine andere – nach Maßgabe der Ausführbarkeit – gleich gut oder auch schlechter dotierte Stelle, jedenfalls aber ohne Anspruch auf Umzugs- und sonstige Kosten, unfreiwillig

zu versetzen, seine Lehrbefugnisse auch wegen Abneigung gegen das positive Christentum und Verletzung der Ehrfurcht gegen die christliche Religion dahin zu beschränken, daß ihm nicht ferner der Religionsunterricht der Jugend zu gestatten und er gehalten sei, die Kosten des Verfahrens zu tragen.'

Auf Wanders Einspruch hin wurde die Strafversetzung durch den Oberpräsidenten v. Werkel am 16. Januar 1845 aufgehoben, ebenso auch die beschränkte Lehrbefugnis durch den Unterrichtsminister von Schwerin 1848 [...]. Als er aber in einem Bürgerverein belehrende Vorträge hielt und er bis dahin bei den Versammlungen immer von Leere gähnende Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war, er auch die besseren der Bürger, unter anderem sogar den Bürgermeister, zu seinen ständigen Hörern zählte, wurde er von neuem (1845) denunziert, eine Menge Bürger wurden vernommen, und ein Referendar kam unter dem Namen eines Malers Schmidt nach Hirschberg, um zu spionieren, war doch von einem überspannten Handwerker nebst 5 oder 6 Arbeitern eine kommunistische Verschwörung ins Werk gesetzt worden. Wander sollte nebst einem Fabrikanten der ‚intellektuelle Urheber‘ sein, er mußte eine rücksichtslos vorgenommene Haussuchung über sich ergehen lassen und wurde vom 14. bis 17. März in Haft gehalten. Durch frechen, unehrerbietigen Tadel und Verspottung der Landesgesetze sollte er Mißvergnügen gegen die Regierung erregt haben, so daß er trotz glänzender Freisprechung vor dem Hirschberger Stadtgerichte und dem Breslauer Oberlandesgerichte fast 2 Jahre vom Amte suspendiert wurde. Aber kurz nach feierlicher Wiedereinführung am 13. Januar 1847 erfolgten neue Anfechtungen, und ihm wurden nebst ‚nachträglichen‘ Verwarnungen sehr eingehende Vorschriften für sein ferneres Verhalten in und außer dem Amte gegeben.

[...] Von Robert Blum unterstützt, hatte Wander schon einige Jahre früher den Gedanken einer allgemeinen deutschen Lehrerversammlung angeregt, auf der sächsischen Versammlung erhielt er den ehrenvollen Auftrag, einen Aufruf an sämtliche deutsche Lehrer zu entwerfen, was er mit großer Freude noch am selben Abend in seiner Wohnung tat. Durch diesen, später nur ganz unwesentlich abgeänderten Aufruf ist die allgemeine Deutsche Lehrerversammlung und ihr Organ, die *Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung*, ins Leben gerufen worden.

Im folgenden Jahre (1849) gab Wander zuerst den *Pädag. Wächter* heraus, war auch sonst noch tätig durch Verfassung volkstümlicher und politischer Schriften. Aber mehr und mehr wurde er beobachtet. Als er gelegentlich eines Schulfestes am 3. September 1849 eine Rede auf das Vaterland hielt, in welcher er ausführte, daß man unter Vaterland nicht bloß den Boden, den

Erdraum verstehen dürfe, auf dem wir geboren und erzogen wurden, sondern auch die Zustände und Einrichtungen, in und unter denen wir uns wohl fühlen, in welcher er auf das glückliche Vaterland der Zukunft, in dem die Wahrheit frei und die Freiheit wahr ist, ein Hoch ausbrachte, wurde diese Rede von einem ‚Kollegen‘ aus der Umgegend nachgeschrieben, ‚sorgfältig verbessert und bedeutend erweitert‘ und der Regierung nachgeschickt. Am 21. desselben Monats wurde er vom Amte suspendiert [...]. Als er schließlich noch ‚wegen erfolglosen Aufruhrs resp. Anreizung dazu‘ unter neue Anklage gestellt wurde, erfolgte seine Verurteilung zu 50 Taler Geldbuße oder drei Wochen Gefängnis und seine Amtsentsetzung.

Er wanderte nach Amerika aus, wo er ungefähr ein Jahr blieb und unter anderem die Gründung eines deutschen Lehrervereins veranlaßte. Als er wiederkam, büßte er einen Teil seiner Strafen ab, der übrige Teil, die Geldstrafen, die er auch abbüßen wollte, wurden von befreundeter Seite beglichen [...]. Am wenigsten Beistand fand er bei den Lehrern, für die er so unendlich viel getan hatte. Er beklagte, daß sein Schicksal nicht belebend, ja nicht einmal Teilnahme erregend auf die Lehrer einwirkte. Man kann ihn deshalb wohl verstehen, wenn er schreibt: ‚Es ist bekannt, sage ich, daß es keine feigeren und servileren Menschen gibt, als viele deutsche Schulmeister. Mancher Schneidergesell oder Schusterlehrling hat mehr Standesgefühl, mehr Selbstbewußtsein, als an manchen Orten ein ganzes Dutzend Schulmeister zusammengenommen. Die Masse der Lehrer steht einer auf Prinzipien gegründeten Wirksamkeit äußerst fern.‘

Glücklicherweise, so dürfen wir wohl sagen, ist das besser geworden, wenn auch langsam, und dazu hat Wander sein gutes Teil beigetragen. [...]

Obleich Wander als Lehrer jetzt tot war, wurde er von der Reaktion einer weiteren Verfolgung für würdig erachtet. Von Hirschberg wollte sich der schwergeprüfte Mann losmachen, da die dortigen Verhältnisse für ihn besonders für seine Familie unerquicklich geworden waren; aber wie schwer ist es ihm, dem preußischen Staatsbürger, geworden, im preußischen Staate anderwärts einen Wohnsitz zu erhalten! Er wollte sich anfangs in Löwenberg, dann in Bunzlau, dann in Laubau niederlassen, wurde aber gezwungen, sich von da zurückzuziehen. Man verlangte von ihm Moralitätszeugnisse seiner seitherigen Ortsobrigkeit, die Bescheinigung, daß er noch preußischer Staatsbürger sei u.a., ja auf ein umgehendes Gerücht hin, er sei geschieden, mußte er den glaubhaften Beweis seiner noch gültigen Verheiratung bringen. Die Behörden beriefen sich bei ihrem schroffen Vorgehen, in dem sie von den höchsten Gerichts- und Verwaltungsstellen unterstützt wurden, auf ein Gesetz über die Neuaufnahme

anziehender Personen in eine Gemeinde, nach dem die Landespolizeibehörde entlassene Sträflinge von dem Aufenthalte an gewissen Orten ausschließen konnte, ausdrücklich war aber bestimmt, daß die Behörde zu dieser Ausnahme nur bei Zuchthäuslern und Verbrechern greifen durfte. [...] Da Wander in Löwenberg schon einen Besitz gekauft und ein Geschäft gegründet hatte, ließ er seinen ältesten Sohn volljährig erklären und ihm das Geschäft übertragen, um wenigstens einen Teil der Waren und des Geldes zu retten. Endlich ging er 1853 mit seiner Familie nach Hermsdorf, um dort ein Geschäft zu eröffnen, nicht, ohne sich vorher die Gewißheit verschafft zu haben, daß seiner Niederlassung von seiten der Ortspolizei nichts im Wege stehe. Kaum war er da, so mußte er wieder eine peinliche rücksichtslos ausgeführte Haussuchung über sich ergehen lassen, bei der man eine Menge seiner Manuskripte und Schriften mit Beschlag belegte, trotz seiner Protestation. [...] Er erhielt es aber erst nach mehr als einem Jahre zurück, nachdem er eine gerichtliche Klage anhängig gemacht hatte. So wurde Wander gleich bei seiner Ankunft in der neuen Niederlassung den Leuten als gefährlich dargestellt. Ungerechtfertigterweise weigerte man seiner Frau ebenfalls die Erlaubnis zur Geschäftseröffnung, doch da fing er einfach das Geschäft ohne Erlaubnis an, die man ihm späterhin erteilte. Frau und Kinder haben trotz der herben Schicksalsschläge treu an seiner Seite ausgehalten, leider mußten sie ebenfalls unter dem Drucke dulden, dem das Familienhaupt ausgesetzt war. Auch seine Söhne und sein Bruder, Prediger der freien Gemeinde in Pirschen bei Neumarkt, wurden verfolgt. [...] Bis 1874 blieb Wander in Hermsdorf, wo er seine Frau 1871 verlor; dann zog er nach dem zwischen Hirschberg und Schmiedeberg gelegenen Quirl.

Wie erbittert der Mann über die ihm zuteil gewordene Behandlung gewesen ist, kann man sich leicht ausdenken. In zahlreichen Protesten und Eingaben kommt seine Meinung unzweideutig zum Ausdruck. [...]

Das scharf ausgeprägte Rechtsgefühl hat Wander eine Menge Unannehmlichkeiten gebracht, die einem anderen nie geschehen wären. Jede Verletzung seines Rechtsgefühls forderte ihn zu entschiedenem, beharrlichem, fast eigensinnigem Widerstande heraus. Er sagt darüber selber: ‚Lediglich darum macht sich das Unrecht in der Welt so breit, weil nicht jeder sein Recht wahrte. Von der Rechtsidee ist es gleich, ob es ein Haar gilt, oder ein Königreich. Es gibt kein kleines und großes Recht, es gibt nur ein Recht.‘

Allmählich kehrte bei Wander die Ruhe wieder ein, und nach und nach brachte die Anerkennung der gebildeten und wissenschaftlichen Welt wohlthuenden Sonnenschein in sein kleines Heim. Er selber arbeitete sich in seine geliebten

Sprichwörter hinein, eine Arbeit, die ihm viel Freude und Trost spendete. Ein fünfbändiges Werk, im vornehmen Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen, war die Frucht seiner langjährigen, schon 1831 begonnenen Arbeit. Mehrere kleinere Sammlungen hatte er vorher erscheinen lassen. Wanders deutsches Sprichwörterlexikon in fünf Bänden ist das bedeutendste Werk seiner Art, ungefähr 300000 Sprichwörter nebst Vergleichen, wissenschaftlichen Anmerkungen etc. enthaltend. Dieses eine Werk allein wird Wanders Namen in der Wissenschaft unvergeßlich erhalten.

Auch sonst hat Wander eine Menge Schriften herausgegeben, im ganzen wohl gegen zwanzig. Einige behandeln Episoden seines schicksalreichen Lebens, andere sind pädagogischen Inhalts. [...]

Als Wander am 4. Juni 1879 plötzlich und unerwartet am Herzschlage starb, fand gerade die 23. Deutsche Lehrerversammlung statt, deren Idee ihm als einem der ersten vorgeschwebt und in ihm Leben und Ausdruck gefunden hatte. Wie es sein Wunsch war, wurde er in Hirschberg begraben, wo ein Obelisk die Stelle bezeichnet, an der er ausruht von dem so bewegten Leben. Weit und breit nahm man Anteil an seinem Dahinscheiden. [...]

## Kommentar

Karl Friedrich Wilhelm Wanders Lebensjahre fallen in eine für Schlesien schwierige Zeit, die unter dem Zeichen sozialer Proteste und politischer Aufbruchsstimmung stand (vgl. Bahlcke 2005: 94). Nach den napoleonischen Kriegen galt es die Kriegsfolgen zu beseitigen, die intensive Industrialisierung zog die Notwendigkeit eines raschen Übergangs vom feudalen zum kapitalistischen System nach sich. Gleichzeitig verlor Schlesien seine Stellung als kostbarste Provinz des Staates, es wurde zu einer Grenzprovinz abgestempelt, das wirtschaftliche Zentrum Preußens wurde nach dem Westen verschoben (vgl. Czapliński u. a. 2002: 250–254 und Sachs 1997: II). Nach Bahlcke wurde „Schlesien im Vormärz zur vielleicht unruhigsten Provinz Preußens [...] Der Aufstand der schlesischen Weber Anfang Juni 1844 in Langenbielau und Peterswaldau im Kreis Reichenbach war nicht nur einer der bedeutendsten Eckpunkte der Geschichte Schlesiens im 19. Jahrhundert, sondern auch *das* soziale Ereignis in Deutschland“ (Bahlcke 2005: 94; Herv. im Original). Der Ausbruch des Weberaufstandes stand in engem Zusammenhang mit Preußens Politik der Reaktion nach dem Wiener Kongress. Fällige Reformen sind unterblieben, zudem wurde eine scharfe Zensur eingeführt, sodass politische Fragen außer Diskussion standen (vgl. Czapliński u. a. 2002: 276). Angesichts des sozialen



Elends wurden die sozialen Spannungen immer schärfer, aber auch Intellektuelle wie August Heinrich Hoffmann von Fallersleben erhoben kritische Stimmen gegen die sozialen Gegensätze und die preußische Zensurpolitik (vgl. Bahlcke 2005: 96–97). Ähnlich wie in anderen Teilen Europas taten die Schlesier 1848 ihre Unzufriedenheit über die unterlassenen Reformen und die sozialen Missstände in Protesten und Bauernaufständen kund. Der sog. Völkerfrühling brachte allerdings lediglich auf dem Lande von Anfang an gute Früchte, indem die Bauern zu Grundeigentümern gemacht wurden. Gegen die aktivsten Teilnehmer des Völkerfrühlings wurden Gerichtsverfahren eingeleitet, viele Demokraten mussten ins Ausland fliehen (vgl. Czapliński u. a. 2002: 283).

Vor diesem Hintergrund ist auch der Lebensweg des Schullehrers Wander besser nachzuvollziehen. Den Lebensstandard des Hilfslehrers Wander schildert folgendes Zitat: „Als solcher erhielt der 21jährige Mann 12 ½ Silbergroschen (M. 1,25) wöchentlich und die Wohnung, in der er im Winter vor Kälte erstarbte und im Sommer vor allerlei Insekten nicht auszuhalten vermochte.“ (URL 1). Auch wenn im Schulwesen dank der Rentensicherung (1835) das Prestige von Lehrern langsam stieg, gab es auch dort weiterhin viele Missstände: das Auswendiglernen, Prügelstrafen, Religionsunterricht als Hauptunterrichtsfach, gute Untertanenbildung als Hauptzweck der Erziehung (vgl. Czapliński u. a. 2002: 285). Der Mehrheit der Bevölkerung, insbesondere Kleinbauern und Arbeitern, war eine solide Bildung etwa an Gymnasien praktisch versperrt. Als ein Hemmnis wirkte sich auch die ungenügende Beherrschung des Standarddeutschen aus – viele Schüler, deren Verständigungsmittel zu Hause ein Dialekt bildete, mussten die Hochsprache oft erst erlernen –, wobei an den Volksschulen die Materialgrundlage für den Deutschunterricht insbesondere die Bibel bzw. das Gesangsbuch bildeten. Ein Grammatik- und Orthographieunterricht, sprich: Sprachlehre im weiteren Sinne wurde für Volksschulen in dieser Zeit als überflüssig untersagt. Die preußische Schulpolitik war darauf ausgerichtet, das Volk auf einem niedrigen, „ungefährlichen“ Niveau zu halten. Die mangelhafte Qualität des Deutschunterrichts resultierte auch aus der großen Klassenstärke ebenso wie aus der unzureichenden Qualifikation der Lehrer und der miserablen Ausstattung der Schulen (vgl. Schäfer 1999: 231–232). Innovativ in dieser Hinsicht zeigte sich Wander, der sich insbesondere für eine Demokratisierung des Schulwesens einsetzte (vgl. Ullmann 2001: 315). Wander galt als ausgezeichnete Pädagoge, der sich sowohl große Sympathie seiner Schüler, als auch Achtung der Eltern erworben hat. Ihm war es wichtig, seine Mitbürger politisch aufzuklären. In der von ihm gegründeten Zeitschrift *Pädagogischer Wächter* sprach er sich radikal für eine freiheitliche

Entwicklung des Schulwesens und der Lehrerschaft aus, unter Loslösung von dem Einfluss der Kirche (vgl. Reißmann 1903: 776, 778). Die Rolle des Lehrers sah Wander darin, „den Geist der Jugend zu wecken, zu nähren [...], sich selbst zu geben“ (Reißmann 1903: 779). Er stellte den Lehrerberuf in Opposition zu den Schulmeistern, welche, so Wander, das Wissen auswendig lernen lassen, es mechanisch eintrichtern oder einbläuen (vgl. Reißmann 1903: 779). Als pädagogische Vorbilder galten Wander insbesondere Friedrich Wilhelm August Fröbel, Johann Heinrich Pestalozzi und Friedrich Eduard Beneke (vgl. Schäfer 1999: 233). Nach Wander müsse ein Lehrer wie der Kaffee heiß, schwarz und süß sein: Heiß, d. h. erglüht für seinen herrlichen Beruf, schwarz, d. h. von einem entschiedenen Charakter und süß, d. h. ein Lebensenthusiast (vgl. Schäfer 1999: 242). In zahlreichen Veröffentlichungen nahm Wander Stellung zu theoretischen und praktischen Fragen des Unterrichts in den Fächern: deutscher Sprachunterricht, Kunsterziehung, Geschichte, Geographie, Lese-, Literatur-, naturwissenschaftlicher und Religionsunterricht (vgl. Schäfer 1999: 8). „Alle seine Sprachlehrbücher verfasste Wander mit der Absicht, auf die Unterrichtsvorbereitung der Lehrer Einfluss zu nehmen und über die Schüler die Eltern in den Unterricht einzubinden“ (Schäfer 1999: 243). Wander widmete sich in seinen Schriften u. a. auch der Frage, wie die Motivation und die Interessen der Schüler als wichtige Lernerfolgskriterien gefördert und geweckt werden können (vgl. Schäfer 1999: 246). Seiner Ansicht nach gilt es, die Kinder in der Schule auf ihr Leben in der Gesellschaft vorzubereiten, daher sollten sie nicht aus-, sondern inwendig lernen. Ebenso sollte der Unterricht lernerzentriert stattfinden, auf Selbsttätigkeit der Schüler setzen, und nicht so sehr Kenntnisse vermitteln, als vielmehr die Kraft, „sich diese Kenntnisse selbst zu erwerben“ (Schäfer 1999: 248). Interessanterweise entsprechen diese Positionen dem Konzept des autonomen Lernens, welches erst in den 90er Jahren des 20. Jh. im Zentrum der fremdsprachendidaktischen Diskussion stand (vgl. Koeppel 2013: 69).

Seine Bemühungen um Reformen im Bildungswesen fanden nicht nur in Schlesien, sondern auch in anderen Teilen Deutschlands zunehmend Resonanz. Er trat für den gesellschaftlichen Fortschritt ein und gilt als einer der geistlichen Väter des 1848 in Eisenach gegründeten Allgemeinen Deutschen Lehrervereins (vgl. Schäfer 1999: 7, 14). Zwar wurde Wander insbesondere durch sein unbequemes politisches Wirken bekannt, doch erzielten auch seine Sprachlehrbücher, die z. T. sechsfach aufgelegt wurden, eine wichtige Wirkung, indem sie das allgemeine Niveau des Deutschunterrichts in Preußen erhöhten (vgl. Schäfer 1999: 251, 256). Zu Wanders Werk zählen Fabel- und Literatur-



sammlungen für den schulischen Bedarf, Schriften zum Unterricht in mehreren Fächern, umfangreiche Sprachlehrbücher sowie Sprichwörtersammlungen (vgl. Schäfer 1999: 14–15).

Wanders Vorliebe zur Beschäftigung mit Sprichwörtern und Redewendungen teilten auch andere seiner Zeitgenossen. So veröffentlichte auch Józef Lompa 1858 eine Sammlung von 700 schlesischen Sprichwörtern (vgl. Czapliński u. a. 2002: 278). Auch Karl Rother, ein Taubstummenlehrer in Breslau, arbeitete ein Viertel Jahrhundert an der Fertigstellung eines Wörterbuchs schlesischer Sprichwörter und Redensarten (vgl. Księżyk 2010: 44–45). Ebenso Samuel Adalberg wurde Wanders Lexikon zum Maßstab für seine *Księga Przystów* (vgl. Speth 1979: 219). Das fünfbandige Monumentalwerk K.F.W. Wanders übertrifft jedoch „mit etwa 225.000 deutschen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten und etwa 60.000 Sprichwörtern aus anderen Sprachen alle anderen deutschen Sammlungen um ein Vielfaches.“ (Peil 1991: 132). Ein vergleichbares Werk wie das Wandersche Sprichwörter-Lexikon ist bis heute nicht erschienen. Es „ist nach wie vor für jeden Lexikologen und Lexikographen, Stilforscher, Semasiologen, Sprachhistoriker, Sprachsoziologen usw. unentbehrliches Handwerkszeug“ (Schäfer 1999: 16, 17).

Besondere Würdigung kam Wander in der DDR zuteil. Allerdings wurde der Kämpfer für die Freiheit der Schule dort politisch missbraucht. 1954 wurde eine Karl-Friedrich-Wilhelm-Wander-Medaille gestiftet, die seitdem an Pädagogen verliehen wurde, die sich um den Aufbau „der wahren Schule des Volkes“ verdient gemacht haben, was allerdings kaum den demokratischen Ideen Wanders entsprach (vgl. Neubach 1971: 325–326). Jahrzehntlang war Wander Namensgeber der Dresdner Lehrerbildungsstätte, der Pädagogischen Hochschule, bis sie 1993 in der Fakultät Erziehungswissenschaften der Technischen Universität Dresden aufging. Allerdings gibt es auch heute noch Einrichtungen, die den Namen des schlesischen Pädagogen tragen, etwa die Wilhelm-Wander-Schule – Grundschule der Stadt Leipzig, was davon zeugen dürfte, dass sein Gedankengut und seine Verdienste zeitlos sind.

## Literaturverzeichnis

BAHLCKE, Joachim (2005): Schlesien und die Schlesier. München.

CZAPLIŃSKI, Marek u. a. (2002): Historia Śląska. Wrocław.

KOEPPEL, Rolf (2013): Deutsch als Fremdsprache – Spracherwerblich reflektierte Unterrichtspraxis. Baltmannsweiler.

- KSIĘŻYK, Felicja (2010): Polen- und Deutschenbilder in „Den schlesischen Sprichwörtern und Redensarten“ (1928) von Karl Rother. In: CHRUSZCZEWSKI, Piotr / PRĘDOTA, Stanisław [Hg.]: Prace Komisji Nauk Filologicznych Oddziału Polskiej Akademii Nauk we Wrocławiu. Bd. 2. Wrocław: Polska Akademia Nauk, Oddział we Wrocławiu, S. 43–62.
- NEUBACH, Helmut (1971): Karl Friedrich Wilhelm Wander (1803–1879). Ein Beitrag Schlesiens zur deutschen Pädagogik. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 16, S. 324–340.
- PEIL, Dietmar (1991): Karl Friedrich Wilhelm Wander und sein deutsches Sprichwörter-Lexikon. In: Proverbium. Yearbook of International Proverb Scholarship 8, S. 129–145.
- RISSMANN, Robert (1903): Ansichten und Mitteilungen. Einige Gedanken aus K.F.W. Wanders Schriften. Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. In: Die deutsche Schule. Jg. 7, Heft 12, S. 776–780.
- SACHS, Michael (1997): Historisches Ärztelexikon für Schlesien. Biographisch-bibliographisches Lexikon schlesischer Ärzte und Wundärzte (Chirurgen). Bd. 1: A–C. Wunstorf, S. II.
- SCHÄFER, Jürgen (1999): Karl Friedrich Wilhelm Wanders Sprachbücher: ein Beitrag zur Entwicklung des deutschen Sprachunterrichts im 19. Jahrhundert; zum 4. Juni 1999, dem 120. Todestag des verdienstvollen „Schul- und Volksmannes“. Frankfurt am Main u. a.
- SPETH, Kurt (1979): Der rote Wander. In: Schlesien 24, S. 219–226.
- ULLMANN, Klaus (2001): Schlesien Lexikon für alle, die Schlesien lieben. Würzburg.
- URL 1: <http://goobiweb.bbf.dipf.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:0111-bbf-spo-8928799> (Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung 31. Jg., 1879, S. 256-257 und 265-266, hier S. 256) (Stand 18.09.2019).

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

### 1. Glossar – worum handelt es sich bei folgenden Begriffen?

- die Reaktion* (politisch) –
- der Präparand* –
- die Lautiermethode* –

## 2. Suchen Sie Synonyme:

*unerquickliche Verhältnisse, eine Klage anhängig machen, Amtsentsetzung, eine Schulstelle versehen, jmdm. Bescheid tun*

## 3. Fragen zum Text

- a) Skizzieren Sie die historischen Hintergründe der Lebenszeit Wanders.
- b) Finden Sie die heutigen Namen der im Quelltext genannten Ortsbezeichnungen heraus: *Fischbach, Hirschberg, Bunzlau, Gießmannsdorf, Liegnitz, Schmiedeberg, Quirl, Löwenberg, Laubau, Langenbielau, Peterswaldau, Reichenbach.*
- c) Wie verlief die Lehrerausbildung zu Wanders Zeiten?
- d) Was beanstandete an dieser Ausbildung und der damals vorherrschenden Lehrerrolle Wander?
- e) Auf welche Weise versuchte Wander die Unterrichtsqualität zu verbessern?
- f) Welche Lehrziele wurden der damaligen Schulbildung gesetzt?
- g) Welche Einstellung zum Lehrerberuf war in der damaligen Zeit vorherrschend?
- h) Worin äußerte sich Wanders stark ausgeprägtes Rechtsgefühl?
- i) Welche im Text angesprochenen Rechtsinstitutionen und verwendeten Rechtsbegriffe wirken aus heutiger Sicht fremd? Versuchen Sie folgende Begriffe zu erklären: *Moralitätszeugnisse, Volljährigkeitserklärung, Haus-suchung, Zuchthäusler.*
- j) Welche Positionen Wanders wirken auch aus heutiger Sicht zeitlos?

## 4. Ergänzen Sie passende Wörter aus der Liste:

*leisten, hervorgehen, liebäugeln, Begabung, Sprichwortsammlung, beheben, einsetzen, gesellschaftspolitische, erwerben, schrauben, Missstände, Einklang*

Karl Friedrich Wilhelm Wanders Beschäftigungsbereiche umfas-sen u. a. die Didaktik sowie Phraseologie und Parömiographie, d. h. (1) ..... Der anerkannte Pädagoge ist aus einem Schneiderhaus (2) ..... und (3) ..... alsbald mit dem Lehrerberuf. Sehr bald offenbarte er pädagogische (4) ..... und wurde vielseitig (5) ..... Wegen seiner hoch (6) ..... Erwartungen und Ansprüche war der Besuch des Lehrerseminars in Bunzlau eine Enttäuschung für ihn. Durch seine ver-

antwortungsbewusste Lehrertätigkeit (7) ..... er sich bei Schülern und Eltern ein beachtliches Ansehen. Er war bemüht, seine pädagogische Arbeit mit seinem Gerechtigkeitsinn in (8) ..... zu bringen und dadurch die schulischen (9) ..... zu (10) ..... Wander wurde durch seine (11) ..... Aktivitäten bekannt, er hinterließ aber auch eine umfangreiche Sammlung didaktischer Werke. Durch die Beschäftigung mit seinem Lieblingsforschungsgebiet, hat er einen unübersehbaren Beitrag sowohl zur Volkskunde als auch zur Literatur (12) .....

### 5. Sprachwissenschaftliche Anregungen

Das wichtigste Werk Wanders, sein Sprichwörter-Lexikon, ist auch online zugänglich (<http://www.woerterbuchnetz.de/Wander>). Finden Sie heraus, welche Redewendungen und Sprichwörter Wander zu dem Beruf des Lehrers, zu Polen und Deutschen in sein Werk aufgenommen hat. Sind Ihnen irgendwelche dieser Wortverbindungen bekannt? Ist das sprachliche Bild, welches darin vermittelt wird, bis heute aktuell?



MARIOLA MAJNUSZ-STADNIK (Opole)

ORCID 0000-0002-5809-3057

## Horst Eckert alias Janosch – ein Schlesier, der Kinder weltweit glücklich macht

**Abstract:** Horst Eckert alias Janosch ist zweifelsohne einer der erfolgreichsten und bekanntesten Schlesier der Gegenwart. Er unterstreicht in vielen Interviews seine schlesische Herkunft (vgl. Hnatyszyn 2006; Wieliński 2016): „Ich empfinde mich als ein Schlesier, das ist meine Religion. Heimat ist für mich ein Zustand in der Seele, den ich nie verlor und den ich nie verließ“ (Bajorek 2016: 227). Janosch ist ein renommierter Kinderbuchautor, Illustrator, Künstler und Schriftsteller, der über 300 Bücher veröffentlichte, die in ca. 40 Sprachen übersetzt wurden. Für seine Werke bekam er zahlreiche Preise und Auszeichnungen, wie z. B. den Literaturpreis der Landeshauptstadt München (1975), den deutschen Jugendbuchpreis (1979), den Andreas Gryphius-Preis (1992) und das Bundesverdienstkreuz (1993). 2013 widmete ihm die Deutsche Post zwei Briefmarken. Die Helden seiner Geschichten wurden zu Kultfiguren, die alle Deutschen kennen. Janosch ist jedoch nicht nur Autor und Illustrator von Kinderbüchern, sondern auch Autor von Romanen, wie *Cholonek*, *Polski Blues*, *Der gute Gott aus Lehm* oder *Von dem Glück, Hrdlak gekannt zu haben*. Der Schriftsteller setzt sich seit vielen Jahren für Projekte gegen Armut ein, kauft Wohnplätze für Waisenkinder, stiftet Auflagen seiner Radierungen, versteigert seine Bilder für kranke und bedürftige Kinder (Kypke 2017: 21). Eines der bekanntesten Werke von Janosch ist die Kindererzählung *Oh wie schön ist Panama* – eine abenteuerreiche Geschichte von dem kleinen Bären und dem kleinen Tiger über die Freundschaft, die Wertschätzung des Zuhauses und die Abenteuerlust, die in dieser Arbeit im Fokus steht. Nach der Deskription der Kindererzählung wird eine Interpretation des Werkes präsentiert, und anschließend werden Didaktisierungsvorschläge von *Oh, wie schön ist Panama* dargestellt.

**Schlüsselbegriffe:** Janosch, *Oh, wie schön ist Panama*. *Die Geschichte, wie der kleine Tiger und der kleine Bär nach Panama reisen*, Kinderliteratur, Heimat, Freundschaft.

**Quellentext: Janosch (1978): Oh, wie schön ist Panama. Die Geschichte, wie der kleine Tiger und der kleine Bär nach Panama reisen.<sup>1</sup>**

Es waren einmal ein kleiner Bär und ein kleiner Tiger, die lebten unten am Fluss. [...] [E]ines Tages schwamm auf dem Fluss eine Kiste vorbei. Der kleine Bär fischte die Kiste aus dem Wasser, schnupperte und sagte: ‚Oooh... Bananen‘

Die Kiste roch nämlich nach Bananen. Und was stand auf der Kiste geschrieben?

‚Pa-na-ma‘, las der kleine Bär.

‚Die Kiste kommt aus Panama und Panama riecht nach Bananen. Oh, Panama ist das Land meiner Träume‘, sagte der kleine Bär.

Er lief nach Hause und erzählte dem kleinen Tiger bis spät in die Nacht hinein von Panama.

‚In Panama‘, sagte er, ‚ist alles viel schöner, weißt du. Denn Panama riecht von oben bis unten nach Bananen. Panama ist das Land unserer Träume, Tiger. Wir müssen sofort morgen nach Panama, was sagst *du*, Tiger?‘

‚Sofort morgen‘, sagte der kleine Tiger [...]

Am nächsten Morgen standen sie noch viel früher auf als sonst.

[...] [D]ann gingen sie los.

[...] Sie kamen beim alten Fuchs vorbei, der gerade mit einer Gans seinen Geburtstag feiern wollte.

‚Wo geht’s denn hier nach Panama?‘, fragte der kleine Bär.

‚Nach links‘, sagte der Fuchs ohne lange zu überlegen, denn er wollte nicht gestört werden.

Nach links war aber falsch. Sie hätten ihn besser nicht fragen sollen.

Dann trafen sie eine Kuh.

‚Wo geht’s denn hier nach Panama?‘, fragte der kleine Bär.

‚Nach links‘, sagte die Kuh, ‚denn rechts wohnt der Bauer, und wo der Bauer wohnt, kann nicht Panama sein.‘

<sup>1</sup> Der Quellentext wurde durch Janosch mit zahlreichen Bildern illustriert, die jedoch aus dieser Arbeit wegen Verlagsvorgaben ausgeschlossen wurden.

Das war wieder falsch; denn wenn man immer nach links geht, wo kommt man dann hin?

– Richtig! Nämlich dort, wo man hergekommen ist. [...]

Sie trafen bald zwei Leute, einen Hasen und einen Igel, die trugen ihre Ernte nach Hause.

„Kommt mit zu uns nach Haus“, sagten die beiden, „ihr könnt bei uns übernachten. Wir freuen uns über jeden Besuch, der uns etwas erzählen kann.“

Der kleine Bär und der kleine Tiger durften auf dem gemütlichen Sofa sitzen. „So ein Sofa“, sagte der kleine Tiger, „ist das Allerschönste auf der Welt. Wir kaufen uns in Panama auch so ein Sofa, dann haben wir wirklich alles, was das Herz begehrt.“ [...]

Einmal trafen sie eine Krähe.

„Vögel sind nicht dumm“, sagte der kleine Bär und er fragte die Krähe nach dem Weg.

„Welchen Weg?“, fragte die Krähe. „Es gibt hundert und tausend Wege.“

„In unser Traumland“, sagte der kleine Bär. „Dort ist alles ganz anders. Viel schöner und so groß...“

„Das Land kann ich euch wohl zeigen“, sagte die Krähe, denn Vögel wissen alles. „Dann fliegt mir mal nach.“ [...]

„Das da“, sagte die Krähe, „ist es.“

Und sie zeigte mit dem Flügel ringsherum. „Oooh“, rief der kleine Tiger, „ist daaaa schön! Nicht wahr, Bär?“

„Viel schöner als alles, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe“, sagte der kleine Bär.

Was sie sahen, war aber gar nichts anderes als das Land und der Fluss, wo sie immer gewohnt hatten. Hinten, zwischen den Bäumen, ist ja das kleine Haus. Nur hatten sie das Land noch nie von oben gesehen.

„Ooh, das ist ja Panama...“, sagte der kleine Tiger. [...]

„Oh Tiger“, rief der kleine Bär, „was sehen denn da unsere scharfen Augen, sag!“

„Ein Haus, Bär. Ein wunderbar, wundervoll schönes Haus. Mit Schornstein. Das schönste Haus der Welt, Bär. Da könnten wir doch wohnen.“



„Wie still und gemütlich es hier ist, Tiger“, rief der kleine Bär, „lausch doch mal!“

Der Wind und der Regen hatten ihr altes Haus ein bisschen verwittern lassen, so dass sie es nicht wiedererkannten. Die Bäume und Sträucher waren höher gewachsen, alles war etwas größer geworden.

„Hier ist alles viel größer, Bär“, rief der kleine Tiger, „Panama ist so wunderbar, wundervoll schön, nicht wahr?“ [...]

Nur war es jetzt noch schöner; denn sie kauften sich ein Sofa aus Plüsch und ganz weich. Das kleine Haus bei den Sträuchern kam ihnen jetzt so schön vor wie kein Platz auf der Welt.

„O Tiger“, sagte jeden Tag der kleine Bär, „wie gut es ist, dass wir Panama gefunden haben, nicht wahr?“

„Ja“, sagte der kleine Tiger, „das Land unserer Träume. Da brauchen wir nie, nie wieder wegzugehen.“<sup>2</sup>

## Kommentar

Das Kinderbuch *Oh, wie schön ist Panama* erschien am 15. März 1978 und zählt zu den Klassikern der deutschen Kinderliteratur, unter der die Gesamtheit der „von Kindern tatsächlich konsumierten Literatur“ (Ewers 2008: 16)<sup>3</sup> verstanden wird. Diese zeichnet eine an das jüngere Lesepublikum angepasste Sprache und textbegleitende Illustrationen aus sowie der Versuch, Moral, sittliche Werte, Normen und anwendbares Wissen zu vermitteln. Aus diesen Gründen erfüllt die Kinderliteratur nicht nur eine Unterhaltungsfunktion, sondern auch eine Erziehungsfunktion (vgl. O’Sullivan / Rösler 2013: 26–29).

Auf den 50 Seiten des Kinderbuches *Oh, wie schön ist Panama* erstreckt sich eine abenteuerreiche Kindergeschichte, die mit zahlreichen Bildern von Janosch persönlich illustriert wurde. Mit seinen Zeichnungen und ein bisschen Phantasie nimmt der Autor die Leserinnen und Leser auf eine abenteuerliche Entdeckungsreise mit (Schröppel 2016). Obwohl Janosch die bekanntesten

---

<sup>2</sup> *Oh, wie schön ist Panama. Die Geschichte, wie der kleine Tiger und der kleine Bär nach Panama reisen* von Janosch erfüllt viele pädagogische Funktionen, präsentiert zeitlose und alterslose Werte, deswegen wird bei der Didaktisierung die vollständige Lektüre des Werkes empfohlen.

<sup>3</sup> S.a.: Brüggemann 1966: 21, Klingberg 1973: 25, Doderer 1977: 161.

Kinderbuchfiguren Deutschlands schuf und seinen Leserkreis in eine bunte und freundliche Paradieswelt versetzt, hatte er selbst keine schöne Kindheit. Horst Eckert alias Janosch wurde am 11. März 1931 in Hindenburg (heute Zabrze, Polen) geboren. Die ersten drei bis vier Jahre lebte er bei seinen Großeltern. Diese Jahre beschreibt Eckert in einem Interview als „große Glücksvorkommnisse seines Lebens“, die bis heute den Mittelpunkt seiner Welt und den direkten Zugang zur Ewigkeit bedeuteten (vgl. Kautt o. J.). Danach durchlebt Janosch mit einem alkoholkranken Vater und einer bigotten Mutter eine schwere Kindheit. Kijowska schildert dies folgendermaßen: „Die Armut und Beengtheit der Wohnverhältnisse in einem ‚Familok‘, wie dort ein Mehrfamilienhaus genannt wurde – mit dem Gestank von Knoblauch und Urin, dem ständig betrunkenen und gewalttätigen Vater und der kalten, sadistischen Mutter“ (Kijowska 2016). Mit 13 Jahren machte Eckert eine Ausbildung zum Schmied und arbeitete in einer Schlosserei. Als sein Vater aus dem Krieg heimkam, gingen seine Eltern mit dem damals fünfzehnjährigen Sohn nach Bad Zwischenahn, wo er als Textzeichner arbeitete. Nach einem Aufenthalt in Paris zog er 1953 nach München, um Maler zu werden. Er begann ein Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München, das er nach einem Semester abbrechen musste. Danach arbeitete er als freischaffender Künstler. Auf Rat seines Freundes wurde aus seinen Zeichnungen ein Kinderbuch, das den Anfang einer erfolgsgekrönten schriftstellerischen Karriere darstellt. Janosch lebt seit 1980 auf Teneriffa.

Die schwere Kindheit im oberschlesischen Grenzraum und eine starke Sehnsucht nach Harmonie prägen das schriftstellerische Werk von Janosch (vgl. Kypke 2017: 20), wie auch die Geschichte von *Oh, wie schön ist Panama*. Der kleine Tiger und der kleine Bär sind beste Freunde und leben glücklich und harmonisch in einem Häuschen in der Nähe eines Flusses. Sie ergänzen sich und leben fröhlich zusammen. Der kleine Bär ist ein leidenschaftlicher Fischer und Koch, und der kleine Tiger ist ein Pilzsammler, der immer in Begleitung seiner gelbschwarz gestreiften „Tiger-Ente“ ist. Beide genießen das Leben. Eines Tages fischt der kleine Bär eine leere, nach Bananen duftende Holzkiste mit der Aufschrift „Panama“ aus dem Fluss. Diese Kiste versetzt die Freunde in eine traumvolle Welt, die sie unbedingt kennen lernen wollen. Panama wird zum Land ihrer Träume, wo alles schöner und besser als Zuhause sein soll. Am nächsten Tag machen sich die beiden auf den Weg nach Panama. Sie lernen unterwegs viele Bewohner der umliegenden Felder und deren Zuhause kennen. Sie fragen die angetroffenen Tiere nach dem Weg nach Panama, die ihnen aus Unwissenheit die falsche Richtung angeben, wodurch die Protagonisten im

Kreis herumlaufen und schließlich ahnungslos wieder in ihrem alten, durch den Geist der Zeit verunstalteten Zuhause ankommen. Sie denken, dass sie in Panama angekommen sind und freuen sich über das neu entdeckte Paradies. Somit zeigt die Geschichte, dass das Paradies oft vor der eigenen Haustür liegt und die Menschen es nicht zu schätzen wissen. Die Geschichte vom kleinen Bären und kleinen Tiger gibt den Leserinnen und Lesern einen Anstoß zum Nachdenken. Wieso ist der Mensch (in der Geschichte der kleine Bär oder der kleine Tiger) nie mit dem zufrieden, was er im Leben erreicht hat? Wieso ist das eigene Zuhause nicht am schönsten? Wieso denkt man, dass das Unbekannte viel schöner, größer und besser ist? Wieso muss man oft, wie die Helden der Geschichte, weggehen, um anzukommen? (Zitat: „Das kleine Haus bei den Sträuchern kam ihnen jetzt so schön vor wie kein Platz auf der Welt. ‚Oh Tiger‘, sagte jeden Tag der kleine Bär, ‚wie gut es ist, dass wir Panama gefunden haben, nicht wahr?‘ ‚Ja‘, sagte der kleine Tiger, ‚das Land unserer Träume. Da brauchen wir nie, nie wieder wegzugehen““, Janosch 2006: 52–54). Janosch selbst kommentiert es folgendermaßen: „Die meisten Leute, die wandern um die ganze Welt, um zu finden, was sie längst haben“ (Schaaf / Gasse 2010). Mit der Geschichte wollte er den Kindern zeigen, dass manchmal das Paradies so nah liegt und man sich erstmal in der Umgebung umsehen soll.

Janoschs Geschichte verdeutlicht die Bedeutung des eigenen Zuhauses. Oft lernt man etwas erst aus einer gewissen Distanz zu schätzen. Deswegen zeigt die Geschichte, was schätzenswert ist. Erst aus der Distanz gelingt es den Freunden, eine neue Perspektive auf das eigene Zuhause zu gewinnen. Janosch erklärt dazu: „Jeder lebte schon immer im Paradies, hat es nur nicht gewusst“ (Dieckmann 2016).

Eine weitere Botschaft, die in dieser kurzen Kindergeschichte versteckt ist, ist die Macht der Freundschaft. Der kleine Bär und der kleine Tiger erleben auf dem Weg nach Panama viele Abenteuer zusammen und merken, wie wichtig es ist, einen guten Freund an der Seite zu haben. Freundschaft bedeutet Hilfsbereitschaft und Solidarität in Gefahrensituationen: „Der kleine Tiger und der kleine Bär sind dicke Freunde. Und sie fürchten sich vor nichts, weil sie zusammen wunderbar stark sind“ (Rückseite des Kinderbuches). Dadurch wird formuliert, dass man in vielen Lebensphasen mit einem Freund an der Seite mehr erreichen kann als alleine. An drei Stellen dieser Geschichte äußern die zwei Helden einstimmig, dass „wenn man einen Freund hat [...], dann braucht man sich vor nichts zu fürchten“ (Janosch 2006: 29, 32, 42). Somit wird dieser Satz zum Leitmotiv der Geschichte. Mit einem Freund an der Seite ist das Leben einfacher, schöner, spannender.

Des Weiteren handelt die Geschichte von der Abenteuerlust und dem Entdeckungsdrang, die für jede Generation von Kindern aktuell sind. Als der kleine Bär eines Tages eine große Holzkiste mit der Aufschrift Panama findet, wird die Abenteuerlust der beiden Freunde geweckt. Sie wollen das verführerisch nach Bananen duftende Paradies finden und begeben sich auf eine lange Reise voller Abenteuer, denn keiner weiß, wo Panama liegt. Genau wie die Helden der Geschichte sind auch Kinder abenteuerlustig, dadurch fühlen sie sich lebendig, lernen Ausdauer und Zuversicht kennen, stillen ihre Neugier und ihren Entdeckungsdrang.

*Oh, wie schön ist Panama* ist ein zeitloser Klassiker der Kinderliteratur, der auch heute noch wunderbare Erinnerungen wachruft und die Leserinnen und Leser in vielen Ländern bezaubert (Dieses Buch wurde in 25 Sprachen übersetzt). Es ist eine Geschichte über die Abenteuer des Lebens, die Freundschaft, die Sehnsucht, die Träume und über die unbewusste Wertschätzung des eigenen Zuhauses.

Die Tiger-Ente, die den kleinen Bären und den kleinen Tiger nach Panama begleitet, wurde zur Kultfigur und zum gut verkäuflichen Merchandising-Produkt. *Oh, wie schön ist Panama* wurde 1979 mit dem *Deutschen Jugendbuchpreis* und 1980 mit dem Preis *Prix Jeunesse International Munich* ausgezeichnet. 1985 wurde es im Rahmen der ersten Folge von Janoschs Traumstunde als Zeichentrickfilm veröffentlicht, eine weitere Zeichentrickverfilmung erfolgte im Jahr 2006.

## Literaturverzeichnis

- BAJOREK, Angela (2015): Heretyk z familoka. Biografia Janoscha. Kraków.
- BAJOREK, Angela (2016): Wer fast nichts braucht, hat alles: Janosch – die Biographie. Berlin.
- BAJOREK, Angela (2018): Motywy autobiograficzne w twórczości Janoscha. Kraków.
- DIECKMANN, Cordula (2016): Herzlichen Glückwunsch. Janosch wird 85: Tiger und Bär haben was zu feiern. In: SHZ.de, 16.03.2016, URL 1: <https://www.shz.de/12978626> (Stand 15.04.2019).
- DODERER, Klaus (1977): Fabeln, Formen, Figuren, Lehren. München.
- EWERS, Heinz-Heino (2008): Literatur für Kinder und Jugendliche. Eine Einführung. Köln, Weimar, Wien.

- GŁADYSZ, Jolanta / JAKOSZ, Mariusz (2017): *Możliwość zastosowania literatury dziecięcej Janoscha we wczesnoszkolnym nauczaniu języków obcych na przykładzie opowiadania *Oh, wie schön ist Panama**. In: BAJOREK, Angela [Hg.]: *Von dem Glück, Janosch gekannt zu haben. Literarische Wurzeln der Identität*. Wrocław, S. 173–191.
- HNATYSZYN, Piotr (2006): *Znani zabrzanie*. In: wyborcza.pl, 16. Oktober 2006, URL 2: <http://katowice.wyborcza.pl/katowice/1,35063,3686650.html> (Stand 02.03.2019).
- JANOSCH (2006): *Oh, wie schön ist Panama. Die Geschichte, wie der kleine Tiger und der kleine Bär nach Panama reisen*. Weinheim.
- JANOSCH (2018): *Ach, jak cudowna jest Panama*. Tłumaczenie: Bielicka, Emilia. Kraków.
- KAUTT, Annette (o. J.): *Janosch*. In: *Rossipotti-Literaturlexikon*. URL 3: <https://www.literaturlexikon.de/illustratoren/janosch.html> (Stand 02.04.2019).
- KIJOWSKA, Marta (2016): *Janosch. Biografie eines Grenzmenschen*. In: *Deutschlandfunk*, 10.03.2016, URL 4: [https://www.deutschlandfunk.de/janosch-biografie-einesgrenzmenschen.700.de.html?dram:article\\_id=348018](https://www.deutschlandfunk.de/janosch-biografie-einesgrenzmenschen.700.de.html?dram:article_id=348018) (Stand 08.05.2019).
- KLINGBERG, Göte (1973): *Kinder- und Jugendliteraturforschung. Eine Einführung*. Wien, Köln, Graz.
- KYPKE, Ulrich (2017): *Janosch ist 85 Jahre. Eine persönliche Annäherung*. In: BAJOREK, Angela [Hg.]: *Von dem Glück, Janosch gekannt zu haben. Literarische Wurzeln der Identität*. Wrocław, S. 19–23.
- O’SULLIVAN, Emer / RÖSLER, Dietmar (2013): *Kinder- und Jugendliteratur im Fremdsprachenunterricht*. Tübingen.
- RIMMAR, Anna (o. J.): *Oh, wie schön ist Panama/ Janosch*. URL 5: [http://www.goethe.de/ins/by/pro/lewis/didakt/Didaktisierung\\_Oh\\_wie\\_schoen\\_ist\\_Panama\\_Janosch.pdf](http://www.goethe.de/ins/by/pro/lewis/didakt/Didaktisierung_Oh_wie_schoen_ist_Panama_Janosch.pdf) (Stand 15.11.2019).
- SCHAAF, Gabriela / GASSE, Anne (2010): *Ein Kinderbuch, das jeder kennt*. In: *Die Deutsche Welle*, URL 6: <https://www.dw.com/de/ein-kinderbuch-das-jeder-kennt/a-5865718> (Stand 12.11.2019).
- SCHRÖPPEL, Ann-Kathrin (2016): *Janoschs Kinderbuchklassiker „Oh, wie schön ist Panama“ feiert Geburtstag*. In: *Stuttgarter Nachrichten*, 15. März 2016, URL 7: <https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.janoschs-kin->

derbuchklassiker-oh-wie-schoen-ist-panama-feiert-geburtstag.47d0fc39-81-a8-4165-a9f7-9f0d5f82e231.html (Stand 07.10.2019).

WIELIŃSKI, Bartosz T. (2005): Mów mi Janosz, jestem Ślązakiem. In: wyborcza.pl, 16. Juni 2005, URL 8: <http://katowice.wyborcza.pl/katowice/1,35055,2770963.html> (Stand 12.10.2019).

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

Die Kindererzählung *Oh, wie schön ist Panama. Die Geschichte, wie der kleine Tiger und der kleine Bär nach Panama reisen* von Janosch erfüllt viele pädagogische Funktionen, denn sie verbalisiert zeitlose und alterslose Werte wie Freundschaft, Faszination für das Fremde, Heimat, Wertschätzung des eigenen Guts etc. Aus diesem Grund ist sie, je nach Form und Niveau der Aufgaben, in verschiedenen Altersgruppen und auf vielen Ebenen des Fremdsprachenunterrichts einsetzbar: vom Kindergarten bis zum Studium.<sup>4</sup> Die nachstehend präsentierten Aufgaben sind für Schülerinnen und Schüler sowie für Studierende mit dem Sprachniveau B2 der deutschen Sprache bestimmt.

### Aufgabe 1: Setzen Sie die richtigen Präpositionen ein:

Sie wohnten ..... einem kleinen gemütlichen Haus ..... Schornstein ..... dem Fluss.

Der kleine Bär ging jeden Tag ..... der Angel fischen und der kleine Tiger ging ..... den Wald Pilze sammeln.

Und sie kletterten ..... dem Baum und kamen bald ..... Fluss.

Panama riecht ..... oben ..... unten ..... Bananen.

Sie zogen das Floß ..... den Fluss und schwammen damit ..... die andere Seite.

Da schwimmt ja schon wieder eine Flaschenpost ..... Fluss.  
..... dieser Nacht träumen alle vier ..... Panama.

Wir tanzen ..... Freude.

<sup>4</sup> Didaktisierungsvorschlag von *Oh, wie schön ist Panama* für den fremdsprachlichen Frühunterricht in Gładysz / Jakosz 2017, S. 173–191, sowie für den Frühunterricht deutschsprachiger Kinder von Rimmar (o. J.).

## **Aufgabe 2: Übersetzen Sie den folgenden Textausschnitt ins Polnische:**

Der kleine Bär ging jeden Tag mit der Angel fischen und der kleine Tiger ging in den Wald, Pilze sammeln. Der kleine Bär kochte jeden Tag das Essen; denn er war ein guter Koch.

„Möchten Sie den Fisch lieber mit Salz und Pfeffer, Herr Tiger, oder besser mit Zitrone und Zwiebel?“

„Alles zusammen“, sagte der kleine Tiger, „und zwar die größte Portion.“

Als Nachspeise aßen sie geschmorte Pilze und dann Waldbeerenkompott und Honig. Sie hatten wirklich ein schönes Leben dort unten in dem kleinen, gemütlichen Haus am Fluss ... Aber eines Tages schwamm auf dem Fluss eine Kiste vorbei. Der kleine Bär fischte die Kiste aus dem Wasser, schnupperte und sagte:

„Oooh... Bananen“

## **Aufgabe 3: Gesprächsrunden und Diskussionen sind heutzutage ein wichtiger Unterrichtsbestandteil. Sie fördern die Redekompetenz und verbessern rhetorische Fähigkeiten. Versuchen Sie über die unten angegebenen Themenvorschläge zu diskutieren. Entwickeln Sie Standpunkte und Meinungen, die Sie begründend vertreten.**

### Panama als Paradies

- a) „In Panama“, sagte er [der Bär], „ist alles viel schöner, weißt du. Denn Panama riecht von oben bis unten nach Bananen. Panama ist das Land unserer Träume“ (Janosch 2006, S. 18). Diskutieren Sie darüber, wieso uns das Fremde immer schöner, besser und größer erscheint als das Eigene.
- b) Panama steht in der Kindergeschichte von Janosch für das Paradies, für das Land der Träume. Wie sieht Ihr Panama aus? Was brauchen Sie, um glücklich zu sein?
- c) Durch das Werk von Janosch wurde das kleine Land am südlichen Ende Zentralamerikas deutschlandweit bekannt. Die Vorstellung vom Paradies war geboren. Doch wie viel Paradies steckt wirklich in Panama? Wie stellen Sie sich Panama vor? Was wissen Sie von Panama?

### Zuhause und Heimat

- d) Die Kindergeschichte von Janosch handelt u. a. von der Bedeutung des eigenen Zuhauses, wenn man es von einer gewissen Distanz betrachtet. Was schätzen Sie an Ihrem Zuhause? Was schätzen Sie an Ihrem Heimatland?
- e) Was bedeutet Heimat für Sie?

### Freundschaft

- f) Die Geschichte vom kleinen Bären und kleinen Tiger zeigt die Bedeutung der Freundschaft. Freunde sind nicht nur die Gefährten unserer Kindheits- und Jugendabenteuer, sondern zunehmend auch die Säulen, die uns als Erwachsene im Leben stützen. Aber sind enge Freundschaften in Zeiten des Konkurrenzkampfes auf dem Arbeitsmarkt und „der Digitalisierung“ (im Sinne der Social Media, wie Facebook, Instagram etc.) noch möglich?

### Weltklugheit

- g) Auf der Rückseite des Kinderbuches findet man den Kommentar der Süddeutschen Zeitung: „Eine ungeweine Zärtlichkeit und Wärme, augenzwinkernder Witz und Weltklugheit für Kleine kennzeichnen das Lesebilderbuch von Janosch *Oh, wie schön ist Panama*“ (Janosch 2006, Rückseite). Wie verstehen Sie den Begriff „Weltklugheit“? Wen bezeichnen Sie heute als weltklug?

### **Aufgabe 4: Wie interpretieren Sie die unten aufgelisteten Textstellen aus *Oh, wie schön ist Panama*?**

- a) „Einmal trafen sie eine Krähe. ‚Vögel sind nicht dumm‘, sagte der kleine Bär und er fragte die Krähe nach dem Weg. ‚Welchen Weg?‘, fragte die Krähe. ‚Es gibt hundert und tausend Wege.“ (Janosch 2006: 36)
- b) „Jawohl‘, sagte der kleine Bär, ‚ich bin stark wie ein Bär und du bist stark wie ein Tiger. Das reicht“ (Janosch 2006: 10).
- c) „Wenn man einen Freund hat, der eine Regenhütte bauen kann. Dann braucht man sich vor nichts zu fürchten“ (Janosch 2006: 29).

### **Aufgabe 5: Schreiben Sie eine Erörterung zu einem der folgenden Themen:**

- a) Nach Voltaire ist Freundschaft die Hochzeit der Seele. Erklären Sie bitte, welche Rolle Freundschaft in Ihrem Leben spielt.



- b) Nach Janosch müssen viele weggehen (die Heimat verlassen), um anzukommen. Dieses Phänomen kann man auch im heutigen Polen beobachten. Viele wandern aus, um nach Jahren wieder zurückzukommen. Erklären Sie, wieso heute in Polen so viele Menschen auswandern. Und wieso kehren sie nach Jahren wieder in ihre Heimat zurück?
- c) Nach Hörbiger kann „kein Mensch wunschlos glücklich sein, denn das Glück besteht ja gerade im Wünschen“. Nach Janosch bedeutet Glück – Freiheit: „Glücklich sein heißt, nichts zu brauchen. Derjenige der nichts braucht, hat alles... Wenn ihr nicht wie Vögel lebt, werdet ihr nicht verstehen, was Glück ist“ (Bajorek 2018: 319)<sup>5</sup>. Was ist Glück für Sie? Welche Definition von Glück steht Ihnen näher? Begründen Sie Ihre Meinung.

**Aufgabe 6: Versetzen Sie die Abenteuer von *Oh, wie schön ist Panama* in die Gegenwart! Ist in der Ära des Smartphones und des Internets ein solches Abenteuer noch möglich? Wie würde ein solches Abenteuer heute ausgehen? Würden die Protagonisten heute die Reise nach Panama wagen? Erläutern Sie des Weiteren, wie das Internet und die Smartphones das Leben der Menschen verändert haben.**

### **Aufgabe 7: Memory-Spiel**

Stellen Sie sich vor, Sie wollen wie der kleine Tiger und der kleine Bär eine lange Reise machen. Aus diesem Grund packen Sie „verbal“ ihren Koffer. Alle Studierenden nennen einen Gegenstand, den sie mit auf die Reise nehmen wollen und sagen: „*Ich packe meinen Koffer und nehme ein/eine/einen...mit*“. Die nächste Person muss den genannten Gegenstand wiederholen und anschließend einen anderen Gegenstand nennen, den sie in den Koffer einpacken will. Das Spiel geht so lange weiter, bis ein Student die Reihenfolge vergisst.

**Erschwerung der Aufgabe:** Die Studierenden sollen nur bestimmte Gegenstände nennen, z. B. solche, die man im Klassenzimmer findet, oder nur Gegenstände nennen, die mit einem bestimmten Buchstaben beginnen.

<sup>5</sup> Originaltext; „Bycie szczęśliwym to znaczy niczego nie potrzebować. Kto niczego nie potrzebuje, ten posiada wszystko... Jeśli nie będziecie żyć jak ptaki, nie zrozumiecie, czym jest szczęście“ (Bajorek 2018: 319).

## Lösungsvorschläge

### 1.

Sie wohnten in einem kleinen gemütlichen Haus mit Schornstein an dem Fluss.

Dort, wo der Rauch aufsteigt, neben dem großen Baum.

Der kleine Bär ging jeden Tag mit der Angel fischen und der kleine Tiger ging in den Wald, Pilze sammeln.

Und sie kletterten von dem Baum und kamen bald zum Fluss.

Panama riecht von oben bis unten nach Bananen.

Liegt bei eurem kleinen Haus am Fluss.

Sie zogen das Floß in den Fluss und schwammen damit auf die andere Seite.

Da schwimmt ja schon wieder eine Flaschenpost im Fluss.

In dieser Nacht träumen alle vier von Panama.

Wir tanzen vor Freude.

### 2. Übersetzungsvorschlag nach Emilia Bielicka (Janosch 2018: 9–12)

Miś chodził co dzień z wędką na ryby, a Tygrysek chodził do lasu zbierać grzyby. Miś gotował co dzień obiady, był bowiem wyśmienitym kucharzem. „Czy wolałby pan rybę z solą i pieprzem, szanowny panie Tygrysku czy też z cytryną i cebulką?” „Ja bym wolał i to i to” – odpowiadał Tygrysek – „i żeby wszystkiego było bardzo dużo”. Na deser jedli duszone grzyby, a potem kompot z czarnych jagód i miód. Naprawdę wspaniale im się żyło w małym przytulnym domku nad rzeczką ... Aż tu nagle pewnego dnia Miś zobaczył drewnianą skrzynkę płynącą po rzece. Wyłowił ją z wody, obwąchał i powiedział: „Ooo ... banany”

### 4.

- a) Wenn man ein Ziel erreichen will, gibt es nicht nur einen Weg dorthin, „es gibt hundert und tausend Wege“. Man darf nicht aufgeben.
- b) Dieses Zitat steht für Mut und Selbstsicherheit.
- c) Mit einem Freund an der Seite kann man alles erreichen.



SEBASTIAN MAŚLANKA (Opole)  
ORCID 0000-0003-1189-871X

## **Bernhard Lichtenberg als Protestikone und Identitätsbrücke zwischen der Vergangenheit und Zukunft**

**Abstract:** Bernhard Lichtenberg (1875–1943) gilt als eine Ikone des Widerstands der deutschen Geistlichen gegen das NS-Regime. Der in Ohlau geborene Priester, der die meiste Zeit seines seelsorgerischen Werks in Berlin verbrachte, trat transparent der NS-Diktatur entgegen, indem er sich von der Kanzel für die Hilfe für Verfolgte und gegen das Hassschüren durch den NS-Staat einsetzte. Besonders bekannt wurde er durch seinen Kampf um die Rechte der unterdrückten Minderheiten und sein Bestreben, das Euthanasie-Vergehen öffentlich anzuprangern. Sein aktives Engagement gegen den NS-Totalitarismus war ein Akt höchsten Mutes und grenzloser Aufopferung.

**Schlüsselbegriffe:** die katholische Kirche und der NS-Staat, der selig gesprochene Bernhard Lichtenberg, die Religion im Zweiten Weltkrieg

**Quellentext: Letzte Vernehmung Bernhard Lichtenbergs durch die Geheime Staatspolizei. (Berlin, 25. Oktober 1941; Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 12 C, Nr. 19106, Bl. 12r–17r, hier 13v–17r) (Die Originalschreibweise wurde beibehalten).**

Zur Person:

Ich bin in Ohlau als Sohn des Kaufmanns August Lichtenberg geboren und habe dortselbst das Gymnasium mit Vorschule besucht. Meine drei Brüder besuchten dieselbe Schule. Einer von ihnen übt heute noch den Beruf als Rechtsanwalt und Notar aus, während der zweite Lehrer im Ruhestand ist und der dritte Bruder bereits verstorben ist. Das Abiturium absolvierte ich am Gymnasium in Ohlau. Vom Jahre 1895 bis zum Jahre 1898 studierte ich Theologie, und zwar ein Semester an der Universität in Innsbruck und sechs weitere Semester an der Universität in Breslau. Nach Abschluß des Studiums

trat ich in das Priesterseminar in Breslau ein und wurde im Jahre 1899 zum Priester geweiht. Meine erste Anstellung erhielt ich als Kaplan an der Jakobus-Kirche in Neisse. Im Jahre 1900 wurde ich nach Berlin versetzt, war Kaplan in St. Mauritius-Lichtenberg, studierte während dieser Zeit drei Semester Nationalökonomie an der Universität in Berlin und war in den folgenden Jahren bis 1905 in Charlottenburg und St. Michael-Berlin als Kaplan tätig. Alsdann wurde ich Kuratus in Berlin-Friedrichsfelde, wozu auch Karlshorst gehörte. Im Jahre 1911 wurde ich Kuratus in Pankow und wurde 1913 als Pfarrer an die Herz-Jesu-Kirche in Charlottenburg berufen. Diese Tätigkeit übte ich bis zum Jahre 1930 aus. Während der Weltkriegsjahre war ich gleichzeitig Militärpfarrer beim Garde-Grenadier-Regiment 3 Königin Elisabeth in Charlottenburg. Im Jahre 1917 machte ich im Auftrage des Reichskriegspressesamtes eine Reise an die Ostfront. Zu dieser Reise wurde ich eingeladen durch das Reichskriegspressesamt und hatte keine Information, welchem Zwecke diese Reise dienen sollte. An Ehrenzeichen erhielt ich die Verdienstmedaille des Roten Kreuzes. Im Jahre 1930 oder 1931 wurde ich Domkapitular in dem neu errichteten Domkapitel bei St. Hedwig in Berlin. Gleichzeitig damit übernahm ich das Amt des Dompfarrers. Nach dem Tode des Generalvikars Dr. Steinmann wurde ich Dompropst. Etwa im Jahre 1926 ernannte mich Papst Pius XI. zum päpstlichen Geheimkämmerer. Papst Pius XI. ernannte mich weiterhin zum Apostolischen Protonotar a.i.p. Meine Tätigkeit in St. Hedwig übe ich bis auf den heutigen Tag aus und unterstehe in meinem Amt direkt dem Bischof von Berlin.

Politisch:

In politischer Hinsicht gehörte ich bis zur Auflösung der Parteien im Jahre 1933, schon von vor dem Weltkriege an, der Zentrumspartei als Mitglied an. Ich war in Charlottenburg Stadtverordneter als Mitglied der bürgerlichen Fraktion und in Berlin Stadtverordneter als Mitglied der Zentrumsfraktion. Diese Tätigkeit erstreckte sich bis in die Jahre 1930/31. Außerdem war ich Mitglied des Friedensbundes Deutscher Katholiken in Berlin. Als diese Vereinigung mit anderen derartigen Verbänden sich in die ‚Vereinigung der Konfessionen für den Frieden‘ zusammenschloß, war ich Mitglied des Präsidiums dieser Vereinigung.

Über meine Einstellung zur NSDAP, dem nationalsozialistischen Staat und seine[n] führenden Männer[n], erkläre ich auf Befragen folgendes:

In dem Kapitel ‚Weltanschauung und Organisation‘ des [Hitler-]Buches *Mein Kampf* auf der Seite 507, 2. Absatz, heißt es:

„Eine von infernalischer Unduldsamkeit erfüllte Weltanschauung wird aber nur zerbrochen werden durch eine vom gleichen Geist vorwärtsgetriebene, vom gleichen stärksten Willen verfochtene, dabei aber in sich reine und durchaus wahrhaftige neue Idee. Der einzelne[!] mag heute schmerzlich feststellen, daß in die viel freiere antike Welt mit dem Erscheinen des Christentums der erste geistige Terror gekommen ist, er wird die Tatsache aber nicht bestreiten können, daß die Welt seitdem von diesem Zwange bedrängt und beherrscht wird und daß man Zwang nur wieder durch Zwang bricht und Terror nur mit Terror. Erst dann kann aufbauend ein neuer Zustand geschaffen werden.“

Da nun dieses Buch die Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung ist, muß ich aufgrund des vorstehend zitierten Auszuges aus diesem Buch als katholischer Priester diese Weltanschauung ablehnen und lehne sie auch de facto ab. Meine Einstellung zu dem heute bestehenden nationalsozialistischen Staat richtet sich nach der Einstellung des Apostels Paulus, wie sie im Römerbrief Kapitel 13 zum Ausdruck kommt. Da mir eine katholische Ausgabe des Neuen Testaments in diesem Raum zur Zeit nicht zur Verfügung steht, zitiere ich dem Gedächtnis nach: Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die besteht, ist angeordnet von Gott. Die Obrigkeit ist Dienerin Gottes zum Guten. Damit will ich gesagt haben, daß ich den Staat als solchen anerkenne. Ich kann aber als katholischer Priester nicht von vornherein zu jeder Verfügung und Maßnahme, die von der Regierung getroffen wird, ja und amen sagen. Ich bitte dazu meinen Brief an den Reichsärzteführer Dr. Conti zu vergleichen, den ich in Abschrift der Staatspolizei übersandt habe. Wenn sich die Tendenz derartiger Verfügungen und Maßnahmen gegen die geoffenbarte Lehre des Christentums und damit gegen mein priesterliches Gewissen richten, werde ich meinem Gewissen folgen und alle Konsequenzen mit in Kauf nehmen, die sich daraus für mich persönlich ergeben. Das ergibt sich auch daraus, daß ich die Evakuierung [der ‚Nichtarier‘] mit all ihren Begleiterscheinungen innerlich ablehne, weil sie gegen das Hauptgebot des Christentums gerichtet sind: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst‘, und ich erkenne auch im Juden meinen Nächsten, der eine unsterbliche, nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffene Seele besitzt. Da ich aber diese Verfügungen nicht hindern kann, war ich entschlossen, deportierte Juden und Judenchristen in die Verbannung zu begleiten, um ihnen dort als Seelsorger zu dienen. Ich benutze diese Gelegenheit, um die Geheime Staatspolizei zu bitten, mir diese Erlaubnis zu geben.

Zur Sache:

Im Zusammenhang mit vorstehender Einstellung steht auch die von mir verfaßte ‚Vermeldung‘ zu dem Flugblatt: ‚Wenn Du dieses Zeichen siehst... Jude‘. Ich hatte die Absicht, diese Vermeldung am kommenden Sonntag (26.10. [19]41) in allen Gottesdiensten der Hedwigskirche vermelden zu lassen. Wenn das nun nicht geschehen kann, ist nur meine inzwischen erfolgte Inhaftierung der Hinderungsgrund dafür.

Zu der dritten Frage, wie ich zu den führenden Männern des Staates stehe, muß ich mir eine Unterteilung erlauben: Ich erkenne Adolf Hitler als Reichsoberhaupt an. Wenn ich in dem mir gehörigen Exemplar des Buches *Mein Kampf* wiederholt Randbemerkungen mit Rotstift gemacht habe, so soll das keine Kritik an der Person ‚Adolf Hitler‘ sein, sondern lediglich an den Gedankengängen, die mir nicht eingingen. Die Persönlichkeit des Adolf Hitler ist für mich als Geistlichem genauso heilig, wie jedes andere menschliche Wesen. Deshalb schließe ich Adolf Hitler auch in mein Morgengebet namentlich mit ein.

Wenn mir vorgehalten wird, daß die Randbemerkungen in dem Buch *Mein Kampf*, die ich gemacht habe, nicht nur eine Kritik an den Gedankengängen Adolf Hitlers sind, sondern darin stellenweise eine offene Kritik an seiner Person und den durch seine Person im deutschen Vaterlande geschaffenen Zustand zutage tritt, so habe ich dazu folgendes zu sagen: Die Taten eines Menschen sind die Konsequenzen seiner Grundsätze. Sind die Grundsätze falsch, werden die Taten nicht richtig sein. Das trifft selbst für Adolf Hitler zu. Im Vorstehenden meiner Vernehmung habe ich mir bereits erlaubt, auf einige falsche Grundsätze Adolf Hitlers hinzuweisen. Deshalb werden auch die daraus entspringenden Taten nicht richtig sein. Ich bekämpfe falsche Grundsätze, aus welchen falsche Taten entstehen müssen, man denke an Beseitigung des Religionsunterrichtes aus den Schulen, Kampf gegen das Kreuz (vergl. Entfernung der Kreuze aus den Schulen), Beseitigung der Sakramente, Verweltlichung der Ehe, absichtliche Tötung angeblich lebensunwerten Lebens (Euthanasie), Judenverfolgung etc.

Frage: Vertreten Sie diesen Standpunkt auch von der Kanzel herab?

Antwort: Ja.

Frage: Danach geben Sie zu, daß Sie staatliche Maßnahmen nicht billigen?

Antwort: Die aus den eben genannten Grundsätzen fließenden Maßnahmen billige ich nicht.

Frage: Es dürfte auch Ihnen klar sein, daß durch die soeben geschilderten Ansichten, die von Ihnen auch öffentlich vertreten werden, eine Beunruhigung der Volksgemeinschaft eintreten kann?

Antwort: Diese Beunruhigung kann nur verhindert werden, indem man falsche Maßnahmen unterläßt.

Frage: Damit stellen Sie die Rechte der Kirche vor die des Staates.

Antwort: Christus der Herr hat das Recht zu lehren, Sakramente zu spenden und sittliche Gebote zu geben, nicht dem Staat übertragen, sondern der Kirche.

Frage: Das heißt also, daß die vom Staat durchgeführten Maßnahmen, wie zum B. die Evakuierung der Juden nicht zum staatlichen Aufgabensektor gehören.

Antwort: Es war im Vorstehenden nicht nur von Judenverfolgung die Rede, sondern von vielen anderen dem christlichen Sittengesetz widersprechenden Maßnahmen.

Frage: Sie sollen in der Gebetsstunde am Freitag, dem 29.8.1941, folgende Äußerung getan haben: ‚Wir beten für die Juden, wir beten für die Gefangenen in den Konzentrationslagern und besonders für die armen Brüder.‘ Das Wort Bolschewisten soll ebenfalls in diesem Zusammenhang gebraucht worden sein.

Antwort: Ich bete jeden Abend mit meiner Gemeinde u. a. für die schwerbedrängten nichtarischen Christen, für die Juden, für die Gefangenen in den Konzentrationslagern, zumal für die gefangenen Priester und Ordensleute, besonders für die Priester unseres Bistums, für die zum Unglauben, zur Verzweiflung und zum Selbstmord versuchten Menschen, für die Millionen namen- und staatenloser Flüchtlinge, für die kämpfenden, verwundeten und sterbenden Soldaten hüben und drüben, für die bombardierten Städte in Freundes- und Feindesland usw. und den Passus aus dem allgemeinen Kirchengebet für das Vaterland und die Führer des Volkes.

Es trifft zu, daß ich am 29. August 1941, an einem Freitag, abends um 1930 Uhr nach dem Kreuzweg auch die eben erwähnten Fürbitten verrichtet habe. Der Berichterstatter über die Vorgänge an diesem Abend muß sich wohl verhört haben, wenn er auch die Bolschewisten aus den Fürbitten herausgehört haben will. Ich würde aber kein Bedenken tragen, in die täglichen Bitten auch eine für die Bolschewisten einzuschließen, damit sie von ihrem Wahnsinn geheilt werden. Auch in der Lesung kann der Ausdruck Bolschewismus nicht



vorgekommen sein, weil wir zur Zeit die Schrift des Heiligen Augustinus über den Gottesstaat lesen und im vierten christlichen Jahrhundert dieser Ausdruck noch nicht üblich war.

Durch nachträgliches Nachdenken, warum wohl der Berichterstatter über mein Abendgebet zu der Idee gekommen ist, daß ich für den Bolschewismus bete, bin ich zu folgender Ansicht gekommen. Ich pflegte in diesem Abendgebet für die Beseitigung der Wohnungsnot und der Arbeitslosigkeit zu beten, als es keine Arbeitslosigkeit in Deutschland mehr gab, aber mein Gebet war ja katholisch, d. h. allgemein, und ich dachte: ‚Die Bitte behältst Du bei‘, denn in anderen Ländern gibt es eben auch Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot. So pflege ich auch jetzt noch für die bedrängten mexikanischen, russischen und spanischen Völker zu beten, wegen der Christenverfolgung, die in diesen Ländern herrschte. Vielleicht hat der Berichterstatter bei Erwähnung der russischen Völker an den Bolschewismus gedacht und irrigerweise gemeint, ich bäte für das Gedeihen des Bolschewismus.

Geschlossen: v. g. u.  
 Rohde Bernhard Lichtenberg,  
 K. A. Dompropst.

## Kommentar

Aus der heutigen Perspektive betrachtet, scheint der Lebensweg von Bernhard Lichtenberg von Symbolismus gezeichnet zu sein. Obwohl die Mehrheit seines priesterlichen Dienstes mit Berlin verbunden war, wird die Erinnerung an seine Taten bis dato ebenso stark in seiner Heimatstadt Ohlau (heute Oława [S.M.]) kultiviert, deren Nachkriegsgeschichte als stellvertretend für beinahe alle ehemaligen deutschen Städte Niederschlesiens fungieren kann.

Kraft des Potsdamer Abkommens wurde Ohlau unter polnische Verwaltung gestellt und die deutsche Bevölkerung nahezu vollständig vertrieben. In Folge dieses politisch angeordneten Aktes riss der kulturelle Faden der Stadtgeschichte Ohlaus, das inzwischen in Oława umbenannt wurde. Die so entstandene Leere sollte mit den Aussiedlern aus den Kresy-Gebieten wieder gefüllt werden. Die neuen Bewohner aus dem Osten, konfrontiert mit dem kulturellen Überbleibsel der Stadtlandschaft, empfanden jedoch eine Art Identitätsdissonanz, die jahrelang nachhallte. Die allmähliche Überwindung dieser Kluft konnte sich u. a. durch die Entdeckung der positiven geschichtlichen Bezüge vollziehen. Der selig gesprochene Bernhard Lichtenberg kann in diesem Kontext zweifels-

ohne als eine wichtige Persönlichkeit bei der Überbrückung deutsch-polnischer Antagonismen und der daraus resultierenden Entstehung einer neuen Stadtidentität angesehen werden. Im Folgenden sollen jene Aspekte seines geistlich-politischen Tuns dargestellt werden, die ihn ins Visier des moralberaubten NS-Staates gebracht und letztlich zu seiner Inhaftierung, oben transkribierter Vernehmung und schließlich auch Verurteilung geführt haben.

„Priester bleibt Priester, und wäre er in Ketten und in Banden“ (Ogiermann 1968: 13) – diese Worte hörte der junge Bernhard in der Predigt während seiner Primizmesse in Ohlau, die vom Priester und Freund der Familie Lichtenberg, Robert Eymmer, gehalten wurde. Obgleich mit dieser Botschaft auf das Engagement und den Widerstand des Predigers selbst in Zeit des Kulturkampfes angespielt wurde, hört sie sich hinsichtlich der späteren Aufopferung Lichtenbergs nahezu wie eine Art Prophezeiung seiner geistlichen Zukunftsmission an (vgl. ebd.). Nach der ersten einjährigen Anstellung in Neiße wurde er 1900 nach Berlin berufen, das zu jener Zeit aufgrund des raschen Bevölkerungszuwachses eine Stadt voller Sozialdiskrepanzen war (vgl. Federspiel 1999: 40f.). Die unprofessionelle Kirchenverwaltung Berlins hinkte damals der rasant steigenden Bevölkerungsrate hinterher. Das Ausmaß des damaligen Verwaltungschaos wird durch die Tatsache widerspiegelt, dass die Berliner Kirche zu jener Zeit keine eigenständige Diözese war, weil sie der Breslauer Diözese angehörte (vgl. Ogiermann 1968: 15f.). Der junge Lichtenberg nahm die immense Last der Evidenz- und Infrastrukturverbesserung auf sich, wobei er anfangs nicht nur gegen rein finanziell und administrativ bedingte Probleme, sondern auch gegen die Abneigung seitens der Autochthonen anzukämpfen hatte (vgl. Zagala 2003: 51f.). Durch sein stetes Engagement eroberte der ehrgeizige Priester die Herzen der Berliner, die den von ihm angeleiteten Spendenaktionen die Erbauung von fünf Pfarreien und einem Kloster verdanken (vgl. Ogiermann 1968: 20f.).<sup>1</sup> *Das Selbstporträt*, das Lichtenberg auf Gestapo-Befehl hin im anfangs präsentierten Verhör zeichnete, übergibt seinen sozialen Einsatz, der u. a. die Gründung vom ersten katholischen Gymnasium (1925) in Berlin, wie auch die regelmäßigen Ess- und Kleidungs Spenden umfasste. Nicht selten entstammten die dabei verteilten Güter seinen eigenen Vorräten (vgl. ebd.: 44f.). Neben seinem unermüdlichen Eifer im Kampf um die infrastrukturelle Verbesserung und neue Kirchengläubige war vor allem das nüchterne Urteilsvermögen für politi-

---

<sup>1</sup> Die nächsten Schritte der seelsorgerischen Laufbahn von Lichtenberg entnimmt man dem zu Beginn enthaltenen Auszug aus dem Gestapo-Vernehmungsprotokoll (vgl. *Zur Person*).

sche Situation und die lauernden Gefahren des aufkeimenden NS-Regimes für die Haltung Lichtenbergs kennzeichnend. Als aktives Mitglied des Präsidiums vom *Friedenbund deutscher Katholiken* wurde er mehrmals den Hetzattacken seitens der NS-Propaganda ausgesetzt. Ungeachtet zahlreicher Beschimpfungen und Drohungen nutzte er den Bund, um eine gesellschaftliche Aufklärungsaktion zu betreiben, deren Ziel in der ersten Linie in der Bewusstmachung von Diktatur- und Kriegskonsequenzen bestand. Diesem Zweck diene u. a. die von ihm 1931 organisierte Filmvorführung, in der die Verfilmung von Remarques Roman *Im Westen nichts Neues* ausgestrahlt wurde – also ein Werk mit der äußerst pazifistischen Botschaft (vgl. Ogiermann 1968: 75). Diese Aktivität des Prälaten verdient umso mehr Anerkennung, wenn man bedenkt, dass jener Filmabend kaum ein Jahr nach dem ersten Wahlerfolg der NSDAP<sup>2</sup> stattfand, dessen Gründe viele Historiker in der defensiven Haltung der christlichen Zentrumspartei und Zurückhaltung der Kirchenpatriarchen gegenüber der NS-Politik sehen wollen (vgl. von Hehl 1983: 56). Der nächste Umstand, der neben der oben angedeuteten Reserviertheit den kirchlichen Standpunkt in der Vorkriegszeit abschwächte, war die Meinungsverschiedenheit unter den Kirchenvorstehern gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie. Während der Kardinal und Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz, Adolf Bertram, in seiner Silvesteransprache von 1930 lediglich vor falschen Weltanschauungen und übertriebenem Nationalismus warnte, ohne den konkreten Adressaten genannt zu haben, hielt der Kölner Kardinal und Erzbischof, Karl Joseph Schulte, den Nationalsozialismus sogar für eine Art Hilfsmittel gegen Bolschewismus und Liberalismus (vgl. Zieliński 1978: 87). Die letztere Sichtweise mag ihren Grund in der Überzeugung gehabt haben, der Nationalsozialismus habe im Vergleich zu den linksorientierten Ideologien einen gesunden Kern und offenes Programm (vgl. Sołoma 1988: 86). Viele der kirchlichen Oberhäupter schienen dieser Wahnvorstellung verfallen zu sein, so dass die späteren Weckrufe, wie die Erklärung der Fuldaer Bischofskonferenz von 1931 – die NS-Ideologie sollte, gleich dem Bolschewismus, als unvereinbar mit der christlichen Religion gelten – unerhört blieben (vgl. Zieliński 1978: 88)<sup>3</sup>.

<sup>2</sup> Nach den anfänglichen Misserfolgen von 1924 (3% Stimmen) und 1928 (2.6% Stimmen) gelang es den Nationalsozialisten 18,3% zu bekommen und somit zu einer Massenpartei zu werden (vgl. Zieliński 1987: S. 88).

<sup>3</sup> Die mangelnde gemeinsame Front aller Geistlichen gegen NS, die letztlich indirekt zum Aufschwung der NS-Diktatur beitrug, kann zum Teil auch auf die Bestimmungen der Weimarer Verfassung von 1919 zurückgehen, kraft deren die Kirche keinen offiziellen Status

Durch die Direktheit seines Aufrufs geriet Lichtenberg ins Visier des NS-Staatsapparates. Die ersten Versuche, den Berliner Kaplan einzuschüchtern und so von der weiteren Aktivität abzuschrecken, ließen nicht lange auf sich warten, da die Nazis schon im Jahr der Machtergreifung (1933) mit den Hausdurchsuchungen bei BL ansetzten (vgl. Ogiermann 1968: 76). Kurz daraufhin wurde Lichtenberg zum ersten Verhör<sup>4</sup> genommen, in dem einer der Offiziere, außer den Fragen nach der aufgelösten Zentrumspartei, wissen wollte, ob der Dompropst sich zutraue, Hitler zu kritisieren, woraufhin Lichtenberg mutig die Worte aussprach, die als Inbegriff seines christlichen Lebensweges fungieren: „Mein Führer ist Christus“<sup>5</sup> (vgl. ebd.).

Die nächsten Protestmaßnahmen Lichtenbergs stellten seine Reaktion auf die politischen Ereignisse des NS-Deutschlands dar. Nach einem Treffen mit einem SPD-Mann und Informanten 1935, während dessen Lichtenberg über die Zustände in den KZs erfahren hatte, erbat er sich einen Termin beim zweitmächtigsten Mann im Reich, Göring, den er mit diesen schockierenden Enthüllungen konfrontieren und zur Rede stellen wollte (vgl. Gaydosh 2017: 93f.). Obwohl der Berliner Kaplan zum Ministerpräsidenten letztlich nicht vorgelassen wurde, überließ er zu Händen des Ministerialrats einen namentlich unterschriebenen Bericht, in dem er die Missstände in KZs anprangerte, was zweifelsohne ein Akt des höchsten Mutes war. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten bedeutete doch den Anfang von allmählicher Einschränkung der Kirchenrechte, die dieser kraft des Reichskonkordats vom 20.07.1933 in Theorie staatlich offiziell zugesichert wurden<sup>6</sup>. Trotz der Täuschungsmanöver und anfänglichen Versicherungen über die friedliche Zusammenarbeit, die zur Unterzeichnung des Konkordats und Gewinnung des öffentlichen Weltvertrauens ausgenutzt wurden, entpuppten sich Hitler und seine Gefolgsleute schnell als grimmige Religionsfeinde. Die Repressionen fingen mit der schrittweisen Delegalisierung von kirchlichen Organisationen und dem Verbot der mit ihnen kooperierenden Zeitschriften (1933–1935) an (vgl. Jodko 2017: 102f.).

---

mehr besaß und alle Glaubensbekenntnisse rechtlich den öffentlichen Vereinen gleichgesetzt wurden (vgl. Krukowski 1996: 21f.)

<sup>4</sup> Nachdem sich die einzige christliche Partei, Zentrum, aus Angst vor möglichen Verfolgungen seitens der regierenden Nazis am 6.06.1933 aufgelöst hatte, sah die NSDAP in Lichtenberg eine Gefahr, die ausgelöschte Partei im Rahmen der Katholischen Aktion weiterhin verschwörerisch zu führen (vgl. Ogierman 1968: 76).

<sup>5</sup> Hervorhebung im Zitat [S.M.].

<sup>6</sup> Es gilt an dieser Stelle anzumerken, dass die Thematik des Konkordats zu umfangreich ist, um sie in den engen biographischen Rahmen dieses Beitrags mit einbeziehen zu können.

Den Nazis war es aber mit der Abschwächung der kirchlichen Strukturen noch lange nicht genug. Sie wollten nämlich die verhasste Kircheninstitution sukzessiv verleumden, wozu die zahlreichen inszenierten Sittenprozesse gegen Priester (1936–1937) dienen sollten. Der radikalen Diskreditierung folgten die weiteren Maßnahmen, die von der Abschaffung der Klosterschulen und Theologiefakultäten, bis hin zum Schicken von Priestern an die Kriegsfront (1940) (vgl. ebd.) reichten. Es muss jedoch an dieser Stelle eingeräumt werden, dass die hierbei erwähnten Restriktionen nur einen Bruchteil aller Mittel darstellen, die gegen die katholische Kirche eingesetzt wurden, um den möglichen Widerstand seitens des Klerus im Keim zu ersticken. Die Hetzjagd und das Bewusstsein permanenter Bespitzelung hinderten Lichtenberg jedoch nicht daran, im Namen der Unterdrückten weiterhin öffentlich aufzutreten, etwa während seines Gebets am Folgetag der Reichskristallnacht, wo er von der Kanzel leidenschaftlich rief: „Was gestern war, wissen wir. Was morgen ist, wissen wir nicht. Aber was heute geschehen ist, haben wir erlebt. Draußen brennt der Tempel. Das ist auch ein Gotteshaus.“ (Helwig / Urban 1987: 10)<sup>7</sup>. Er war einer der Wenigen, die in jener gruseligen Zeit gegen die Verfolgungen konsequent lauthals protestierten. Als Leiter der Hilfsstelle für verfolgte Juden, „dem Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin“, stand er allen Bedürftigen sowohl materiell als auch im Gebet bei (vgl. Ogiermann 1968: 111f.). Durch seine Unnachgiebigkeit und Direktheit seiner promenschlichen und antifaschistischen Haltung wurde er ein Dorn im Auge der Nazis, weshalb sie aufgrund der teils vorgetäuschten Aussagen<sup>8</sup> eine Anklage erhoben und ihn inhaftiert haben. Der am Anfang dargestellten Gestapo-Vernehmung folgte ein Prozess, in dem der Prälat wegen „Kanzleimissbrauchs“ und „Vergehen gegen das Heimtückegesetz“ zu einer zweijährigen Haftstrafe verurteilt wurde (vgl. Zipfel: 221f.). Lichtenbergs Abschied vom Leben war so symbolisch wie sein ganzes irdisches Dasein – er starb am 5.11.1943 auf dem Transport ins KZ Dachau in der Stadt Hof, auf seinem letzten Weg von all den Unterdrückten und Schwachen umgeben, für die er sein ganzes Leben lang eingetreten ist. In Anerkennung seiner Taten wurde er am 23. Juni 1996 in Berlin vom Papst Johannes Paul II. selig gesprochen.

<sup>7</sup> Seit diesem traumatischen Vorfall hat Lichtenberg täglich für Juden und Nichtarier öffentliches Gebet geführt (vgl. ebd.).

<sup>8</sup> Zwei Touristinnen gaben vor, während des Gottesdiensts am 23.10.1941 Lichtenberg für die Juden und Bolschewisten (sic!) beten gehört zu haben (vgl. Ogiermann 1968: 167). Mit diesem Vorwurf wurde der angeklagte Dompropst in dem bereits angeführten Verhör konfrontiert (vgl. S. 109–110).

Das Werk Lichtenbergs überdauerte das Dritte Reich und wurde zum Wegweiser für viele Repatriierte aus dem Osten, die in dem einst deutschen Oława (früher Ohlau; S.M.) im Chaos der Nachkriegsjahre nach einer neuen, vorurteilsfreien Identität suchten. Die Lehre des heiligen Bernhards ist ein Innbegriff der Nächstenliebe, die dem Hass und institutionellem Zwang überlegen ist, wodurch sie bis dato als das höchste Lebensparadigma für alle, unabhängig von ihrer Rasse, Religion und sozialer Zugehörigkeit dienen soll.

### Literaturverzeichnis

- FEDERSPIEL, Ruth (1999): Soziale Mobilität in Berlin des zwanzigsten Jahrhunderts. Berlin: Walter de Gruyter.
- GAYDOSH, Brenda (2017): Roman Catholic Priest and Martyr of the Nazi Regime. Lexington Books.
- HEHL, Ulrich v. (1983): Katolicy w Trzeciej Rzeszy. In: Kościół, katolicy i narodowy socjalizm, pr. zbior. pod red. K. Gotta i K. Repgena. Warszawa, S. 55–70.
- HELWIG, Gisela / URBAN, Detlef (1987): Kirchen und Gesellschaft in beiden deutschen Staaten. Michigan: Edition Deutschland Archiv im Verlag Wissenschaft und Politik.
- JODKO, Marek (2017): Świadectwo kościoła wobec narodowego socjalizmu w Trzeciej Rzeszy. Przykład błogosławionego księdza Gerarda Hirschfeldera. Świdnica: Wydawnictwo Wyższego Seminarium Duchownego Diecezji Świdnickiej.
- KRUKOWSKI, Józef (1996): Niemiecki model państwa laickiego. In: RUSICKI, M. [Hg.]: Problemy współczesnego kościoła. Lublin.
- OGIERMANN, Otto (1985): Bis zum letzten Atemzug. Leipzig, St. Benno-Verlag GMBH.
- SŁOMA, Antoni (1988): Między akceptacją a opozycją. Z badań nad rolą Kościołów w III Rzeszy. Warszawa: Ludowa Spółdzielnia Wydawnicza.
- ZAGAŁA, Tomasz (2003): Kapłan w świecie bez Boga. Ksiądz Bernard Lichtenberg z Oławy (1875–1943). Wrocław: Lamis.
- ZIELIŃSKI, Zbigniew: Czy katolicy niemieccy wiedzieli w roku 1933 czym jest hitleryzm? In: Chrześcijanin w Świecie. Nr. 4, S. 85.

ZIPFEL, Friedrich (1965): Publikationen der Forschungsgruppe Berliner Widerstand beim Senator für Inneres von Berlin. Berlin: Walter de Gruyter.

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

### 1. Suchen Sie im Text nach Begriffen, deren Sinn unten erklärt wurde.

..... – eine kirchliche Amtsbezeichnung für eine Leitungsrolle, die vor allem die Vertretung und Verwaltung des Doms umfasst.

..... – ein Gesetz, das alle kritischen Äußerungen ahnden sollte, die auf das Reich, Reichsregierung oder NSDAP abgesehen waren.

..... – ein Vertrag, der die Verhältnisse zwischen dem Staat und der Kirche regelt.

### 2. Finden Sie im Text Synonyme zu den unten angegebenen Ausdrücken.

*Missverhältnisse* –

*Konflikte* –

*Die Fähigkeit, die Lage vernünftig einzuschätzen* –

### 3. Vervollständigen Sie die folgenden Phrasen, indem Sie die fehlenden Verben aus dem Text ergänzen.

*eine Predigt* .....

*jemanden zum Priester* .....

*jemanden in sein Gebet* .....

*Fürbitten um etwas* .....

*Jemanden/ etwas der Fürsorge Gottes* .....

### 4. Sind die Aussagen über B.L. richtig (R) oder falsch (F)?

a) Bernhard Lichtenberg sagte in seiner Primizpredigt, dass das Priester-Sein eine lebenslange Mission ist, die man ungeachtet aller Umstände zu führen hat. (R) / (F)

b) Der verhörte Lichtenberg gab zu, dass er nie für Bolschewisten öffentlich beten würde. (R) / (F)

c) Die deutsche katholische Kirche hat die Gefahren der NS-Politik einstimmig kritisiert. (R) / (F)



- d) Die meisten Berliner haben von Anfang an die Bemühungen Lichtenbergs um Kirchenaufbau enthusiastisch begrüßt. (R) / (F)
- e) Seine Kritik galt nicht dem Hitler als Menschen selbst, sondern den Weltanschauungen, die seinem Handeln zugrunde gelegen haben. (R) / (F)

### 5. Fragen zum Text:

- a) Nennen Sie die Verdienste von Bernhard Lichtenberg im Kampf gegen das NS-Regime.
- b) Warum kann man die Lebensgeschichte des selig gesprochenen Lichtenbergs als ein Mittel zur Identitätsstiftung für die Bewohner von Oława ansehen?
- c) Welche Vorwürfe hörte der angeklagte Dompropst im letzten Gestapoverhör? Welche Verteidigungslinie vertrat er diesbezüglich?
- d) Zu welchen Maßnahmen griffen die Nazis, um das Bild der katholischen Kirche in Deutschland zu zerstören?

### Weiterführende Diskussionsanregungen

- Warum wurde dem Bischof von Münster, dem Kardinal Klemens August von Galen, der Beiname „Löwe von Münster“ verliehen und inwiefern konnte er ein Vorbild für Lichtenberg gewesen sein? (stützen Sie sich auf den Text: <https://www.welt.de/print-welt/article169943/Der-furchtlose-Loewe-von-Muenster.html>)
- Lesen Sie die Predigt von Johannes Paul II., die in Berlin anlässlich der Seligsprechung von Bernhard Lichtenberg und Karl Leisner am 23.06.1996 gehalten wurde. Welche Gemeinsamkeiten lassen sich in den Lebensläufen der beiden Heiligen finden? ([http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/homilies/1996/documents/hf\\_jp-ii\\_hom\\_19960623\\_berlin-germany.html](http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/homilies/1996/documents/hf_jp-ii_hom_19960623_berlin-germany.html))
- Erfahren Sie mehr über das komplizierte Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und dem Dritten Reich. Gehen Sie von der Lektüre des Artikels *Kreuz und Hakenkreuz* aus und berichten Sie über zwei Themen: den *Reichskonkordat* vom 20.07.1933 und die *Enzyklika mit brennender Sorge*. (<https://www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/kreuz-und-hakenkreuz>)





DANIELA PELKA (Opole)  
ORCID 0000-0001-8502-1852

## **Bischof Josef Martin Nathan – der „ungekrönte König von Branitz“**

**Abstract:** Nach der Kindheit in Stolzmitz und Jugend in Leobschütz und Ratibor entschied sich Joseph Martin Nathan für das Theologiestudium in Freiburg/Br. und Breslau. Nach der Priesterweihe kehrte er in seine Heimat zurück und wurde Pfarrer in Branitz. Dort sorgte er sowohl für ein reges geistiges Leben seiner Gemeinde als auch für das leibliche Wohl der Armen und Kranken. Sein größtes Werk waren die berühmten Heil- und Pflegeanstalten, die 1945 26 Objekte auf einem zehn Hektar großen Gelände umfassten und in denen die damals modernsten Heilverfahren angewendet wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg aus Oberschlesien vertrieben, starb Nathan in Olmütz. Seine Verdienste wurden als Grundlage für die Bemühungen um die Eröffnung seines Seligsprechungsprozesses genommen.

**Schlüsselbegriffe:** Branitz, Stadt der Liebe, Heil- und Pflegeanstalt, Vertreibung, Seligsprechung

**Quellentext: Willkofer, Anton (1931): Prälat Nathan: Sein Leben und Wirken, Ratibor: Oberschlesische Gesellschaftsdruckerei.** (Schreibweise des Originals beibehalten, Hervorhebungen aufgehoben).

*Seiner Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Generalvikar und infulierten Prälaten Monsignore Joseph Nathan zu seinem 40jährigen Priesterjubiläum in tiefster Ehrerbietung und Dankbarkeit gewidmet*

Als man das Jahr 1867 schrieb, wurde am 11. November im Schulhaus zu Stolzmitz, Kreis Leobschütz, dem Lehrer Joseph Nathan und seiner Ehefrau Antonie geb. Odersky ein Sohn geschenkt, der in der Taufe die Namen Joseph Martin erhielt. Beide Eltern entstammten angesehenen Bürgerfamilien der

Stadt Hultschin. Von seinen Eltern bekam er als bestes und schönstes Erbteil jene schlichte Gläubigkeit und tiefinnerliche Frömmigkeit, die den Bewohnern des Hultschner Ländchens eigen ist, mit in die Wiege gelegt.

Joseph Nathan war der jüngste der drei Söhne, von denen der älteste, Johannes Sarkander, als Geheimer Sanitätsrat in Hindenburg-Zaborze lebt, während der zweite, Aloysius, nachdem er sich anfangs dem Lehrerberuf widmete, in Rom die Priesterweihe erhielt und jetzt als Konsistorialrat und Spiritual an den Anstalten als treuer Mitarbeiter seines Bruders Joseph wirkt. [...]

Die Volksschule besuchte Joseph Nathan in Ludgerstal. [...] [Er] hat dem Gymnasium in Leobschütz, an dem er die erste Ausbildung für seinen künftigen hohen Beruf erhielt, stets ein treues Andenken bewahrt. Aus Anlaß seines 60. Geburtstages stiftete er eine namhafte Summe. Die Zinsen der ‚Prälat-Nathan-Stiftung‘ dienten dazu, fleißige Schüler durch Prämien auszuzeichnen. Um der Heimat näher zu sein, siedelte der Gymnasiast an das Gymnasium Ratibor über. In dem Bestreben, seinen Eltern so viel wie möglich die Sorge für seine Ausbildung zu erleichtern, übernahm er die Stelle als Hauslehrer bei den beiden Söhnen des katholischen Landrats Pohl in Ratibor. Damit lud der fleißige und vorwärtsstrebende Jüngling aber eine doppelte Last auf seine Schultern. Er mußte zunächst mit den beiden Knaben den Unterrichtsstoff durcharbeiten und dann noch seine Arbeiten erledigen. [...] Im Jahre 1887 bestand Joseph Nathan die Abgangsprüfung. [...] Schon von seinen ersten Gymnasialjahren an sah er sein Lebensziel klar vor Augen. Er wollte Priester werden. Bereits im Sommerhalbjahr des Jahres 1887 finden wir ihn in Freiburg im Breisgau. [...] Dem Studium der katholischen Theologie lag er nun weiter in Breslau ob. Zugleich diente er sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr beim Grenadier-Regiment Nr. 11 ab. [...] Joseph Nathan gehörte in Breslau dem katholischen Studentenverein (k. V.) ‚Unitas‘ an. Den Wahlspruch dieses Vereins: ‚Per aspera ad astra‘ (Durch Kampf zum Sieg!) scheint er zum Leitspruch seines ganzen Lebens gemacht zu haben.

Am 23. Juni 1891 wurde Joseph Nathan durch den Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung erhielt er als Kooperator (Hilfspriester) in Sabschütz, Kreis Leobschütz. Hier wußte er sich bald die Liebe und das Vertrauen der Pfarrkinder zu erwerben. Noch heute ist sein Andenken in der Gemeinde wach. Der junge Priester tat unentwegt seine Pflicht in Kirche und Schule. Hier zeigten sich bereits die ersten Anfänge seines sozialen Denkens. Er war bestrebt, nicht nur die seelische Not der ihm anvertrauten Gläubigen zu lindern, sondern auch die leiblichen Nöte zu

mindern. Schon nach kurzer Zeit wurde er jedoch als Kaplan nach Branitz berufen. Am 12. Juli 1882 trat er seine Stelle in dem großen Kirchdorf an. [...] Mit dem Tage aber, an dem Joseph Nathan in Branitz einzieht, beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Dorfes. Eine glanzvolle Aufwärtsentwicklung bereitet sich vor. [...] Der seeleneifrige Priester eroberte im Fluge die Herzen der Kinder und der Erwachsenen. Pater Joseph war überall beliebt, besonders unter der heranwachsenden männlichen Jugend, die er im Jugendbund vorbildlich betreute. Als er eines Tages mit dem Plan, die Passion nach der textlichen und musikalischen Gestaltung von Fidelis Müller aufzuführen, vor seine Jugendbündler trat, fand diese Anregung eine begeisterte Aufnahme. Unermüdlich war Kaplan Nathan in den unzähligen Proben bemüht, wirklich künstlerisch Vollendetes zu schaffen. Der Erfolg war, der aufgewendeten Mühe entsprechend, ein ganz außergewöhnlicher. Mehrere Male mußte das Passionspiel wiederholt werden. Aus der ganzen Umgegend diesseits und jenseits der Grenze eilten Zuschauer aller Konfessionen zu den Spielen. [...]

Das hohe Alter des Dechanten Werner zwang diesen, auf die Pfarrei Branitz zu verzichten. Er wollte das schwere verantwortliche Amt des Pfarrers von Branitz in jüngere Hände legen. Als Nachfolger kam für die Gemeinde Branitz natürlich nur Pater Joseph in Frage. Darüber gab es in der Pfarrgemeinde nur eine einzige Meinung. Die kirchliche Behörde war mit dieser Wahl der Gemeinde völlig einverstanden. Anders dachten aber die weltlichen Behörden. Auch sie hatten bei der Besetzung der Pfarrstelle ein Wort mitzureden. Damals wehte in der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen der Regierung zu Oppeln noch immer Kulturkampfwind. Da war ein Landrat, der mit Vorliebe Bismarck markierte. So wurde die Bestätigung Joseph Nathans zum Pfarrer hinausgezögert. [...] Am 31. Mai 1899 wurde Joseph Nathan als Pfarrer von Branitz bestätigt. Bereits als Verwalter der Pfarrei Branitz vergrößerte er das Pfarrhaus, um in vorbildlicher Ehrerbietung dem pensionierten Dechanten Werner eine behagliche Wohnung in den altvertrauten Räumen zu schaffen.

Nun begann die große Schaffenszeit des Apostels der christlichen Nächstenliebe. Das Marienstift wurde jetzt erweitert. Es beherbergte eine Haushaltungsschule, die den jungen Mädchen von Branitz die notwendigen hauswirtschaftlichen Kenntnisse vermitteln sollte. Der Ruf der Anstalt verbreitete sich bald über ganz Oberschlesien. Aus allen Gegenden, besonders auch aus dem Industriebezirk vertrauten Eltern ihre Töchter dieser Musteranstalt an. Ein Kindergarten nahm den Eltern die Sorge um die Beaufsichtigung der Kleinen während der Arbeitszeit ab. Er sorgte dafür, daß die Kinder in nützlicher Weise beschäftigt wurden, und daß schon frühzeitig der Urgrund wahren religiösen Fühlens in

die zarten Kinderherzen gelegt wurde. Bald wurde in den Räumen des Marienstifts eine Fürsorgeerziehungsanstalt eröffnet. Hier wurden sittliche gefährdeten Kinder und Jugendliche unter der betreuenden Obhut der Marienschwestern und der äußerst umsichtigen und willensbestimmten Leitung der Lehrerin Frl. Bürger zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen. [...]

Dieses außerordentliche Schaffen und Wirken fand dadurch seine äußere Anerkennung, daß Fürsterzbischof Dr. Kohn von Olmütz den Pfarrer Nathan nach kaum vierjährigem Pfarrdienst (1903) zum Fürstbischöflichen Konsistorialrat ernannte. Das ist eine Auszeichnung, die in der Erzdiözese Olmütz nur den älteren in der Seelsorge bewährten Priestern zuteil wird. [...]

Sechs Jahre lang – vom Dezember 1913 bis zum Februar 1919 – betreute Joseph Nathan als Zentrumsabgeordneter des Reichstags den Wahlkreis Leobschütz. [...]

Wenn dem bedeutenden Manne bei Lebzeiten von seiner Gemeinde, die mit begeisterter Liebe an ihm hängt, ein Denkmal errichtet würde, – der hochwürdigste Herr würde dies in seiner vorbildlichen Bescheidenheit bestimmt ablehnen, – so genügte es, stünde auf dem Sokel das schlichte Wort: ‚Vater der Armen‘. Diese drei Wörter umfassen das ganze große Lebenswerk dieses Mannes, der von einem seltenen Verständnis für soziale Not und einem unbezwingbaren Drange, sie zu beheben, beherrscht ist.

Die ganze Liebe seines Priesterherzens wandte er den Ärmsten der Armen, den geistig Kranken und geistig minderwertigen zu. Schon in dem erweiterten Marienstift war neben dem Altersheim auch eine Abteilung für geistig Kranke eingerichtet worden. 1902/03 wurde dann ein geräumiges Haus für Geisteskranke erbaut. In diesem Hause fand auch eine Abteilung für körperlich Kranke Platz. Die Heil- und Pflegeanstalt in Branitz war eine der ersten Privatanstalten, in der das Pavillonsystem zur Anwendung kam. So entstand im Jahre 1905 ein Pavillon für männliche Privatranke. Im nächsten Jahre wurden ein Pavillon für weibliche Kranke und das Männerhupthaus erbaut. Infolge der mehrfachen Typhusfälle im Dorfe Branitz errichtete man 1911 eine Seuchenbaracke. Für aufgeregte und tobsüchtige Kranke wurde im Jahre 1913 ein eigenes Haus errichtet. Das große Kinderhaus, das geistesschwache und fallsüchtige Kinder beherbergt, wurde im Jahre 1914 vollendet. An dieses Haus schließt sich ein riesiger Saal an, der 2000 Personen faßt. Er dient als Festsaal für die Veranstaltungen, mit denen die Kranken öfters erheitert werden. Auf der mit einem Schnürboden ausgestatteten Bühne führen die Kranken Theaterstücke auf. Auf dem spiegelblanken Parkett des Saales können sie dem

Tanz huldigen. Zwölf Lautsprecher übertragen hier die Musikdarbietungen des Rundfunks. Auch werden die Kranken manchmal durch die musikalischen und theatralischen Aufführungen der Vereine von Branitz erfreut. Ein erneuter Erweiterungsbau des Marienstifts sowie ein ganz modern eingerichtetes neues Haus für geistesranke Frauen wurde im Jahre 1928 vollendet. Alle Anstaltsgebäude sind mit den neuesten Errungenschaften der Heilkunde und der Hygiene ausgestattet. Röntgenapparate, Bestrahlungseinrichtungen, ein vorzüglich ausgestatteter Operationsaal, kurz alles, was zu einem gutgeleiteten Anstaltsbetriebe erforderlich ist, ist vorhanden. Dem Begründer der Anstalt ist keine Anschaffung zu kostspielig, wenn sie das Wohl der Kranken fördert.

Im Jahre 1903 erwarb Pfarrer Nathan das Rittergut Burg-Branitz, das in dem 1 Kilometer von Branitz entfernten gleichnamigen Ortsteil liegt. Hier wurden zunächst arbeitsfähige Geistesranke untergebracht, die bei der Bearbeitung des 300 Morgen großen Gutes mithalfen. 1909 verlegte man die Fürsorgeanstalt dorthin. Von 1923 bis 1925 wurde dann ein prächtiger Erweiterungsbau ausgeführt. Die Anstalt führt jetzt den Namen St. Raphaelstift. Auch hier wurde alles getan, um den Zöglingen das Leben so behaglich als möglich zu gestalten, damit sie hier gewissermaßen ein zweites Elternhaus fänden. Ein Schwimmbad in der Oppa, ein heizbares Badebassin im Hause, eine Turnhalle, und ein vorzüglicher Sportplatz bieten den Zöglingen alles, was zur Gesunderhaltung des Körpers nötig ist. Die Unterrichtszimmer und die Lehrmittelsammlung sind vorbildlich. Die Anstalt wird von einem geistlichen Direktor geleitet. Den Unterricht erteilen 3 Lehrer. Außerdem werden die Knaben und Mädchen meist über 100 an der Zahl, von 19 Marienschwestern gepflegt.

Im Kriegsjahre 1916 erwarb Joseph Nathan das Rittergut Krug. Dieses umfaßt 713 Morgen Ackerland. Als es übernommen wurde, befand sich das Gut in einem sehr unglückseligen Zustande. Heute ist es ein Mustergut. Auch hier wurde ein Haus für arbeitsfähige Kranke errichtet. Die moderne Irrenpflege legt ja gerade auf das Arbeitsheilverfahren besonderes Gewicht.

Durch den Erwerb dieser beiden Güter ist Joseph Nathan in die Reihe der bedeutendsten Grundbesitzer des Kreises Leobschütz gerückt. Wie gut er daran getan hat, die Anstalten mit umfangreichem Ackerbesitz auszustatten, haben Kriegs- und Inflationszeit gelehrt. Durch die weise Maßnahme wurde die Verpflegung der Kranken sichergestellt. Es will nämlich etwas heißen, für soviel Menschen das tägliche Brot zu beschaffen. Nicht weniger als 5000 Zentner Brotgetreide und 14000 Zentner Kartoffeln werden in einem Jahre verbraucht. Die gute Ernährung der Kranken bewirkt mit, daß die Anstalt Branitz die

niedrigste Sterblichkeitsziffer sämtlicher Anstalten des preußischen Staates auszuweisen hat.

Um sich ein Bild von der Größe der Anstalten zu machen, muß man bedenken, daß in der Heil- und Pflegeanstalt durchschnittlich 1100 Kranke untergebracht sind. Da aber die Belegschaft eine ständig wechselnde ist, so ist damit zu rechnen, daß in einem Jahre fast 2000 Kranke in der Anstalt anwesend sind. Das ergibt eine Anzahl von Verpflegungstagen, die nahe an 400 000 kommt. [...]

Den Dienst an den Kranken versehen 6 Ärzte, 100 Schwestern, 30 Krankenpfleger und mehr als 60 Hilfspflegerinnen und Dienstmädchen.

Das übrige Personal umfaßt weitere 200 Personen. Es sind unter ihnen alle Handwerke vertreten. Die Werkstätten sind in dem riesigen Handwerkerhof auf der Westseite des Anstaltsgeländes untergebracht. Hier feiert die moderne Technik ihre Triumphe. Die Anstalt verfügt ferner über eine sehenswerte Dampfwäscherei, eine eigene Bäckerei, eine elektrisch betriebene Mühle, die im Jahre 1921 eingerichtet wurde, eine Fleischerei und umfangreiche Gartenbetriebe. Die Krone dieser Einrichtungen ist aber die neueröffnete Zentralküche, die ihr Erbauer, Stadtbaumeister Klehr in Leobschütz, mit Recht als ‚Die Küche am laufenden Bande‘ bezeichnet hat. Sie besteht aus zwei Stockwerken, die durch Aufzüge miteinander verbunden sind. Im oberen Raum werden die Speisen vorbereitet, während sie im unteren Stockwerk sowohl in Dampf-, als auch in Elektrokoch- und Bratöfen zubereitet werden. Durch ein laufendes Band steht die Zentralküche mit den gewaltigen Vorratsräumen in Verbindung. Durch kleine Autofahrzeuge, wie wir sie auf Bahnhöfen sehen, werden die Speisen dann an die einzelnen Häuser geliefert. Gleich neben dieser Riesenküche erhebt sich das Schwesternhaus. Die unermüdlich tätigen Schwestern, die durch den äußerst beschwerlichen Dienst bei den armen unglücklichen Kranken und durch die vielen Nachtwachen äußerst belastet sind, mußten bisher in beengten Räumen, die sich in den einzelnen Krankenhäusern befanden, wohnen. [...] So entstand das wirkungsvolle Schwesternhaus, an das sich der erhabene Prachtbau der neuen Klosterkirche, die mit ihrem modern aufgesetzten hochragenden Turm weit in die Lande hineinschaut, anschließt. [...]

Für den leitenden Arzt wurde 1916 eine Villa erstellt. In den Jahren 1925/27 erstanden zwei weitere Ärztehäuser.

Im Jahre 1908 erwarb Joseph Nathan das Rochusbad bei Neisse. Hier wurde ein prächtiges Sanatorium für Nervenranke erbaut. Es dient heute als Noviziat für Marienschwestern. Zwei andere Gebäude, die in späteren Jahren hinzu-

erworben wurden, finden noch weiter als Erholungs- und Genesungsstätten Verwendung.

Um den Marienschwestern die Möglichkeit zu bieten, sich von den außerordentlich schweren Anstrengungen des Krankendienstes zu erholen, wurde im Jahre 1924 eines der Häuser in Bad Landeck erworben, die dem Marienbad gegenüber liegen und den Namen ‚Die zehn Gebote‘ führen. Dieses Haus trägt den gut gewählten und bezeichnenden Namen ‚Caritas‘.

Doch bei all dieser Liebe zu den Geisteskranken hat dieser Apostel der Caritas natürlich die Armen seiner Gemeinde nicht vergessen. Er macht aber in seiner Armenfürsorge keinen Unterschied der Konfession. Täglich werden aus der Volksküche 60 Arme gespeist. Mit Brot werden sie aus der Anstaltsbäckerei versorgt. Im Winter werden mehrere hundert Zentner Kohle an die Bedürftigen verteilt. Außerdem erhalten sie auch noch eine geldliche Unterstützung.

Auch dem Kindergarten, der durchschnittlich von 50 Kindern besucht wird, wird stets die nötige Sorgfalt zuteil. [...]

Und wer zählt nun alle die Wohltaten, die er den Armen oder jenen, die sich in Not befanden, erwies, ohne daß die Rechte wußte, was die Linke tat? Wer kann alle die guten Ratschläge, die milden Tröstungen und Beweise väterlichen Wohlwollens aufzeichnen, die aus diesem mitleidvollen Priesterherzen gleich einem Heilquell aus einem reinen Tempel geflossen sind? Niemand! Nur einer, der einzig und allein ins Verborgene sieht, kennt sie und wird alles einmal überreich zu lohnen wissen.

Möge es dem hochedlen Menschenfreund gelingen, alle seine Taten uneigennütziger Menschenliebe durch das geplante Krebsforschungsinstitut zu krönen. [...]

Stets bemüht, seine Gläubigen die innigste Verbindung mit Gott und der Kirche zu erleichtern und recht oft zu ermöglichen, stattete Konsistorialrat Nathan zunächst die Gemeinde Michelsdorf mit einem traulichen Kirchlein aus, das seinem Namenspatron, dem hl. Nährvater Joseph, geweiht ist. Später bekam dann auch Boblowitz eine Kirche zu ehren seiner Schutzpatronin, der hl. Hedwig. Diese ist ein Kleinod kirchbaulicher Kunst. Ein unvergängliches Denkmal aus Stein aber hat der hochwürdige Herr in der dreischiffig ausgebauten frühgotischen Pfarrkirche in Branitz seinen Pfarrkindern hinterlassen. Trotzdem die Bauzeit mitten in die Kriegszeit – von Juli 1914 bis September 1916 – fiel, konnte der Bau ohne Stockung zu Ende geführt werden. [...]



Die Branitzer Pfarrkirche war wohl eine der ersten katholischen Kirchen in Oberschlesien, die mit Dampfheizung versehen wurde. [...]

Im Jahre 1913 starb der Vizedechant von Katscher, Msgr. Gottsmann. Schon war ein anderer Geistlicher zu seinem Nachfolger bestimmt, als eine kanonische Visitation in Branitz klar werden ließ, daß kein anderer für dieses verantwortungsvolle Amt in Frage käme, als Konsistorialrat Nathan. Damit erstieg der Pfarrer von Branitz die erste Stufe der kirchlichen Stufenleiter, auf der er dann so schnell und so hoch aufsteigen sollte. [...] Mit dem 30. Dezember 1916 wurde [...] die endgültige Ernennung Joseph Nathans zum Fürstbischöflichen Kommissarius vollzogen. [...] Das Kollegiatskapitel zu Kremsier in Mähren, das dem Domkapitel in Olmütz unterstellt ist, ernannte ihn zum Ehrendomherrn. [...] Seit dem 19. April verwaltet Joseph Nathan den Diözesananteil als Erzbischöflicher Generalvikar. Dadurch ist ihm bischöfliche Rechtsgewalt verliehen worden. Papst Benedikt XV. erwählte ihn im Jahre 1924 zu seinem Hausprälaten. [...] Papst Pius XI. hat [...] aus Anlaß des Heiligen Jahres dem Prälaten Nathan die höchste Würde zuteil werden lassen, die Priestern vom Papst verliehen wird. Er hat ihn zum Apostolischen Protonotar befördert. An diesem Tage hielt der infulierte Prälat sein erstes Pontifikalamt.

Als Kommissarius und als Generalvikar blieb Prälat Nathan immer der Seelsorger, der Tag und Nacht für das Wohl der ihm anvertrauten Gläubigen sorgt und bedacht ist, daß es ihnen ermöglicht wird, seelsorgerische Hilfe und Fürsorge recht oft und recht leicht zu erlangen. Deshalb errichtete er 12 neue Pfarreien und 5 neue Seelsorgstellen. Neue Kirchen wurden erbaut, unter ihnen auch die schmucke Kirche seines Geburtsortes Stolzütz. Kein Mittel, das Heil der Seelen zu fördern, beliebt dem Prälaten, der wohl trotz seiner ungeheuren Arbeitslast einer der besten Kenner moderner Seelsorge- und Predigtliteratur ist, unbekannt. Aber dem Erkennen folgt bei ihm auch stets das Danachhandeln. So errichtete er das bis in die kleinste Kleinigkeit hinein modern eingerichtete Exerzitienhaus St. Joseph. Ein langjähriger Förderer der Priesterexerzitien, der so ziemlich alle Exerzitienhäuser Deutschlands besucht, meinte, etwas derartig Praktisches und vor allem so recht zu ungestörtem Beschauen Einladendes hätte er nicht bald wieder gefunden.

Monatliche Konferenzen für Priester und Lehrer dienen zur Vertiefung und Befruchtung des religiösen Lebens.

Dabei vergißt der hohe Kirchenfürst die Pflege des katholischen Vereinswesens nicht. Besonders sind ihm die Jugend- und Arbeitervereine ans Herz gewachsen. In dem prächtigen St. Josephsstift verfügt die Jugend von Branitz nicht

nur über einen stimmungsvollen Festsaal, sondern auch über eine Turnhalle, Vortragsräume, Arbeitsräume für die Jungmädchen. Alle diese Räumlichkeiten sind mit Radioanschlüssen ausgerüstet. Schulungskursen für das Vereinswesen steht das St. Josephsstift als wirklich idealer Tagungsort stets zur Verfügung. Um den Schülern am Gymnasium in Leobschütz zu ermöglichen, eine Seele und Leib gleichwertig betreuende Erziehung zu genießen, begründete Prälat Nathan das Erzbischöfliche Knabenkonvikt. Mögen aus ihm, wie es bereits geschah, zahlreiche junge Menschen hervorgehen, die nach dem Vorbilde des Begründers den Priesterstand erwählen. [...]

Selbst Mitglied des III. Ordens des hl. Franziskus förderte er franziskanische Belange in jeder Hinsicht. Ihm verdanken die PP. Franziskaner, daß sie wieder von ihrem alten Kloster in Leobschütz, aus dem sie die Einziehung der Klöster und ihrer Güter einst vertrieb, eine so segensreiche Tätigkeit entfalten können, daß die Franziskanerinnen zu ihrem lieblichen Dreikönigskloster in Katscher kamen. Auch die Missionare vom Göttlichen Wort aus Steyl konnten durch die Vermittlung des hochwürdigsten Herrn ihre herrliche Studienanstalt ‚Maria Treu‘, die der hochwürdigste Herr Prälat im Oktober 1930 persönlich einweihte, erbauen. Auch daß die Steyler Schwestern, die Dienerinnen des hl. Geistes von der ewigen Anbetung, als zweite Niederlassung in ganz Deutschland in Leobschütz im Schwarzen Kloster ein Heim fanden, ist Prälat Nathan zu verdanken.

Ebenso förderte er das Werk der Pallotiner, die in Katscher eine Studienanstalt errichteten.

Die Marienschwestern, die er als erster in den Diözesananteil berief, haben jetzt in diesem mehr als 20 Niederlassungen. Überhaupt ist Prälat Nathan ein eifriger Förderer des Missionsgedankens, indem er alle Organisationen der inneren und der äußeren Mission vom Kindheit-Jesu-Verein angefangen bis zu der großen Organisation des Bonifatiusvereins fördert.

Daß die kirchliche Kunst in dem hochgesinnten Manne einen ganz besonders wohlgesinnten Gönner findet, ist bei einem solchen Geist nicht verwunderlich. Aber auch das katholische Schrifttum und die katholischen Schriftsteller erkennen es dankbar an, daß sie in diesem hervorragenden Manne einen fürstlichen Beschützer haben. Selbst über gewöhnliches Maß musikalisch begabt, hat Prälat Nathan seine Gunst auch der Kirchenmusik zugewandt, indem er unter Leitung von Benediktinern aus Abtei Grüssau in Branitz kirchenmusikalische Schulungswochen veranstaltet.

Bekannt ist Prälat Nathan als großer Förderer der katholischen Presse. Schon von seiner Kaplanzeit her gilt dem katholischen Zeitungswesen sein besonderes Augenmerk. Er begründete eine Gesellschaft, die den Bestand eines katholischen Verlages und einer katholischen Zeitung in Leobschütz sicherstellen sollte. Unter großen geldlichen Opfern wurde dann die *Oberschlesische Volkszeitung* in Ratibor erworben und die *Oberschlesische Gesellschaftsdruckerei m.b.H.* errichtet. [...]

Am Pfingstmontag 1931 hat Prälat Nathan als Seelsorger von seiner geliebten Gemeinde Branitz Abschied genommen, um sich fortan ganz der Riesenarbeit an seinen Anstalten zu widmen. Seine infolge der dreifachschweren Arbeitsbürde stark angegriffene Gesundheit hat ihn gebieterisch dazu gezwungen.

Am 11. November 1927 konnte der hohe Kirchenfürst seinen 60. Geburtstag unter Anteilnahme nicht nur seiner Pfarrkinder, sondern auch der weltlichen Behörden unserer Provinz Oberschlesien sowie der Geistlichkeit – es waren allein zwei Bischöfe anwesend – und zahlreicher geistlicher Mitbrüder feiern. [...]

Zum Schluß sei noch ein bezeichnendes und bedeutsames Wort, das Prälat Nathan an diesem Tage sprach, der Vergessenheit entrissen: ‚Wenn ich nicht Priester wäre, dann hätte ich alles dies nicht schaffen können!‘

Immer und immer wieder müssen wir in Joseph Nathan den vorbildlichen Priester, den Priester nach dem Herzen Gottes sehen und erkennen. Darum wissen wir zu seinem 40jährigen Priesterjubiläum am 23. Juni 1931 kein anderes und besseres Angebinde zu weihen als die Worte, mit denen unsere Kirche seinen hohen Namenspatron, den kl. Joseph, feiert und die wir mit Fug und Recht auf den Generalvikar Prälaten Nathan anwenden können: ‚Siehe da den getreuen und weisen Knecht, den der Herr über seine Familie gesetzt hat!‘

### **Kommentar und ergänzende Informationen**

Wenn auch nur ansatzweise, so zeigt der Text von Anton Willkofer, dass es eine bewegte Region und auch bewegte Zeiten waren, in denen Joseph Martin Nathan geboren wurde, und dass er selbst auf ein äußerst bewegtes Leben zurückblicken konnte. Der Werdegang Nathans wird darin nur bis zum Jahr 1931 skizziert, doch waren es bis zu seinem Tode noch weitere 16 Jahre, in denen er noch vieles geschaffen, aber auch so manches erlitten hat.

Wie aus dem Text hervorgeht, stammten die Eltern Joseph Nathans aus dem mährischen Hultschin. Er selbst, in Stolzmutz geboren, verbrachte die meiste Zeit seines Erwachsenenlebens – vom 25. bis zum 79. Jahre – im oberschlesischen Branitz. Den Ort, der bereits im 13. Jh. nachgewiesen ist, bewohnten größtenteils Bauern, in der Gegend gingen die Menschen aber auch dem Weberhandwerk (Katscher) und der Bierbrauerei (Leobschütz) nach. Auf kirchlicher Ebene gehörte Branitz zur Erzdiözese Olmütz (bis 1945, formell bis 1972) (vgl. Kopiec 1997: 35). Seit der Eroberung Schlesiens durch die Preußen 1742 diktierte allerdings die preußische Regierung der Olmützer Kurie die Bedingungen, unter denen es ihr gestattet war, ihre Jurisdiktion auf preußischem Territorium durchzuführen. So wurde 1750 für den preußischen Anteil ein „Kommissariat“ mit Sitz in Katscher eingerichtet (vgl. Grocholl 1990: 59).

Die tiefe Verankerung im katholischen Glauben erhielt Joseph Nathan in der Familie. Während des in Preußen wütenden Kulturkampfes, als man versuchte, die Einflüsse der Kirche einzuschränken, die Geistlichen oft verfolgte und ihnen bisweilen die Seelsorge verbot, war ihm sein Vater ein großes Vorbild. Als tiefgläubiger Katholik schrak er vor den Schikanen seitens der preußischen Beamten, die ihn oft kontrollierten und verhörten, nicht zurück und hielt standhaft an seinem Glauben fest. Aufgrund der durch den Konflikt zwischen Kirche und Staat verursachten Gegebenheiten empfing Joseph Nathan die Erste Hl. Kommunion und einige Jahre später auch die Firmung auf österreichischer Seite – und zwar in Dielhau und in Jägerndorf (vgl. Grocholl 1990: 28, 29, 36). Da die preußische Regierung auch die Entwicklung der katholisch-theologischen Fakultät in Breslau unterdrückte, 1876 sogar das Seminar für elf Jahre geschlossen wurde und die Stadt selbst weitgehende Erscheinungen der Säkularisierung aufzeigte, wählte Nathan als Studienort Freiburg im Breisgau. Im Gegensatz zum Osten herrschte in der Kirche des Westens ein aktiver, gegen den Kulturkampf gerichteter Geist und die dortigen Katholiken galten als selbstbewusst und wagemutig in der Verteidigung ihrer Religion, so dass er hier mit einem tief verankerten christlichen Milieu rechnen konnte. Seine Rückkehr in die Heimat erfolgte vermutlich aufgrund der hohen Studienkosten und der Notwendigkeit der Betreuung des kranken Vaters. In Breslau, wo Nathan sein Studium fortsetzte, wurde er Mitglied der katholischen Studentenkorporation *Unitas*, die das Ideal hatte: „*Per aspera ad astra*“, nach dem er sein Leben lang handelte (vgl. Grocholl 1990: 43-45, Nossol 1997: 22).

Nicht nur im Kindes- und Jugendalter hatte Nathan mit den äußeren Umständen zu kämpfen. Auch in den späteren Jahren musste er immer wieder Schwierigkeiten überwinden und Entscheidungen treffen, die vielleicht nicht

der politischen Obrigkeit gefielen, aber den christlichen Werten entsprachen – Entscheidungen, die einerseits von seiner Organisationsfähigkeit und Weitsichtigkeit und andererseits von seinem tiefen Gottvertrauen und seiner Humanität zeugen. Auf die schwierige Zeit des Kulturkampfes folgte in der Geschichte nämlich die nicht weniger problematische Zeit der Wirtschaftskrise sowie die ihr folgenden Jahre des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und der kommunistischen Nachkriegszeit. Nathans gesamtes Wirken ist allerdings stets vor dem Hintergrund seines priesterlichen Dienstes zu sehen.

Der neue Geist, der sich nach dem Völkerfrühling 1848 auch in der Kirche auszubreiten begann, führte zur Entstehung eines neuen Modells des priesterlichen Lebens, das u. a. durch soziales Engagement und den Ehrgeiz, den Mängeln im Bereich der Ausbildung, Arbeit, Gesundheit, Sozialfürsorge und Kultur abzuhelfen, gekennzeichnet war. So war der Priester nicht nur für den geistigen Bereich im Leben der ihm anvertrauten Menschen verantwortlich, sondern setzte sich auch für alles ein, was sie betraf. Dazu gehörte das Engagement auf verschiedenen Ebenen: von Kindergärten, Krankenhäusern, Altersheimen über Theater, Bibliotheken und Zeitungen bis hin zur politischen Vertretung im Parlament (vgl. Kopiec 1997: 36). Die Realisierung dieses Modells kann auch im Leben Nathans beobachtet werden.

Nathan sah seine Aufgabe in der Verbindung zwischen Mensch und Gott in der Kirche, im Beichtstuhl und auf der Kanzel, legte aber auch großen Wert darauf, dass ebenso die existenziellen Grundbedürfnisse der Menschen befriedigt werden und dass ihnen das Leben nach Möglichkeit erleichtert wird. Schon zwanzig Jahre vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil setzte er sich aktiv für die Entwicklung des Familien-, Gebets- und Laienapostolats sowie die Exerzitienbewegung ein. Seiner Zeit voraus war er auch bei der Befürwortung der Verwendung von Muttersprache bei der Taufe (vgl. Kwaśnicka 2016: 58). Gleichzeitig sorgte er dafür, dass die Menschen Arbeit haben und keine zu großen Mühen auf sich nehmen müssen, um in die Kirche zu gelangen. So ist Nathan die Entstehung von einem Duzend Gotteshäusern in der Umgebung von Branitz zu verdanken. Als innovativ war in seinem Priesterleben auch, dass er seine Gemeindemitglieder zu Hause besuchte, anstatt nur darauf zu warten, dass sie ihn in der Pfarrei aufsuchten (vgl. Stark 1965: 83–84, Pospiszyl 2005: 56).

Dank dem Privatkapital seiner Mutter und einiger vermögender Frauen aus Branitz und Umgebung konnte Nathan die ersten Gebäude der Branitzer Anstalt bauen. Aufgrund von Schwierigkeiten, die ihm der Staat bereitete, nahm

er das wirtschaftliche Risiko gänzlich auf sich, gründete eine Stiftung, die den karitativen Charakter der Anstalt unter allen möglichen politischen Konstellationen sicherstellen sollte, und konnte schon nach kurzer Zeit von einem gewinnbringenden Unternehmen sprechen, dessen Vermögen und Umsätze in Millionen Mark gezählt wurden (vgl. Jonecko / Korc 1997: 61). In der Zeit der Wirtschaftskrise und Inflation der Dreißigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts, die eine beträchtliche Verarmung der örtlichen Bevölkerung nach sich zogen, gab Nathan mehreren hundert Menschen aus der ganzen Umgebung Arbeit und sicherte so ihre Existenzgrundlage. Gleichzeitig setzte er sich in erster Linie für die Armen und Kranken – vor allem die Nerven- und psychisch Kranken – ein. Dabei muss man bedenken, dass hier von einer Zeit die Rede ist, in der sich die sog. große Psychiatrie, die eine holistische Herangehensweise an den Patienten propagierte, erst zu entwickeln begann. Während das Heilen davor vor allem darin bestand, den Kranken Beruhigungsmittel zu verabreichen, sie zu isolieren und in Extremfällen zu fixieren, setzte sich Nathan für neue Methoden – darunter die Beschäftigungstherapie – ein, bei denen es nicht nur darum ging, die Kranken aufzubewahren und zu pflegen, sondern sie nach Möglichkeit dem normalen Leben zurückzuführen (vgl. Jonecko / Korc 1997: 63, Pospiszyl 2005: 63, Śliwiński 2014: 42).

Ethnische oder nationale Unterschiede bzw. die Zugehörigkeit zu einem anderen Glauben oder einer anderen Konfession spielten dabei keine Rolle: Nathan fragte nie nach der Herkunft der Menschen, sondern interessierte sich für ihr Leid und wie er es lindern könnte (Nossol 1997: 25). Wie im gesamten Grenzland der Gegend um Branitz – die nächsten Städte waren Leobschütz, Katscher und Ratibor sowie Troppau und Jägerndorf – so bediente sich die Bevölkerung auch im Ort selbst seit Jahrhunderten der deutschen und der mährischen Sprache. Auch Nathan sprach von zu Hause aus beide Sprachen, wurde als Kind sogar „Peppi“ gerufen (vgl. Grocholl 1990: 27). In späterer Zeit lernte er fließend Latein, Italienisch und Englisch, nach dem Zweiten Weltkrieg auch ein wenig Polnisch (vgl. Cińcio 1997: 48). Der Kontakt mit verschiedenen Kulturen war somit ein integraler Bestandteil seines Lebens. Seine Offenheit für Andersdenkende und Andersgläubige kommt auch darin zum Ausdruck, dass sich in der Anstalt nicht nur eine katholische Kirche befand, sondern auch die Evangelischen ihr Gebetshaus hatten, in das ein Pastor kam. Die Juden standen unter der geistlichen Obhut eines Rabbiners und die Anstaltsküche bereitete für sie koschere Speisen zu. Sowohl der Pastor als auch der Rabbiner wurden von Nathan bezahlt (vgl. Cińcio 1997: 44).

Nach der bei Willkofer beschriebenen Zeit, in der das Hultischner Ländchen nach dem Ersten Weltkrieg 1919 der Tschechoslowakei angegliedert wurde, kam es infolge der Besetzung des Sudetenlandes durch die Deutsche Wehrmacht 1938 zu weiteren politischen Gebietsveränderungen, die auch auf kirchlicher Ebene ihre Auswirkungen hatten. So wurde Nathan noch im selben Jahr zum Generalvikar des neu errichteten Generalvikariats Branitz ernannt, das 26 Dekanate mit über 750 Tsd. Katholiken umfasste. Fünf Jahre später wurde er zum Titularbischof von Arycanda und zum Weihbischof für die deutschen Gebiete des Bistums Olmütz. Zu seinem Wahlspruch machte er „Caritas Christi urget nos“.

Sicherlich war es kein Zufall, dass ausgerechnet in Branitz noch 1933 die Zentrumspartei – und nicht wie in den meisten anderen Gegenden die NSDAP – die absolute Mehrheit gewann und sich so als „Hochburg des politischen Katholizismus“ bewähren konnte (Neubach 2001: 216). Wie für die gesamte verfolgte Kirche, so wurde die Zeit des Dritten Reiches auch für Nathan zu einer Zeit der Probe. Aufgrund seines Nachnamens, der Ähnlichkeit mit dem biblischen Propheten aufwies, wurde er beschuldigt, jüdischer Abstammung zu sein (vgl. Grocholl 1990: 19 Anm. 2). Auch musste er sich gegen die Vorwürfe einer angeblichen Steuerhinterziehung und Verschwendung beim Kirchbau verantworten. Viel schlimmer erlebte er allerdings, dass die nationalsozialistische Ideologie die Sorge um die geistig Behinderten immer schwerer machte und letzten Endes auch seine Kranken nicht verschonte: Einige davon wurden der Sterilisierung unterzogen, einige weitere unter dem Vorwand, in andere Anstalten verlegt zu werden, in Konzentrationslager gebracht und ermordet (vgl. Grocholl 1990: 124–125). Um die Menschen zu schützen, sorgte Nathan dafür, dass das Krankenhaus während des Krieges zum Lazarett der Wehrmacht wurde, doch trotzdem wurde die Anstalt von den Kriegstreibern zum großen Teil zerbombt, was eine Verletzung der Genfer Konvention war. Während des Waffenstillstandes, den es Nathan für einige Stunden des Ostersonntags 1945 herbeizuführen gelang, konnten ein paar Hundert Menschen unter Anführung ihres Bischofs nach Tschechien übergeführt werden. Nathan selbst – getreu seiner Weisung in einem Schreiben an die Priester vom 15. Februar 1945: „Der Hirt hat bei seiner Herde zu bleiben!“ (vgl. Grocholl 1990: 127) – kehrte jedoch Anfang Juni nach Branitz zurück, um seine Anstalt wiederaufzubauen. Im August 1945 veranlasste ihn der polnische Primas August Kardinal Hlond zur „freiwilligen“ Niederlegung seines Amtes, denn die Gegend wurde mit Wirkung vom 1. September der Jurisdiktion des Apostolischen Administrators Bolesław Kominek unterstellt. „In heroischer Selbstverleugnung“ erkannte Na-



than die Oberhoheit des neuen Bischofs an (Scholz 1989: 65–66, vgl. Pospiszyl 2005: 66–67). Am 21. Dezember 1946 wurde der schwerkranke Nathan von den polnischen Behörden gezwungen, Branitz innerhalb von einer halben Stunde zu verlassen. Aufnahme fand er bei den Ordensschwestern im Troppauer Marianum, wo er am 30. Januar 1947 verstarb. Bestattet wurde er in einem Grab einer Familie, die ihre Heimat verlassen musste.

In Deutschland haben die ehemaligen Einwohner von Branitz und Umgebung mit dem Kanonischen Visitator für Priester und Gläubige aus dem Generalvikariat Branitz Nathan in Eschershausen ein geistiges Denkmal gesetzt, indem u. a. ein Altenwohnheim seinen Namen erhielt (Grocholl 1997: 79). In Branitz beging man 1967 die Hundertjahrfeier der Geburt Nathans und 1981 das 50-jährige Bestehen der Anstaltskirche (vgl. Grocholl 1990: 157–158). Auch sein 50. Todestag im Jahre 1997 wurde zum Anlass für damit verbundene Feierlichkeiten innerhalb der Kirche genommen. In diesem Zusammenhang wurde ein wissenschaftliches Symposium veranstaltet, bei dem das Leben und Wirken des schlesischen Bischofs Nathan im Zentrum des Interesses stand. Bei der Eröffnung der Konferenz sprach der damalige Oppelner Weihbischof Jan Kopiec von der „im gewissen Sinne beschämenden Tatsache, dass seine Person und sein Werk unter uns nicht besonders bekannt seien. Und sie doch verdienten, ans Licht gebracht zu werden als ein großartiges Zeugnis für den Mut vorausgehender Generationen und eine außergewöhnliche, weite Vision der Fürsorge für den Menschen“ (vgl. Kopiec 1997: 34; Übers. D. P.). Einem breiteren Personenkreis wurde Nathan bekannt gemacht, indem das Krankenhaus in Branitz den Namen seines Begründers erhielt, womit „der große Mensch, Priester und Humanist“ – so in der Begründung des entsprechenden Gesuches (Uzasadnienie 1997: 13) – gewürdigt wurde.

Von persönlichen Sachen Nathans ist nicht viel übrig geblieben. Einige Erinnerungsstücke sind in der Branitzer Gedächtnisstube zu sehen. Sein Brustkreuz, das Weihbischof Wenzel Wycisk nach Nathans Tod erhalten hatte, trug dieser bei der Hundertjahrfeier des Geburtstages Nathans; seinen Bischofsring, den die Ordensschwestern den Händen der ihn aus Branitz hinausfahrenden Funktionäre entrissen hatten, trägt Bischof Jan Wiczorek, der ehemalige Weihbischof der Oppelner Diözese und gegenwärtige emeritierte Bischof von Gleiwitz (vgl. Grocholl 1990: 157, Kwaśnicka 2016: 7). Doch das große Lebenswerk Nathans – sowohl die von ihm erbauten Kirchen als auch das Krankenhaus – dient heute noch vielen Menschen. Nach dem Krieg wurde die Heilanstalt Eigentum des Staates. War sie mit ihren ca. 2200 Betten noch in den Sechzigerjahren eines der größten psychiatrischen Krankenhäuser in Polen, so



machte sie in den folgenden Jahren mehrere Krisen durch, verlor nach und nach einzelne Gebäude, bis sie 2006 kurz vor der Auflösung stand. Dazu ist es schließlich nicht gekommen und das Krankenhaus hat sich nach einer Zeit des Wiederaufbaus erneut zu einer modernen Gesundheitseinrichtung entwickelt (vgl. Śliwiński 2014: 45–56).

Auch die Person Nathans, der in den Erinnerungen alter Branitzer als „Wohltäter der leidenden Menschheit“, „Vater der Armen“, der „ungekrönte König von Branitz“ oder „Millionär aus Liebe“ auftaucht (vgl. Grocholl 1990: 156–157), wurde als Vorbild für die Christen von heute entdeckt. Seine sterblichen Überreste wurden 2014 – 67 Jahre nach seinem Tod – nach Branitz übergeführt und in einem Sarkophag in der Pfarrkirche zur Hl. Familie niedergelegt (vgl. Czaja 2014: 3, Śliwiński 2015: 40–46). Im Zusammenhang mit dem 70. Todestag Nathans wurde dem Oppelner Bischof Andrzej Czaja eine durch 11 Tsd. Unterschriften unterstützte Bitte um die Eröffnung des Beatifikationsprozesses Nathans auf Diözesanebene überreicht (vgl. Ogiolda 2017).

Mit seinem Leben bewies Nathan, dass man unabhängig von den äußeren Umständen seinen Werten treu bleiben und seine Ziele verfolgen sollte.

## Literaturverzeichnis

- CIŃCIO, Elżbieta (1997): Droga życia biskupa Józefa Marcina Nathana. In: KOPIEC, Jan (1997) [Hg.]: Biskupowi Józefowi Nathanowi w hołdzie: dokumentacja uroczystości w 50 rocznicę śmierci Biskupa Józefa Marcina Nathana, Branice, 30.01.1997 – Opawa, 1.02.1997. Opole, S. 41–52.
- CZAJA, Andrzej (2014): Słowo wstępne. In: ŚLIWIŃSKI, Hieromin [Hg.]: Biskup Józef Marcin Nathan – powrót do Branicy (= Zygzak, wydanie specjalne nr 179, listopad 2014), S. 3.
- GATZ, Erwin (1983) [Hg.]: Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945: ein biographisches Lexikon. Berlin.
- GROCHOLL, Wolfgang (1990): Joseph Martin Nathan: Leben und Leiden für eine grenzenlose Caritas im mährisch-schlesischen Land. Eschershausen.
- GROCHOLL, Wolfgang (1997): Vom Viator zum Visitor. In: KOPIEC, Jan (1997) [Hg.]: Biskupowi Józefowi Nathanowi w hołdzie: dokumentacja uroczystości w 50 rocznicę śmierci Biskupa Józefa Marcina Nathana. Branice, 30.01.1997 – Opawa, 1.02.1997. Opole, S. 72–81.

- JONECKO, Antoni / KORC, Leon (1997): Szpital psychiatryczny w Branicach na Śląsku Opolskim jako dzieło biskupa Józefa Nathana. In: KOPIEC, Jan (1997) [Hg.]: Biskupowi Józefowi Nathanowi w hołdzie: dokumentacja uroczystości w 50 rocznicę śmierci Biskupa Józefa Marcina Nathana, Branice, 30.01.1997 – Opawa, 1.02.1997. Opole, S. 53–71.
- KOPIEC, Jan (1997): Biskup Józef Nathan w perspektywie historycznej. Słowo na otwarcie sesji; Branice 31 I 1997. In: KOPIEC, Jan (1997) [Hg.]: Biskupowi Józefowi Nathanowi w hołdzie: dokumentacja uroczystości w 50 rocznicę śmierci Biskupa Józefa Marcina Nathana. Branice, 30.01.1997 – Opawa, 1.02.1997. Opole, S. 34–40.
- KWAŚNICKA, Anna (2016): Przynaglony: biskup Józef Marcin Nathan w służbie Kościołowi i potrzebującym. Opole.
- NEUBACH, Helmut (2001): Schlesiens Beitrag zum politischen Katholizismus. In: KÖNIG, Winfried / HIRSCHFELD, Michael / TRAUTMANN, Markus [Hg.]: Erbe und Auftrag der schlesischen Kirche. 1000 Jahre Bistum Breslau. Dülmen, S. 192–221.
- NOSSOL, Alfons (1997): „Miłość Chrystusa przynagła nas”. Homilia Biskupa opolskiego wygłoszona w czasie uroczystej Mszy św. w kościele p.w. św. Rodziny w Branicach. In: KOPIEC, Jan [Hg.]: Biskupowi Józefowi Nathanowi w hołdzie: dokumentacja uroczystości w 50 rocznicę śmierci Biskupa Józefa Marcina Nathana. Branice, 30.01.1997 – Opawa, 1.02.1997. Opole, S. 21–28.
- OGIOLDA, Krzysztof (2017): 11 tysięcy podpisów za rozpoczęciem procesu beatyfikacyjnego bpa Józefa Nathana. In: Nowa Trybuna Opolska, 05.02.2017, URL 1: <https://nto.pl/11-tysiecy-podpisow-za-rozpozecciem-procesu-beatyfikacyjnego-bpa-jozefa-nathana/ar/11762146> (Stand 17.02.2020).
- POSPISZYL, Benedykt (2005): Józef Martin Nathan – biskup pogranicza i jego dzieło (tł. na j. niem. Klaudia Brzezowska, tł. na j. czes. Jan Larisch). Branice.
- SCHOLZ, Franz (1989): Zwischen Staatsräson und Evangelium. Kardinal Hlond und die Tragödie der ostdeutschen Diözesen. Frankfurt am Main.
- STARK, Maurus (1965): Millionär aus Liebe. Der Lebensweg Joseph Martin Nathans. Eschershausen.
- STASIEWSKI, Bernhard (1983): Nathan, Joseph Martin (1867-1947). In: GATZ, Erwin [Hg.]: Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Berlin, S. 531–532.

ŚLIWIŃSKI, Hieronim (2014): Dzieło życia – miasteczko miłosierdzia w Branicach. In: ŚLIWIŃSKI, Hieronim [Hg.]: Biskup Józef Marcin Nathan – powrót do Branic (= Zygzak, wydanie specjalne nr 179, listopad 2014), S. 34–62.

ŚLIWIŃSKI, Hieronim (2015): Spoczął w miejscu, które ukochał... Kościół pw. Świętej Rodziny w Branicach. In: ŚLIWIŃSKI, Hieronim [Hg.] (2015): Witaj w domu! Miej w opiece swoje dzieło i ludzi, którym służy. Przeniesienie trumny z prochami śp. Biskupa Józefa M. Nathana z Opawy do Branic (= Zygzak, wydanie specjalne nr 183, maj 2015), S. 40–45.

URBAN, Augustyn (1978): Biskup Józef-Marcin Nathan, wielki działacz Śląska Opolskiego. o. O.

Uzasadnienie petycji do Wojewody Opolskiego w sprawie nadania Szpitalowi w Branicach imienia Biskupa Nathana (1997): KOPIEC, Jan [Hg.]: Biskupowi Józefowi Nathanowi w hołdzie: dokumentacja uroczystości w 50 rocznicę śmierci Biskupa Józefa Marcina Nathana. Branice, 30.01.1997 – Opawa, 1.02.1997. Opole, S. 11–13.

WILLKOFER, Anton (1931): Prälat Nathan: Sein Leben und Wirken. Ratibor.

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

### 1. Glossar – was bedeuten die folgenden Lexeme?

*Arbeitsheilverfahren, Exerzitien, Haushaltungsschule, Konzil, Kulturkampf, Privatkranker, Seuchenbaracke, Sterblichkeitsziffer, Studentenkorporation, Verpflegungstag*

### 2. Bilden Sie Sätze mit folgenden Lexemen:

*Frömmigkeit, Passionsspiel, Pavillonsystem, soziales Denken, begründen, erwerben, hinauszügern, konsekrieren, behaglich, willensbestimmt, vorwärtsstrebend, unermüdlich*

### 3. Fragen zum Text:

- Was war der Anlass für die Entstehung des Textes von Willkofer? Was zeichnet den Text auf stilistischer Ebene aus?
- Welche darin verwendeten Lexeme können aus der Sicht des heutigen Lesers als veraltet bzw. veraltend angesehen werden?
- Finden Sie einige Sprachfehler im Originaltext (Grammatik, Stil usw.).

- d) Welche Informationen liefert der Text über das Leben der Menschen in der beschriebenen Zeit und Region?
- e) Welche Berufs- bzw. Funktionsbezeichnungen finden sich im Text? Gibt es diese Berufe und Funktionen heute noch?
- f) Wie erscheint in dem Text die Gestalt des Prälaten Nathan? Welche Charaktereigenschaften werden ihm zugeschrieben?
- g) Schildern Sie die einzelnen Phasen des Lebens von Joseph Nathan.
- h) Was mögen die Gründe dafür gewesen sein, dass er ein freiwilliges Jahr beim Militär geleistet hat? Was waren die Folgen für sein künftiges Leben?
- i) Auf welchen Tätigkeitsfeldern war Nathan als Priester aktiv?
- j) Übersetzen Sie die lateinischen Wendungen „Per aspera ad astra“ und „Caritas Christi urget nos“ ins Deutsche. Welche Inhalte verbinden Sie damit?

#### 4. Schriftliche Aufgabe

Schreiben Sie anhand des Quellentextes und der ergänzenden Informationen einen nüchternen Bericht / einen Lexikoneintrag über Joseph Martin Nathan.

#### 5. Denkanstöße

Einige der in der katholischen Kirche verehrten Heiligen und Seligen verbrachten ihr irdisches Leben – zumindest teilweise – in Schlesien. Auch im persönlichen Umfeld von Joseph Nathan lassen sich einige solche Personen finden. Dazu gehören u. a. der Pallotiner Richard Henkes, der in Branitz Exerzitien hielt, 1943 von der Gestapo verhaftet und im KZ Dachau umgebracht wurde, oder der Bischof von Ermland und Masuren Maximilian Kaller, dessen Vater in Branitz geboren wurde, Nathans Konsekrator bei der Bischofsweihe. Beide wurden 2003 von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen.

Informieren Sie sich, welche Voraussetzungen erfüllt werden müssen, damit die katholische Kirche einen Menschen auf die Altäre hebt. Welchen mit Schlesien verbundenen Menschen ist diese Ehre bereits zuteilgeworden und aufgrund welcher Verdienste? Was im Leben von Nathan würden Sie persönlich als Grund für eine Seligsprechung ansehen?



ANDREA RUDOLPH (Opole)  
ORCID 0000-0001-7576-7087

## **Auferstehen aus Ruinen. Ilse Langners Aufruf „Mutter Berlin an ihre Töchter“ als Beitrag zur deutschen Nachkriegsliteratur**

**Abstract:** Die in Breslau aufgewachsene Ilse Langner gehört nicht zu den literaturgeschichtlich kanonisierten Autoren. Die kunstmäßige Beschaffenheit ihrer lyrischen und dramatischen Werke<sup>1</sup>, aber auch Alter und Geschlecht der 1899 im schlesischen Breslau Geborenen, schmälerten ihre Möglichkeit, nach dem Krieg an ihre Erfolge in der Zwischenkriegszeit anzuknüpfen. Die aus dem Krieg heimkehrende „junge Generation“ und deren Kahlschlagprogrammatische bestimmte weitgehend das literarische Feld. Zusätzlich wirkte sich eine länger andauernde kulturpolitische Großwetterlage als Rezeptionshemmnis aus. Sieht man einmal von der Blütezeit des Barock und einer eher punktuell bleibenden Aufmerksamkeit auf die Romantik (Eichendorff) und vom Naturalismus eines Gerhart Hauptmann ab, blieben aus Schlesien stammende deutsche Autoren von polnischer Seite – verständlicherweise – lange ausgeblendet<sup>2</sup>, auch weil in der Nachkriegszeit über die Kulturerinnerung von einer Gruppe von Deutschen Anspruch auf das Land erhoben wurde. Aber auch auf deutscher Seite blieb eine Beschäftigung mit Autoren, die sich wie

---

<sup>1</sup> Langner hatte in ihren Atridendramen mit tragischen Inszenierungen, mit Chor und Musik, mit tänzerischen Elementen, Visionen und Visionsgestalten gearbeitet, auch mit Stimmen, die aus dem metaphysischen Raum antiker Mythologie in die Realität hineindringen. In manchen Werken, die unvermittelt mit Zeitstoffen arbeiten, gibt es Anknüpfungen an barockdramatische Elemente. Langners lyrische Texte weisen einen Reichtum an Metaphern, Bildern, Assoziationen auf.

<sup>2</sup> „Schlesien stellt die größte und am stärksten besiedelte unter den Vertreibungslandschaften dar. In dieser Provinz, meist nach ihren beiden Hälften, dem mehr protestantisch und preußisch bestimmten Niederschlesien und dem mehr katholisch, österreichisch, in den Grenzzonen auch polnisch bestimmten Oberschlesien bekannt, lebten ‚in den Grenzen von 1937‘ etwa viereinhalb Millionen Menschen. [...] Schlesien war jahrhundertlang eine führende deutsche Literaturlandschaft“. (Helbig 1996: 8).

Langner zu ihrer schlesischen Herkunft bekannten, eher selten, nachdem ein Schuldbewusstsein nach 1945 aus dieser Region für viele Deutsche eine Tabufläche geschaffen hatte. Trotz ihrer Wiederentdeckung in den neunziger Jahren<sup>3</sup> und weiterer Bemühungen<sup>4</sup> ist die Beschäftigung mit den Werken Langners noch nicht recht in Gang gekommen. Ihre Theater schaffenden Sprachwerke treten heute bestenfalls als Lesewerke in den Blick. Kritiker wie Akademiker der Literaturgeschichte gingen auch an *Mutter Berlin* ziemlich achtlos vorbei.

**Schlüsselbegriffe:** Nachkriegsdeutschland, Trümmerliteratur, Sprachkritik, Aufruf, Ilse Langner

**Quellentext: Ilse Langner: Mutter Berlin an ihre Töchter. In: Berliner Almanach 1947, hg. von W.G. Oschilewski und L. Blanvalet, Berlin 1947, S. 29f.**

Eine Riesin ist Berlin – mit zerbrochenen Gliedern, blutig geschrammter Haut –, mit herausgeschlagenen Zähnen und wüstem Schopf –, aber eine Riesin immer noch, die trotz Verwundung und Verkrüppelung ihre gewaltigen Glieder regt und ihre Kinder zu sich ruft –, die am Leben gebliebenen Töchter und Söhne, die der Tod nicht fraß, der Bombentod nicht und der Kampfestod nicht –, sie ruft sie schallend zu sich unter ihre steinernen Fittiche. Eine große Mutter ist Berlin, die uns mit Versprechungen tröstet und mit kleinen Freuden die ersterbenden Hoffnungen aufmuntert, die uns die Zukunft wie ein Märchen erzählt, wenn wir am Abend todmüde in unsere kahlen Stuben einkehren und bei Sparlicht das karge Mahl verzehren – ja, sie tröstet uns mit gutem, kräftigem Zuspruch und stärkt uns den Glauben an unsere steinerne Heimat.

Seid munter, meine Töchter, erwacht zum Leben, um das ihr jahrelang betrogen worden seid! Denn euer ist die Zukunft der Stadt! Fühlt und erfaßt es! Nur durch euch wird sie von neuem lebendig werden. Euer Lachen wird das Poltern der zusammenstürzenden Steine umwinden wie tönende Girlanden. Eure lockenden Gesichter werden in den Fensterhöhlen, in den schwarzgebrannten Toreingängen prangen wie phantastische Orchideen, deren Samen der Wind aus dem Fabelland der Leidenschaften zwischen die Trümmer wehte, und die das hitzige Zeitgestirn zur Blüte erweckte! – Hinter den winzigen Fenstern, den Kleinscheiben im Papprahmen, sollen eure Augen aufblitzen wir hinter verwehrten Klosterzellen und den Vorübergehenden Blickgruß gönnen.

<sup>3</sup> Siehe Stürzer 1993, Kraft 1996, Schulte 1999, Melchert 2002.

<sup>4</sup> Rudolph (2008: 205-230); Rudolph (2013: 41-60).

Denn der Weg aller in dieser verwüsteten Stadt ist schwer und friedlos, meine klugen Töchter – darum erwarte ich von euch, daß ihr noch die Ödnis mit der Freude am kostbar gewordenen Dasein ziert –, daß ihr das Elend nicht nur mit eurer Tapferkeit, euer unermüddlichen Arbeitskraft eindämmt, bis das alte Sorgentier verröchelnd vor euren Füßen liegt –, nein, ihr sollt das Übermenschliche, das Weibliche vollbringen und schön und gütig sein und durch die dicke Kummerschicht hindurchstrahlen. Ja, dies vor allem verlange ich von euch! – Weint nicht, Tränen sind mehr geflossen in meinen weiten Adern, als rotes Lebensblut darinnen rann – und ich fühlte oft, wie mein Herz langsam und sterbensmatt schlug. Aber wenn mich immer neue Tränenströme, fortschwemmen wollten, meine Kraft verwässerten, dann hoffte ich wie eine alte Mutter auf euch, meine geliebten, verelendeten Tochter –, auf eure unbesieglige Lebenslust hoffte ich inbrünstig mit dem Starrsinn der Sterbenden, die nur noch von der leibhaftigen, frischen Natur gerettet werden kann. Selbst das Schicksal, die unnahbare Herrscherin, die uns hier zum Siechtum verdammt, sie soll bekehrt werden durch unser aller, durch euer aller feste, herzhaft Daseinskraft. –

Bevor wir aber das Werk unseres gemeinsamen neuen Lebens beginnen, wollen wir uns schonungslos Klarheit verschaffen über den Grund unseres Elends und mit den rauh gearbeiteten Händen entschlossen die Lügen der Vergangenheit niederreißen: Wir wollen wahr sein. Wo auch immer ihr in meine leergebrannten Fensteraugen blickt, wenn euch auch immer von neuem das Grauen packt vor meinem zerstörten Äußeren und mich das Mitleid überwältigen will, wenn ich euch dahinschleichen sehe in den schäbigen Kleidern eurer Sorgen, so wollen wir doch hart bleiben, hart und wahr gegen uns selbst und uns keine aus Mitleid und Feigheit gewobenen lieblichen Lügen vor die verzweifelten Mienen hängen, durch deren künstliches Muster doch nur die schauerliche Wahrheit grinsen würde. Unsere Wahrheiten schmecken bitter, aber wir wollen sie tapfer hinunterwürgen und uns die Kraft des Widerstandes nicht mit Geschwätz verdünnen, nein, wir wollen unser Schweigen, diese unsichtbare Rüstung, die uns jahrelang schützte, auch in Zukunft nur selten ablegen. – Hütet euch, meine klugen Töchter, vor der Beichte einer ziellosen Bekenntnisgier, erbrecht euch nicht in Reden, sonst könnte es leicht sein, daß das Rinnsal eurer Klagen zum unversieglischen Strom würde, der euch selbst einmal mit fortschwemmen könnte: Denn auf die Jahre der zerstörenden Gewalt werden die unendlich mühseligen Jahre der Misere folgen, und des Jammers würde kein Ende sein. Erst wenn wir auch dieses überstanden haben, das Halbgare, das Halbwahre, dann werden wir in uns frei und stark genug für eine Zukunft sein. –



Ich ballte meine Fäuste vor Ingrim, denn mir ist grausam klargeworden, daß ihr aus den Kellern der Verzweiflung in die Müllkästen des Elends gefallen seid. Jetzt hilft euch nicht einmal mehr der Stolz auf die Größe eures Unglücks. Die zackige Krone des Hochmuts, die der Geist aus den Scherben zerschlagener Herrlichkeit hämmerte, um euch zu Fürsten der Not zu krönen, ist zerbrochen und liegt längst in der Abfallgrube neben euren zertrümmerten Idealen. Euer Leben ist noch verflucht, weil es sich schon wieder als vollwertiges Leben gebärdet, während ihr doch untrüglich fühlt, daß der dünne, trügerische Vorhang der Illusion sogleich herunterfallen würde, wenn ihr auch nur mit einem prüfenden Gedanken dagegen stoßt. Eine Szenerie des Elends würde euch enthüllt werden, bei deren Anblick ihr entsetzt fragt: Für dieses Dasein voll Mißgunst, Neid, Argwohn, voll Hinterlist und Gemeinheit haben wir der Vernichtung durch Hunger, Seuchen, Verzweiflung widerstanden? Für diese flau Existenz die uns nun gestattet ist, sind wir den fürchterlichsten Toden mit aller menschlichen List und Schlaueit entronnen? Sind wir in der Untergangsapotheose des Wahnsinns wirklich nur verschont geblieben, um an den banalen Lastern eines nichtgemeisterten Daseins kläglich zugrunde zu gehen?! – Hohn und Verzweiflung heulen euch dann wie eisige Winde im Nacken, und ihr überdenkt rasch in gespenstischer Vernünftlei, mit wieviel Kubikmetern euer Gastod wohl eure Gasration übersteigen würde! –

Rücksichtslos bin ich, meine Töchter, aber ich helfe euch, die Trümmer der verlogenen Welt fortzuräumen, damit ihr in strenger Nüchternheit ein bescheidenes, gesittetes Dasein neu errichten könnt. – Darum sollen auch in unbarmherziger Aufrichtigkeit die Götzen der Vergangenheit oder ihre jammervollen Überreste endgültig vernichtet werden, die Götzen: *Heldentum, Vaterland, verfälschte Mutterliebe*, die von Aberglauben ganz verkrustet waren. Heldentum heißt: das Leben auf jene äußerste Spitze treiben, bis es abbricht und in die Abfallgrube des Todes fällt. Heldentum ist der Irrwitz des Lebens, das sich auf Kraft und Übermut selbst das Schwert ins Herz drückt. Heldentum, die Selbstentäußerung des Mannes, seine edelste männliche Tugend, ist dennoch nur eine selbstsüchtige Untugend, das gefährlichste Lasso ist es, das der Tod nach dem Leben auswirft, um millionenfach die Opfer einzufangen. Zerstört das falsche männliche Idol in euch, meine Töchter, damit eure Söhne es niemals wiederaufzurichten vermögen. Lehrt sie das wahre Heldentum der Persönlichkeit, das Mannsein auf dem Kampfplatz der Sitte, des Anstandes. Seid ihnen ein Beispiel für die mutige Kampfbereitschaft des Lebendigen, die unermüdlich aus den Niederungen der Schwäche und Unsicherheit zur Standhaftigkeit des Glücks strebt.

Wie aber ist es mit dem geheiligten Vaterland? Wie könnten wir es auch noch in uns zerstören, da es doch schon in Wirklichkeit sich zerstört um uns ausbreitet?! Ach, sagt doch einmal Heimat statt Vaterland, meine Töchter, und niemand auf der Welt wird euch verwehren, um die Zerstörung eurer Heimat zu klagen und mutig an ihre Neuordnung heranzugehen. Wer wünschte sich keine grünende, fruchtbare Heimat mit rauschenden Bäumen und reifenden Feldern, mit weiten, wohlgebauten Städten und Dörfern, die sich behaglich wie Katzen zwischen den ausgebreiteten Äckern im Sonnenschein ausstrecken? Aber das Vaterland ist ein doppelgesichtiges Wesen, das unser Dasein nur stärkt, um es in voller Kraft wieder von uns zu fordern –, das Fruchtbarkeit ausstretet, um unseren Tod auf den Schlachtfeldern zu ernten. Das Vaterland ist ein Stiefvater, aber die Heimat ist unser aller größere Mutter, der wir unser Leben anvertrauen dürfen. Hört endlich auf mit dem engen Begriff des Vaterlandes und betrachtet die Erde als euer Elternland, Heimat des einzelnen und Völkergemeinschaft in einem. Weitet euer Gemüt und schenkt euch der Welt!

Plötzlich verfinstern sich eure Mienen, und ihr reißt die Münder auf, um mir mit großartigen Phrasen eure heiligste Götzin zu verteidigen: die Mütterlichkeit! – Ich schlage mich auf meine geborstenen Schenkel, daß es durch meine zerstörten Straßen schallt, wenn ich euch diese frömmste aller Gemeinschaftslügen brünstig herunterbeten höre. Wo war denn eure gepriesene Mutterliebe, als es das Leben eurer Söhne und Töchter galt in diesem teuflischen Krieg? In welchem Heiligenschrein hattet ihr eure Mutterliebe geborgen, damit ihr sie unversehrt aus den Trümmerhaufen eures Besitzes, aus den Massengräbern eurer Geliebten herüberretten konntet, um sie in der Opferprozession, die ja nach dem furchtbaren Untergange mit aller überlieferten Großartigkeit zum Tempel der ewigen Werte stattfinden würde, als kostbarste Spende vor euch herzutragen?! Laßt doch vor mir die scheinfrommen Worte und Gebärden, sie sind zu nichts nütze!

Lernt erst einmal die echte Liebe der Mutter, die vor allen bedeutet: gebären und erziehen fürs Leben, für den Frieden, nicht für den Krieg; zu Helden der Menschlichkeit erziehen, nicht zu verkrampften Unmenschen einer Abgötterei. Lehrt eure Kinder im großen Elternland der Erde leben und mit ihrer deutschen Herzlichkeit und Gründlichkeit, mit ihrer landschaftsentsprossenen Eigenart sich mitzuteilen und zu behaupten im Ausgleichspiel der Arten. Bekehrt euch selbst zum wahren, zum höheren Muttertum und schenkt damit euren Kindern den Glauben an die Liebe, die ja die Überhöhung des Lebens selbst durch die Magie des Herzens ist.

Räumt auf, räumt den Schutt beiseite, schafft sauberen Boden, damit euch in Zukunft die Aufrichtung eines neuen Menschenideals gelingen möge! Vernichtet hat uns nicht ein Popanz, den ihr zwölf Jahre lang zu eurer eigenen, anfangs vergnüglichen, später schauerlichen Lustbarkeit an den Schnüren eurer Ideale hinauf- und hinunterspringen ließet –, vernichtet hat uns in Wahrheit eure Vorliebe für das Tönende, Prunkvolle, für die Wollust kriegerischer Schaustellungen, die geile Gier des Tötens und des Gebärens, um wieder töten zu dürfen. Uns haben nicht die technischen Schreckenswunder der feindlichen Bomber die ehrwürdigen Städte, die reifenden Felder, den eigenen, liebevoll gehegten Besitz zerstört, uns hat auch nicht die gefühllose Technik vernichtet –, wir haben uns selbst umgebracht, da wir und alle Städte und Völker, die mit uns und durch uns in die Vernichtung gerissen wurden, unserer Zeit nicht zu geben vermochten, was ihr gebührte. Wir lebten in Wahrheit schon lange nicht mehr, wir glichen längst Traumschauspielern, die in den Visionen verschollener Traditionen, überalterter Sitten noch ihre vermoderten Weisen spielten von Krieg und Heldentum, von einer Mutterliebe, die ihre Söhne und Töchter dem Moloch Staat ausliefert, damit er sie für neue Vernichtungswerke erziehe.

Ihr führtet eure vermoderten Ideale in Prunkgewändern einher, und die Gerippe eurer veralteten Gedanken klapperten schauerlich auf die Totentrommel, die mit eurer eigenen Haut bespannt war.

Was gebührte denn unserer Zeit? fragt ihr mich. Waren nicht gerade wir Berliner stets bereit für alles Neue, aufnahmegerig für das Kommende?! Ach, meine Töchter, meine armseligen Töchter, muß ich es euch wirklich erst sagen?! Unserer Zeit gebührt Menschlichkeit. Ihr aber glaubt immer noch an die Heilkraft der Männlichkeit. Das Leben, das ihr lebtet, war ja das Leben des Mannes. Ihr führtet es nach seinen Ideen, ihr strebtet danach, euch nach seinen hehren Idealen zu vervollkommen. Seine Kriege, die er zu seiner Schwertergötzung führte, mit denen er sich millionenfach auf dem ‚Altar des Vaterlandes‘ hinopferte, seine mordlüsternen Angriffsattacken, sie waren euch selbst heilig und unabwendbar geworden. Ihr wußtet längst nicht mehr, daß euer Leben rund und prall als schönste Frucht den Baum des Lebendigen schmückt, dessen nahrhafte Frische euch ernährt und berauscht hätte, wenn ihr nur gewagt hättet, frisch danach zu greifen und hineinzubeißen! Statt dessen begnügten ihr euch mit den Daseinsattrappen aus der Fabrik des männlich totalen Daseins, und wenn es euch bitter nach Tod und Verderben schmeckte, so glaubtet ihr noch immer, das wäre das wahre Leben. Erkennt und helft dem Manne zur unerbittlichen Erkenntnis, denn er ist verwirrt von Ahnungen und ihn schaudert in den Stürmen des Jüngsten Gerichtes, das seine Götter verdammt. Erwacht zum

Leben! Rettet den Mann vor sich selbst! Versucht die Tugenden des Lebendigen in ihm zu erwecken und vertreibt die Pseudotugenden seiner ‚Männlichkeit‘.

Mann sein, heißt nicht Krieger sein, Mann sein, heißt stark sein und aus Stärke gut sein, klug sein und aus Klugheit gut sein, gütig sein und aus Güte stark sein. Bevor ihr meine Häuser neu baut, sollt ihr in ihm das neue Ideal des Mannes im technischen Zeitalter aufrichten: Herr soll er werden, Herr über die Geschöpfe seines Könnens, über die Gewalten der Natur und der Technik, Herr über die Dämonen des Krieges; Mann seiner Frau und nicht Mann im tödlichen Hochzeitstanz der Waffen; Vater seiner Kinder und der Völker, die er vor kriegerischer Unzucht bewahrt, und Freund allen, die von den Gottheiten der Menschlichkeit, der Wahrheit, der Nächstenliebe und der Gerechtigkeit opfern.

Lacht, meine Töchter, strafft eure Glieder, erhebt eure Köpfe und kämpft euch voran in die künftige Zeit, die zum erstenmal eine friedliche sein muß, oder sie wird überhaupt nicht mehr sein. Ein neuer Krieg vernichtet nicht nur unsere enge Heimat Deutschland, er zerstört das große Elternland der Erde. – Werdet wach und laßt euch nicht wieder einschläfern mit gefälligen Lügen. In euern Mut, in eure Entschlossenheit ist unser aller Schicksal gegeben.

Schafft die Lügen zertrümmerter Ideale mit dem Schutt der Ruinen beiseite und fangt mit dem Fühlen und Denken und Handeln aus menschlichen, nicht aus männlichen Urgrunde an! Dann werde auch ich wieder erwachen, mich ausbreiten und leben und euch allen in fröhlicher Bereitschaft gehören, ihr meine zum Leben bekehrten Töchter und Söhne.

**1. Glossar:** *Geschwätz, Vernünftelei, Siechtum, Fittiche, Zeitgestirn, Heiligenschrein, Ödnis, mordlüstern, Abgötterei, Prunkgewand*

**2. Suchen Sie Synonyme:** *eindämmen, ergötzen, aufrichten, Attrappe, Götze, Verkrüppelung, Visionen*

### **3. Fragen zum Text:**

- a) Aus textsortenspezifischer Warte braucht ein Aufruf eine Appellstruktur. Welche sprachlichen Merkmale spiegeln die Wendung des Textes ins Öffentliche wider?
- b) Die Töchter sind der aus dem Titel herauslesbare Adressatenkreis. Wie sichert ‚Mutter Berlin‘ ihrem Aufruf dennoch einen breiten Gesellschaftsbezug?
- c) Als Lesende nehmen wir Bedeutung nur dort wahr, wo wir etwas als Zeichen begriffen haben. Mit welchen Mitteln sprachlicher Steuerung allegorisiert Ilse Langner die Stadt Berlin?

- d) Der Text benennt geschichtlich bekannte Einzelheiten der Nachkriegszeit: die unwirtliche Jahreszeit nicht in der Wärme schirmender Behausung zubringen zu können, Hunger zu leiden, Ruinen, ein Ineinander von hartherziger Selbstbezogenheit und mangelnder Selbstreflexion. Sind Ihnen solche Einzelheiten aus weiteren literarischen Texten bekannt?
- e) Der Aufruf aufzuräumen und Trümmer zu beseitigen zielt nicht nur auf ein handfestes Steineklopfen. Welche Trümmer und Verwüstungen sollen die Frauen und Mädchen in sich beseitigen? Welche Bestandteile enthält der von Mutter Berlin als Medizin gereichte bittere Wahrheitstrunk?
- f) Wie demonstriert das sprechende Subjekt, dass es mit der Anklage und Aufforderung nicht nur die anderen im Sinn hat? Beobachten Sie die Personalpronomen.
- g) Welche Begriffe schließen sich in Langners Sicht zu einem patriarchalisch-nationalistischen Weltbild zusammen? Welche Funktion gewinnt die Sprachkritik innerhalb des Textes?
- h) Welche Pseudotugenden der Männlichkeit sollen die Töchter in sich und bei ihren Söhnen, Geliebten, Ehemännern künftig bekämpfen? Welche neuen männlichen Tugenden sollen sie herausbilden helfen?
- i) Ordnen Sie diesen Text in die Trümmerliteratur jener Jahre ein, indem Sie weitere Texte von zeitgeschichtlicher Bedeutsamkeit wie Bertolt Brechts *Kinderhymne* und die Nationalhymne der DDR mit einbeziehen.
- j) In welche begrifflichen Milieus und Bildkulturen mit je eigenen Traditionen und Erwartungen sind die von B. Brecht und Johannes R. Becher alludierten Bilder eingebunden?

### Kommentar

Die 1899 in Breslau geborene und 1987 in Darmstadt verstorbene deutsche Schriftstellerin und Journalistin zog mit ihrem zweiten Ehemann, dem Fabrikanten Werner Siebert, nach Berlin, veröffentlichte dort erste journalistische Arbeiten, bereiste unter anderem 1928 im Auftrag des Scherl-Verlags die Sowjetunion und wurde im selben Jahr Mitglied des P.E.N.-Zentrums Deutschland. 1929 erschien ihr erstes Drama *Frau Emma kämpft im Hinterland*, ein Antikriegsstück, durch das sie bekannt wurde. Einen weiteren Erfolg feierte sie mit ihrem 1931 am Theater am Kurfürstendamm durch Max Reinhardt aufgeführten Drama *Die Heilige aus USA* (1931), das die Biographie der Grün-

derin der Christian Science-Bewegung, Mary Baker-Eddy, behandelt. 1933 unternahm sie eine Weltreise, die sie auch in die Länder Südostasiens führte. Ihre Erlebnisse verarbeitete sie in einer umfangreichen Reiseprosa. Langners pazifistische Stücke durften nach 1933 nicht aufgeführt werden. Ihr Peking-Roman *Die purpurne Stadt* erschien 1937. Bald nach seinem Erscheinen verboten, wurde er 1944 beim Suhrkamp Verlag noch einmal gedruckt. Nach dem Kriegsende erschien Langners Fluchttagebuch *Flucht ohne Ziel* (1945) und der Gedichtband *Zwischen den Trümmern* (1948). Langner vertrat 1947 Deutschland beim Frauen-Friedenskongress in Paris. 1949 schrieb sie innerhalb von drei Monaten sieben Dramen, darunter *Heimkehr*, das Erwin Piscator in New York inszenieren wollte. Erwin Piscator schätzte Langners Dramen.<sup>5</sup> Nachdem er in den USA in Verdacht geraten war, dem Kommunismus nahe zu stehen, kehrte er nach Deutschland zurück. *Angst* brachte er 1952 als Hörspiel heraus. 1952 wurde Langner Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, 1963 zog sie nach Darmstadt. Sie unternahm weitere Reisen, darunter nach Japan, Thailand und Indonesien sowie 1966/1967 eine Vortragsreise um die Erde im Auftrag des Goethe-Instituts. 1968 vertrat sie die deutschen Schriftsteller in Mexiko bei der Kulturolympiade. Langner schrieb auch Erzählungen und Romane: *Rodica* (1947), *Sonntagsausflug nach Chartres* (1956), *Die Zyklopen* (1960) sowie eine Autobiografie *Jugend in Schlesien. Texte der Erinnerung*, hg. von. Margarete Dierks, Würzburg 1989.

Langners engagierter Appell griff in die Sphäre des Zeitgesellschaftlichen. Zwischen 1945 und 1949<sup>6</sup> gibt es wohl kaum eine künstlerische Strömung, die sich

<sup>5</sup> Als Vertreter des interventionistischen Theaters hatte Piscator in seiner frühen Theaterarbeit Satireabende, Sprechchorwerke und politische Revuen im Auftrag der KPD in Szene gesetzt. Piscator gilt neben Max Reinhardt als einer der Erneuerer der Theaterbühne. Wenige Tage vor dem „Schwarzen Freitag“ und dem Beginn der Weltwirtschaftskrise hatte er seine Monografie: *Das politische Theater* (1929) vorgelegt (Siehe Fischer-Lichte 1993: 118). Nach seiner Rückkehr aus den USA in die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft (1951) war er mit dem Stigma der Emigration behaftet. Er stieß auf Desinteresse oder auch „den vehementen Widerstand daheimgebliebener, seinerzeit namhafter Landes- und Kommunalpolitiker, Intendanten, Publizisten und Theaterwissenschaftler“. (Wannemacher 2008: 263). Wie Langner konnte auch Piscator an seine Erfolge in der Zwischenkriegszeit nicht mehr anknüpfen. Denn die Rekonfigurierung eines politischen Theatermodells gelang erst in Form des Gedächtnis- oder Dokumentartheaters in den 60er Jahren (Wannemacher 2008: 275).

<sup>6</sup> Viele Darstellungen lassen die Nachkriegsliteratur mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands im Jahr 1945 beginnen und nennen als definitives Ende dieser Periode 1949, da in diesem Jahr aus den vier getrennten Besatzungszonen zwei getrennte deutsche Staaten gegründet wurden. Siehe stellvertretend Franke / Staehle / Wenzelburger (2002: 15).

nicht auf spezifische Weise mit Krieg, Niederlage, mit dem Zusammenbruch kultureller Übereinkünfte auseinandersetzte. Denn eine solche Eruption und Implosion, sichtbar im Bild der Trümmerstädte, ließ sich nicht einfach übersehen.<sup>7</sup> Mit dem gedruckten oder gesprochenen Wort wollten auch deutsche Intellektuelle beeinflussen, bewirken, erziehen. Die Stimmen blieben vereinzelt, die meinten, dass die Umerziehung der Deutschen allein in den Händen der Alliierten liegen werde. An den Trümmern ausgerichtete Sehweisen dominieren verständlicher Weise. Dies zeigen Bertolt Brechts *Kinderhymne* oder die sich dann stärker durchsetzende Hymne mit der Titelzeile *Auferstanden aus Ruinen* (1949), deren Melodie Hanns Eisler dem Textverfasser und Kulturminister Johannes R. Becher im Geburtshaus von Frederic Chopin auf dessen alten Flügel vorgespielt hatte, ebenso wie Ilse Langners Aufruf *Mutter Berlin an ihre Töchter* (1947) und ihr Berliner Trümmerstück *Heimkehr* (1949). Aber auch Werke Langners wie *Iphigenie Smith kehrt heim* und *Iphigenie und Orest* führen unmittelbar in eine Trümmerlandschaft, hinter der ikonographisch das zerstörte Troja auftaucht. Nicht nur Heinrich Böll zog diese Parallele.<sup>8</sup> Dennoch fand Ilse Langners Nachkriegswerk keine Aufnahme in gängige Literaturgeschichten, nicht in die 2008 in 7. Auflage erschienene *Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*<sup>9</sup>, nicht in neueste Spezialuntersuchungen, welche die literarische Repräsentation zerstörter Städte zum Thema haben.<sup>10</sup> So entsteht der Eindruck, dass ihre Leistungen an die Schwelle literaturgeschichtlicher Erheblichkeit nicht heranreichen. Gleichwohl ist es sinnvoll, sich

<sup>7</sup> Im Rückblick notierte der damalige Bundespräsident Horst Köhler anlässlich des 60. Jahrestages der Bombardierung von Halberstadt am 8. April 2005: „Kein anderes Volk hat wohl einen Luftkrieg solcher Dauer, solcher Intensität und solcher Zerstörung fast aller seiner Städte erlebt“ (Köhler 2005).

<sup>8</sup> In seinem *Bekennnis zur Trümmerliteratur* (1952) erinnert Böll: „Der Name Homer ist der gesamten abendländischen Bildungslandschaft unverdächtig; Homer ist der Stammvater europäischer Epik, aber Homer erzählt vom Trojanischen Krieg, von der Zerstörung Trojas und von der Heimkehr des Odysseus – Kriegs-, Trümmer- und Heimkehrliteratur –, wir haben keinen Grund, uns dieser Bezeichnung zu schämen.“ Zit. nach Böll (1982: 53).

<sup>9</sup> Langner wurde auch in der *Deutsche(n) Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, hg. von Wolfgang Beutin, Klaus Ehler, Stuttgart und Weimar 1994 trotz *Klytaimnestra* (1947) und trotz ihres Berliner Trümmerstücks *Heimkehr* (1949) nicht einmal unter der Überschrift *Das Drama der deutschen Nachkriegsbühnen* erwähnt. Die 2008 aufgelegte Literaturgeschichte nimmt ihren Namen erstmals auf, aber unter dem Abschnitt „die neue Frau“, der den Aufbruch von Frauen in der Weimarer Republik anreißt.

<sup>10</sup> Ihr Name taucht auch nicht auf in: Bohn / Mielke 2007, obgleich literarische Texte und Bilddokumentationen zur Städtebombardierung des 2. Weltkrieges behandelt werden.



ihr Werk anzusehen – dies nicht als Nachtrag, etwa unter dem Gesichtspunkt weibliches Schreiben, sondern weil seine Bewertung theoretische Folgen für die Darbietung von Nachkriegsliteratur hat. Bekanntlich hatten Wolfgang Borchert und andere Kriegsheimkehrer darauf bestanden, dass der Aufbruch von der jungen Generation getragen werden müsse. Mit Borcherts eindrucksvoll formulierter Meinung, dass allein diese, von Vätern, Studienräten, Pastoren, Professoren verratene Generation zu neuen Ufern aufbrechen könne, beginnen verständlicher Weise die meisten Literaturgeschichten ihr Kapitel ‚Nachkriegsliteratur‘. Einerseits kann dadurch der historische Stellenwert dieser Bewegung herausgehoben werden, andererseits ist dies auch eine Horizontbeschränkung. Denn es lässt sich mit der kanonisierten und universitär von Generation zu Generation weitergereichten Definition des „Kahlschlags“<sup>11</sup> womöglich ebenso wenig ein adäquates Bild zeichnen wie mit der davon wertmäßigen Absetzung oder Zurücksetzung der übrigen Nachkriegsliteratur, die mit Rubrizierungen wie Naturidyllik und Geschichtsmythologeme<sup>12</sup> belegt wurde. In hohem Maße hat die selbsternannte „Junge Generation“ als Richtschnur und Maßstab Wahrnehmung und Darstellung überwogen.<sup>13</sup> Dabei bleibt die Nachkriegsliteratur

<sup>11</sup> Bekanntlich schlug der erst relativ spät von Wolfgang Weyrauch bestimmte Begriff 1949 im Vorwort zu *Tausend Gramm* zu Buche. Aber wie allgemein das Verlangen nach Einfachheit oder Bescheidenheit des Ausdrucks sowie stilistischer Mittel als Abkehr von der durch die Nazis missbrauchten Propagandasprache war, zeigt z. B. die *Göttinger Universitäts-Zeitung*, Jahrgang 1 1945/46. (In) Heft 1 heißt es: Die „enttäuscht, vielleicht auch verbittert aus dem verlorenen Krieg [...] zum größten Teil aus dem Felde“ an die Universität Zurückkehrten seien „unsicher geworden in Vielem“, was bislang ihrem Leben „Maß und Ziel setzte“. Sie wollten „darangehen zu sichten, was der schweren Probe standhielt“. Gemeinsam mit ihren Professoren seien sie den Ursachen des geistigen Zusammenbruchs auf der Spur. Dabei werde „es viele durch eine verantwortungslose Zeitungspropaganda entstellte und belastete Begriffe zu säubern gelten.“ Zit. nach: Hay (1986: 87).

<sup>12</sup> So wird auch die von den Herausgebern im Lesebuch präsentierte Nachkriegsliteratur unter die Überschrift *Inventur* gestellt, um ein jüngeres Beispiel anzuführen. Die wertvolle Nachkriegsliteratur wird damit unter einer spezifischen Perspektive ausgewählt. Inventur als Organisationsprinzip, dies impliziert den Kahlschlag als Wertzentrum, das eine kollektive Identität befestigen sollte. Langner fehlt innerhalb desselben.

<sup>13</sup> Die 1899 Geborene gehört zu der Gruppe jener Autoren, die vor 1900 geboren sind, zu ihnen gehören Thomas Mann, Bertolt Brecht, Johannes R. Becher, Alfred Döblin, die wie Langner schon erfolgreich in den zwanziger Jahren publiziert haben. Zur zweiten, auch Zwischengeneration genannten Gruppe der Autorengenerationen der Schriftsteller gehörten Autoren, die zwischen 1900 und 1915 geboren wurden. Zu ihnen zählte u. a. Alfred Andersch, Wolfgang Koeppen, Wolfgang Weyrauch, Günter Eich, zur dritten Gruppe gehörten junge Autoren, die am Beginn der zwanziger Jahre zur Welt kamen wie Wolfgang



ein Gebilde, das sowohl künstlerisch wie auch weltanschaulich nur schwer auf einen Nenner zu bringen ist.

### Literaturverzeichnis

- ARNOLD, Heinz Ludwig / DETERING, Heinrich (1999) [Hg.]: Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: Deutscher Taschenbuchverlag (zur Lektüre zum Begriff „Bildlichkeit“).
- BARK, Joachim / STEINBACH, Dietrich / WITTENBERG, Hildegard (1997) [Hg.]: Geschichte der deutschen Literatur. Von 1945 bis zur Gegenwart. Stuttgart, Düsseldorf, Berlin, Leipzig, S. 16f.
- BEUTIN, Wolfgang / EHLERT, Klaus (1994): Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart und Weimar.
- BOOHN, Andreas / MIELKE, Christine (2007) [Hg.]: Die zerstörte Stadt. Mediale Repräsentation urbaner Räume von Troja bis SimCity. Bielefeld 2007.
- BÖLL, Victor (1982): Das Heinrich Böll Lesebuch. Köln, S. 48–53.
- FRANKE, Hans-Peter / STAEHLE, Ulrike / WENZELBURGER, Dietmar. (2002) [Hg.]: Geschichte der deutschen Literatur. Von 1945 bis zur Gegenwart. Stuttgart, Düsseldorf, Leipzig, Berlin: Klett-Schulbuchverlag.
- FISCHER-LICHTE, Erika (1993): Politisches Theater als (kultur)-revolutionäre Aktion – zum Montage-Verfahren in Piscators Theater in der Weimarer Republik. In: FRITZ, Horst [Hg.]: Montage im Theater und Film. Tübingen und Basel, S. 97–119.
- HAY, Gerhard (1986): Als der Krieg zu Ende war. Literarisch-politische Publizistik 1945-1950. Marbach.
- HELBIG, Louis Ferdinand (1996): Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit. Wiesbaden: Harassowitz Verlag.
- KRAFT, Helga (1996): Ein Haus aus Sprache. Dramatikerinnen und das andere Theater. Stuttgart.
- KÖHLER, Horst (2005): URL 1: [http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Horst-Koehler/Reden/2005/04/20050408\\_Rede.html](http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Horst-Koehler/Reden/2005/04/20050408_Rede.html) (Stand 15.11. 2019).

---

Borchert, Heinrich Böll. Diese Schriftstellergruppe wurde später als skeptische Generation bezeichnet. Siehe Barack / Wittenberg (1997: 16f.).

- LANGNER, Ilse (1989): *Jugend in Schlesien*. Würzburg: Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn.
- MELCHERT, Monika (2002): *Die Dramatikerin Ilse Langner. „Die Frau, die erst kommen wird ...“* Berlin: trafoverlag dr. weist.
- RUDOLPH, Andrea (2009): *Kriegsheimkehr und Nachkrieg im Wahrnehmungsfokus der Geschlechterproblematik. Ilse Langners „Klytämnestra“ (1934/47), mit Seitenblicken auf weitere Atridendramen und ihren Aufruf „Mutter Berlin an ihre Töchter“ (1947)*. In: GEORGE, Marion / RUDOLPH, Andrea / WITTE, Reinhard [Hg.]: *Die Atriden. Literarische Präsenz eines Mythos*. Dettelbach.
- RUDOLPH, Andrea (2013): *Ewiger Umlauf oder Neuanfang, Funktionen christlich-barocker und expressionistischer Mythosgestalten im Nachkriegswerk Ilse Langners*. In: TROCHA, Bogdan / WALOWSKI, Pawel [Hg.]: *Homo mythicus. Mythische Identitätsmuster*. Berlin, S. 41–60.
- SCHULTE, Brigitta M. (1999): *Ilse Langner 1899-1987. Ich möchte die Welt hinreißen. Ein Porträt*. Rüsselsheim: Christel Göttert Verlag.
- STÜRZER, Anne (1993): *Dramatikerinnen und Zeitstücke. Ein vergessenes Kapitel der Theatergeschichte von der Weimarer Republik bis zur Nachkriegszeit*. Stuttgart.
- WILPERT, Gero von (2001): *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart, 8. Aufl. (zur Konsultation von Stichwörtern und Fachbegriffen)
- WANNEMACHER, Klaus (2008): *„Der Amnesie begegnen“*. *Nachkriegstheater des ‚Aufarbeitungs‘ – Diskurses*. In: GLIENKE, Stephan Alexander / PAULMANN, Volker / PERELS, Joachim u. a. [Hg.]: *Erfolgsgeschichte Bundesrepublik? Die Nachkriegsgesellschaft im langen Schatten des Nationalsozialismus*. Göttingen, S. 263–292.

## WEITERE DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

### 1. Kontextualisierung:

Suchen Sie nach entsprechenden Informationen:

Sehen Sie in Literaturgeschichtswerken zur Nachkriegsliteratur nach, welche systematischen Gruppen Literaturgeschichtsschreiber innerhalb der Nachkriegsliteratur bilden. Welche gruppenbildenden Merkmale werden dabei erkennbar?

Notieren Sie sich Heinrich Bölls bekannt gewordene Äußerung zur „Trümmersliteratur“. Inwieweit konnte Troja für Böll eine Bildanregung bieten?

Lesen Sie weitere Aufrufe und Appelltexte, empfehlungsweise Reden von Kurt Schumacher (*Mobilisierung der menschlichen Dummheit*, Rede vom 23. Februar 1932; Rede *Über Deutschland und Europa* vom 1. November 1947) und Wilhelm Piecks Rede am 11. Oktober 1949 auf der Tagung der Volks- und Länderkammer.

Der Text erschien als Aufruf in einer wichtigen Kulturzeitschrift der Nachkriegszeit mit einer fortdauernden Geschichte. Was können Sie über den *Berliner Almanach* in Erfahrung bringen, was aus textsortengeschichtlicher Warte über den Almanach?

## 2. Literaturwissenschaftliche Anregungen:

Bewegen Sie sich zunächst innerhalb des Textes im Nachvollzug der von ihm repräsentierten zeitgesellschaftlichen Welt und Intention. Anschließend bewegen Sie sich außerhalb des Textes, indem Sie diesen aus gattungspoetischer Warte als Komposition rezipieren.

- 1) Bestimmen Sie den Adressatenkreis des Textes.
- 2) Welche Haltungen der Selbstentschuldung und Selbstentlastung der Deutschen spricht dieser Text an?
- 3) Welche Schutzmechanismen der Verdrängung und welche Herausforderungen des Neuanfangs werden benannt?
- 4) Wie wird die Intention des Textes zur Form gebracht und damit auch zu aufrufspezifischen Regeln, Verbindungen, Normierungen?
- 5) Charakterisieren Sie den Aufbau des Textes.
- 6) Welche rhetorischen und stilistischen Figuren können Sie erkennen und definitorisch beschreiben?

## 3. Schriftliche Arbeit:

Schreiben Sie einen mindestens fünfseitigen Beitrag über diesen Text. Ihr Ziel sollte es sein, textanalytische und zeitgeschichtliche Dimensionen zusammenzuführen.

MAREK SITEK (Opole)  
ORCID 0000-0001-7698-4470

## **Carl Wernicke – der Tarnowitzer Aphasieforscher von Weltruf. Von Interdisziplinarität und Forschungsakribie**

**Abstract:** Carl Hugo Wernicke (1848–1905) ist einer der bedeutendsten Psychiater und Neurologen des 19. Jahrhunderts. Die Forschungsinteressen dieses weltbekannten Schlesiens liegen im allgemeinen Bereich psychischer Störungen und fokussieren auf die Frage der Gehirnkrankheiten. Wissenschaftliche Anerkennung erlangte er vor allem durch die Entdeckung des für das Sprachverständnis zuständigen Gehirnareals sowie durch die Beschreibung der darauf zurückgehenden und später nach ihm benannten Aphasie. Mit seinem persönlichen und beruflichen Werdegang hängen neben Berlin, Wien und Halle (Saale) die schlesischen Städte Tarnowitz, Oppeln und Breslau zusammen. Dort begegnete er nämlich seinen Lehrmeistern – u. a. Heinrich Neumann, Carl Christian Weber wie auch Carl Westphal – und bildete sich unter ihrer Leitung zum gewissenhaften und in der Frage methodologischer Genauigkeit keine Kompromisse eingehenden Mediziner und Forscher aus.

**Schlüsselbegriffe:** Wernicke-Aphasie, Sprachareal, Gehirnkrankheiten, Interdisziplinarität, Forschungsakribie

**Quellentext: Wernicke, Carl (1874): Der aphasische Symptomencomplex. Eine psychologische Studie auf anatomischer Basis. Breslau. In: Deutsches Textarchiv <[http://www.deutschestextarchiv.de/wernicke\\_symptomencomplex\\_1874](http://www.deutschestextarchiv.de/wernicke_symptomencomplex_1874)>, abgerufen am 03.09.2019. S. 38–44, 67–68.** (Die Originalschreibweise wurde beibehalten). Online unter: [http://www.deutschestextarchiv.de/book/show/wernicke\\_symptomencomplex\\_1874](http://www.deutschestextarchiv.de/book/show/wernicke_symptomencomplex_1874)<sup>1</sup>

[...] Die Casuistik der Aphasie ist, so reich sie ist, doch zur Unterstützung irgend einer den anatomischen Verhältnissen entnommenen Theorie sehr wenig

---

<sup>1</sup> Urheber der elektronischen Fassung des Quellentextes ist das Deutsche Textarchiv (DTA).

verwerthbar. Das liegt einmal an der subjectiven Auffassung, welche die meisten Beobachter ihren Fällen entgegenbrachten. So finden wir bei den verschiedenen Krankengeschichten, die von einem Beobachter publicirt sind, den Hauptwerth immer auf ein bisher vielleicht noch nicht beschriebenes Symptom gelegt, den andern psychischen Befund vernachlässigt. Oder, um den eben genannten Fehler zu vermeiden, gerieth man in eine möglichst weitschweifige, weil objective Beschreibung – bei der dennoch gerade das Wichtigste ausgelassen ist, weil eine exacte Untersuchung besonders psychischer Symptomencomplexe einer bereits fertigen Theorie nicht entbehren kann, welche ihr die Richtung vorschreibt. Der zweite Uebelstand aber ist die Mangelhaftigkeit der Sectionsbefunde. Es ist nicht zu bezweifeln, dass die bedeutenderen Autoren über Aphasie (wie Broca, Ogle, Hughlings, Jackson) in den Windungen und der Faserung des Gehirnes so weit bewandert waren, dass sie selbst eine präzise Bezeichnung der Localität zu geben vermochten. Aber die Mehrzahl der Beobachter, welche ihnen das Material lieferten, waren unzweifelhaft ausser Stande, authentische Gehirnsectionen zu machen. So war fast jeder genöthigt, ein zweifelhaftes Material zu benützen, d. h. so viel hinzuzudeuten, dass schliesslich doch ein allgemeiner Satz herauskam.

Aus diesen Gründen sah ich mich genöthigt, von einer eingehenderen Benützung der casuistischen Literatur zu abstrahiren. Glücklicherweise bot sich mir in den wenigen von mir selbst beobachteten Fällen hinreichendes Material, um eine andere Art des Beweises anzutreten. Die ganze Mannigfaltigkeit nämlich der klinischen Bilder der Aphasie bewegt sich zwischen zwei Extremen, der rein motorischen Aphasie und der rein sensorischen. Das Vorhandensein dieser beiden Formen müsste als ein unwiderleglicher Beweis dafür betrachtet werden, dass zwei anatomisch differente Centren für die Sprache existiren.

Während nun die reine motorische Aphasie in der Literatur häufig anzutreffen ist, so dass an ihrem Vorkommen und an der Erkrankung der I. Stirnwindung dabei nicht mehr wohl gezwweifelt werden kann, ist von der reinen sensorischen Form, so viel mir bekannt, noch kein einziger prägnanter Fall in der Literatur verzeichnet. Mir gelangten zwei derartige Fälle zur Beobachtung, von denen der eine noch jetzt in der Irrenstation des Allerheiligen-Hospitales sich befindet.

1. Susanne Adam, geb. Sommer, Arbeiterswitwe, 59 Jahre alt, erkrankte plötzlich ohne bekannte Ursache am 1. März 1874 mit Schwindelgefühl und Kopfschmerzen, aber ohne Verlust des Bewusstseins derart, dass sie verwirrt sprach, nur manchmal sich richtig ausdrückte, auf Fragen aber völlig verkehrt antwortete. Ihren Klagen über Kopfschmerzen und Schwächegefühl wusste sie richtig

Ausdruck zu geben, doch mischte sie in Alles, was sie sagte, das unverständliche Wort ‚begräben‘ ein. Sie legte sich, nachdem sie noch wie gewöhnlich ihr Mittagsessen zu sich genommen hatte, ins Bett und wurde am nächsten Tage auf eine innere Station des Allerheiligen-Hospitales aufgenommen. Dort wurde ihr Zustand einfach für Verwirrtheit gehalten, und sie deswegen, da keine körperliche Erkrankung nachzuweisen war, auf die Irrenstation verlegt. Dort wurde am 7. März 1874 folgender Status aufgenommen. Schwächlich gebaute, mässig gealterte Frau, rechts mit Cataracta senilis, links mit einem künstlichen Coloboma iridis behaftet, von intelligentem, entgegenkommendem Gesichtsausdruck. Im Gange zeigen sich keinerlei Störungen, der Händedruck ist beiderseits schwach, dabei links etwas schwächer als rechts. Die Sensibilität, durch Nadelstiche geprüft, zeigt sich allgemein etwas abgestumpft, indem nur an Fingern und Zehen und im Gesicht schon leichtere Nadelstiche Schmerzzeichen hervorrufen. Die Gefässe sind alle sehr geschlängelt und als harte Stränge zu fühlen, auch die Temporales superficiales. An Herz und Lungen nichts Abnormes. Das Gehör, durch Vorhalten der Uhr bestimmt, zeigt sich auf beiden Seiten gleich und gut erhalten. Durch den Augenspiegel wird links glaucomatöse Excavation der Pap. optica nachgewiesen.

Sie versteht absolut nichts, was zu ihr gesprochen wird: doch muss man sich dabei in Acht nehmen, nichts durch Gesten zu verrathen. Angerufen, antwortet sie sowohl auf ihren, als auch auf jeden fremden Namen ‚ja‘ und dreht sich um. Sie macht dem oberflächlichen Betrachter den Eindruck der Verwirrtheit, denn nicht nur ihre Antworten sind dem Sinne der Frage nicht entsprechend, sondern auch die gesprochenen Sätze sind oft in sich falsch, indem unsinnige oder entstellte Wörter darin enthalten sind. Jedoch ist der Sinn eines Satzes, den man überhaupt versteht, immer vernünftig; es ist keine Spur von Ideenflucht dabei; sie benimmt sich auch gesetzt und anständig, während eine Verwirrtheit dieses Grades mit tiefer psychischer Verkommenheit einhergehen müsste. Sehr oft, besonders im Affecte, gelingen ihr ganze Sätze völlig richtig. Vorgehaltene Gegenstände benennt sie oft ganz richtig, z. B. einen Hut, einen Bleistift, die Uhr, einen Thaler, ein 2½ Groschenstück, ein Taschentuch etc., andere Male fehlen ihr dieselben Benennungen. Tadellos richtige Sätze, auch mit dem richtigen Sinne verknüpft, sind: Heut' hat mir's sehr gut geschmeckt. Ich hoffe, dass ich wieder gesund werde. Der Herr Doctor hat mir 2 Groschen geschenkt, und viele andere. Sie stellt ihren Sohn, der sie gerade besucht, dem Arzte vor und sagt: Das ist mein Richard, mein schmucker Sohn, nicht wahr, ein sehr schmucker Sohn. Des Morgens und des Abends sagt sie ihre Gebete tadellos her, ebenso wenn man sie eine Zeit lang inquirirt hat, im Ganzen etwa

14 Verse. Den Tag über im Verkehre mit den Kranken, wo sie sich gehen lässt, benennt sie die meisten Gegenstände richtig, so dass überhaupt anzunehmen ist, dass ihr eventuell ein unbeschränkter Wortschatz zu Gebote stehe. Das Tyrolerlied (Wenn ich zu meinem Kinde geh'), das zufällig von einer anderen Kranken gesungen wurde, singt sie richtig nach, aber ohne Text.

Die Kranke kann also eventuell Alles richtig sprechen, aber sie versteht absolut nichts.

Um dies zu constatiren, ist die grösste Vorsicht, und eine strenge Ueberwachung der eigenen Blicke und Geberden nothwendig. So zeigt sie, wenn man bei der Visite an ihr Bett tritt und sie auffordert, die Zunge zu zeigen, auch richtig die Zunge, aber nur, indem sie den Sinn der Frage erräth und das Benehmen der andern Kranken nachahmt. Denn richtet man als erstes die Aufforderung an sie, sie solle die Augen schliessen, so zeigt sie die Zunge. Giebt man ihr weitere Aufträge, ohne begleitende Gesten, z. B. sie solle das Glas vom Stuhle nehmen, so geräth sie in die grösste Verlegenheit, streckt versuchsweise die Zunge heraus, schliesst die Augen, zeigt die Zähne etc., kurz was sie bei den andern Kranken öfters zu sehen Gelegenheit hatte. Dabei spricht sie: Was soll ich denn noch zeigen, oder: was soll ich denn noch schmieren, etc. Was nützt denn das, wenn ich es nicht höre! Sie fängt endlich an zu weinen und bricht in den ohne Anstoss gesprochenen Ausruf aus: Ob ich noch einmal wieder gesund werde? Allmählich lässt sie sich beruhigen dadurch, dass man es ihr eindringlich – natürlich durch Gesten – bejaht. Sie kennt den Gebrauch aller Gegenstände, setzt sich die Brille richtig auf etc. An den Tisch gesetzt, um zu schreiben, nimmt sie den verkehrt gereichten Bleistift in die Hand, sieht sich ihn an, dreht ihn dann um, und fasst ihn richtig, schreibt aber nur Grund- und Haarstriche. Auch die Feder wird ihr verkehrt in die Hand gegeben; sie dreht sie um, taucht richtig in das Tintenfass und giebt dann der Stahlfeder die ganz richtige Haltung, aber ohne besseres Resultat. Nachdem einige Zeilen frisch geschrieben worden sind, wird ihr die nasse Schrift hingebreitet und ihr das Sandfass in die Hand gegeben. Sie sieht den Arzt fragend an: Soll ich schüt? Auf die Bejahung schüttet sie Sand darauf und stellt das Sandfass weg, falltet dann den Bogen vorschriftsmässig und schüttet das Ueberflüssige wieder in die Sandbüchse zurück.

Nach einem gelungenen Versuche, dem Arzte etwas ihr wichtig Scheinendes mitzutheilen, sieht sie ihn an und sagt: Hören Sie das? und freut sich, da sie eine bejahende Geste sieht.



Es besteht vollkommene Alexie, auch Zahlen werden nicht richtig verstanden, obwohl sie dieselben beim Sprechen oft richtig gebraucht.

Bei gutem Allgemeinbefinden besserte sich der Zustand rasch. Am 15. März 1874, wo ich sie einigen Collegen vorstellte, verstand sie schon manches, was ihr öfters eindringlich gesagt wurde, sie hörte richtig auf ihren Namen und ignorierte Anrufe mit fremdem Namen. Jedoch war das Gesamtbild immer noch ein typisches: sie gebrauchte spontan sehr viele Worte richtig, dagegen verstand sie nur unvergleichlich wenige, und diese nur mit grosser Schwierigkeit.

Am 18. März 1874 fand folgende wörtlich nachgeschriebene Unterhaltung statt, welche schon bedeutende Fortschritte aufweist.

Guten Morgen, wie geht es? Ich danke, es geht mir ja ganz gut. Wie alt sind Sie? Ich danke, es geht ja. Wie alt Sie sind? Meinen Sie, wie ich hei, wie ich höre? Wie alt Sie sind, wollt' ich wissen? Ja, das weiss ich eben nicht, wie ich so heissen schwiere – (verbessert) wie ich so heissen höre. Wollen Sie mir vielleicht die Hand geben? Ich weiss ja nicht, wie ich etc. (Keine Spur von Verständniss.) Wo ist Richard? Ich weiss nicht, was ich sagen soll, ich heisse Frau Adam. Wo ist Richard? (Besinnt sich lange:) Mein Sodam, mein Richard. Wollen Sie etwas geschenkt haben? Je nun, wer sollte mir jemand sagen? (Mit freundlicher Miene:) Ich weiss ja doch nicht, wen ich da soll Jemanden sagen. Ist das ein Bleistift? Ich weiss jetzt nicht, wie es heisst, ich kenne es ganz gut, ich habe ja schon geschwollt mitte (damit). Das weiss ich schon ganz gut, wie das eigentlich heissen kommt, es fällt mir nur nicht ein. Die Uhr wird ihr gezeigt. Eine Uhr, (leise:) eine Taschen- (lauter:), eine Taschenuhr, eine schöne. Die Brille wird ihr gegeben, sie setzt sie auf, betrachtet damit die Uhr und sagt: Damit kann ich doch nicht hören. Eine sehr schöne Uhr, das lasse ich mir schon gefallen. (Sichtliche Freude.) Die Uhr wird ans Ohr gehalten, entfernt und wieder genähert: Ja, das höre ich schon, das auch, jetzt höre ich's nicht, jetzt kommt's ein Stück dünne. Ein Knopf wird ihr gezeigt: Das weiss ich schon, eine Knure, eine Knoppe. Ihr Haarzopf wird angefasst (lächelnd): Das sind ja meine – Sind das Ihre Haare? Ja meine Uhr, meine Hore, meine Haaruhre. Ein Dreier wird ihr gegeben: Das ist ja ein Drecker, ein Dreier. Ein Zweigroschenstück: Das ist ja 2 Dokter, 2 Droschen, endlich: 2 Groschen. Es wird ihr geschenkt: Da lasse ich mir viel viel Mal alles Mögliche, was Sie mir haben gesehen. Ich danke halt will viel liebes Mal, dass Sie mir das Alles gesagt. Na, da dank ich viel Mal, dass Sie sind so gut gewesen, dass Sie sind so gütig gewesen. Was macht Richard? Wenn er wird Sonntags kommen und sehen. Wie gross ist Richard? (mit Geste). O sehr gross, der ist höher wie



Sie, der ist schon 19 Tahr Sohr. Nach einer Weile weint sie: Ach, lieber Gott, wenn ich erst wieder besser wäre.

Am 25. März 1874 hatte die Besserung weitere Fortschritte gemacht, namentlich fiel auf, dass sie immer wieder vorgespochene Worte erst falsch, dann endlich richtig nachsprechen konnte und dass sie sich auch spontan oft richtig verbesserte. Ihr Allgemeinbefinden ist sehr zufrieden stellend. 20. April 1874. Sie hat weitere Fortschritte gemacht, versteht jetzt fast Alles, was ihr einige Male wiederholt wird. Spricht noch etwas stockend, aber meist richtig, liest ohne Anstoss vor. Wenn sie einen selbstgewählten Inhalt schreiben soll, so gelingen ihr nur wenige Wörter, ebenso ist sie nicht im Stande, Dictirtes aufzuschreiben. Dagegen kann sie ziemlich gut das nachschreiben, was man ihr vorgeschrieben hat. Die einzelnen Buchstaben trifft sie alle richtig. Die Agraphie ist also jetzt ihre auffallendste Sprachstörung.

Der eben geschilderte Fall erinnerte mich lebhaft an einen früher beobachteten, gewisse Aehnlichkeiten bietenden, über den aber meine Notizen nicht die wünschenswerthe Ausführlichkeit und Genauigkeit haben, deshalb, weil mir damals noch eine richtige Analyse des Symptomencomplexes der Aphasie abging.

2. Susanne Rother, 75 Jahre, Portiersfrau, wurde am 7. October 1873 ins Allerheiligen-Hospital aufgenommen. Sie bot alle Zeichen hochgradiger Senescenz, sehr vorgeschrittene Atherose aller zugänglichen Gefässe, leidenden Gesichtsausdruck. Fortwährendes Frostgefühl, kein Fieber. Sie konnte nur mit Unterstützung gehen, sichtlich wegen allgemeiner Schwäche und Schwindelgefühl, schien aber das linke Bein vorwiegend zu schleppen. Im Bett lag sie meist jammernd, tief in die Decken eingewickelt; Stuhl und Urin liess sie ins Bett gehen.

Ihr psychischer Zustand wurde damals als Verwirrtheit, complicit mit Aphasie, angesehen. Sie antwortete völlig verkehrt auf alle an sie gerichteten Fragen; führte auch die gegebenen Aufträge gar nicht oder verkehrt aus, was damals als Apraxie imponirte. (Die Wärterin glaubte, wegen ihres Mangels an Verständniss, dass sie taub wäre.) Sie schenkte übrigens ihrer Umgebung wenig Aufmerksamkeit, und zeigte, angemessen ihrem schweren Krankheitsgefühl, wenig Bedürfniss sich mitzuthemen. Ihr (spontan gebrauchter) Sprachschatz schien demnach gering im Vergleich zu dem oben geschilderten Falle, jedoch immerhin so bedeutend, dass an eine motorische Aphasie (s. oben) nicht gedacht werden konnte. Erkannt wurde die Aphasie an dem Verwecheln und Entstellen der Wörter, welche sie gebrauchte. So sagte sie sehr oft richtig: ‚Ich danke recht herzlich‘, andere Male: ‚ich danke recht geblich‘ etc. ‚Ich bin recht

krank. Ach es ist mir so kalt. Sie sind sehr ein guter Herr,‘ sind oft gebrauchte Redensarten. Den Arzt, den sie eben einen guten Herrn genannt hatte, nannte sie bald darauf mein Töchtel, oder mein Sohnel, beides in demselben Sinne. Eine am 5. November 1873 vorgenommene Augenspiegeluntersuchung ergab graue Arophie der rechten Papilla optica. Die Sensibilität schien intact. Der Händedruck war beiderseits gleich, schwach. Genauere Untersuchungen über Sensibilität und Motilität liessen sich nicht anstellen. [...]

[...] Ich bin weit entfernt, zu meinen, mit dem Vorstehenden durchweg neue Ansichten über das Wesen der Aphasie ausgesprochen zu haben. Aehnliche psychologische und philosophische Deductionen begegnen uns in den meisten bedeutenderen Autoren über Aphasie, namentlich hat Baginsky in seiner Eintheilung der Aphasie in centrifugale und centripetale schon sehr ähnliche Ansichten ausgesprochen. Das Abweichende meiner Auffassung von den früheren besteht aber in der durchweg festgehaltenen anatomischen Grundlage. Es ist ein bedeutender Unterschied, theoretisch verschiedene Centra zu fingiren: (Co-ordinationseentrum, Begriffscentrum etc.) und von anatomischen Unterlagen dafür gänzlich abzusehen, angeblich, weil die durchaus unbekanntenen Functionen des Gehirnes zur Zeit noch nicht zu anatomischen Schlüssen berechtigten, oder nach eingehendstem Studium der Gehirnanatomie und auf den jetzt fast allgemein anerkannten Grundsätzen der Erfahrungspsychologie fussend die anatomischen Daten in psychologische umzusetzen und aus derartigem Materiale eine Theorie zu construiren. Meine Erklärung des Sprachvorganges ist nur die specielle Anwendung eines in seinen Grundzügen schon feststehenden Vorganges, der spontanen Bewegung nämlich, auf die zum Sprechen nöthigen Bewegungen. Die sensorische Function des Hinterhauptsschläfelappens, die motorische des Stirnhirnes liefern die einzelnen Bausteine; und auch dasjenige, was noch des anatomischen Nachweises bedürftig ist, nämlich die Verlegung der Klangbilder in die I. Schläfewindung, findet (abgesehen von den Sectionsbefunden) eine unbestreitbare anatomische Fürsprache in der Gemeinsamkeit der Verbindungen, welche sich sowohl in dem Bestehen der Vormauer, als in dem der Fibrae propriae ausspricht. [...]

## Kommentar

Das im Rahmen des vorliegenden Beitrags als Quellentext auszugsweise herangezogene Werk Carl Wernickes, das „[...] grundlegend und bestimmend für sein ganzes weiteres Studium [war]“ (Siemerling 1905: 1016), umfasst sowohl theoretische Überlegungen zum anatomisch bedingten Wesen der Gehirnfunk-

tionen sowie des darauf beruhenden Sprachvermögens als auch zahlreiche empirische Befunde – geliefert als Patientenvorstellungen. Die Aufnahme der jeweiligen Anamnesen erfolgte während der Tätigkeit Carl Wernickes als Assistenzarzt an der Irrenstation des Allerheiligen-Hospitals zu Breslau und im Rahmen seines Studienaufenthalts in Wien (vgl. Wernicke 1874: 39; Gwóźdź / Opara 2008). Trotz vieler weiterer Forschungsinteressen, was zahlreiche hoch geschätzte Veröffentlichungen Carl Wernickes auf dem Gebiet der Symptomlehre, Herderkrankungen wie auch der Diagnostik von Gehirnkrankheiten belegen (vgl. z. B. Gwóźdź / Opara 2008), „[ist] der aphasische Symptomencomplex [...] sein Lieblingsstudium geblieben.“ (Siemerling 1905: 1017). Carl Wernicke ging in die Geschichte der Medizin u. a. durch die Entdeckung der – später nach ihm benannten – kortikalen Region ein, die für die Sprachwahrnehmung bzw. -perzeption zuständig ist (vgl. z. B. Barker 1905: 526). Bis zu dieser bahnbrechenden Leistung hatten Neurologie und Anatomie Wissen lediglich über das für die Erzeugung der Sprache verantwortliche Areal, dessen Existenz 1861 von dem französischen Chirurgen Pierre Paul Broca nachgewiesen werden konnte (vgl. z. B. Kurcz 1992: 31). Beide Areale stellen sozusagen den Kernbereich eines umfassenden Sprachzentrums im menschlichen Gehirn dar.

Die wissenschaftliche Laufbahn Carl Wernickes führt von Tarnowitz über Opatów bis hin nach Breslau, wo der weltbekannte Schlesier 1870 sein Medizinstudium an der dortigen Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität abschloss (vgl. z. B. Kutyma 2018: 309). Bereits in dem Titel der vier Jahre später herausgegebenen Arbeit *Der aphasische Symptomencomplex. Eine psychologische Studie auf anatomischer Basis* plädiert er für die Notwendigkeit eines interdisziplinär orientierten Ansatzes zur Aphasie, deren Begriff als „Sammelname für allerlei Störungen im produktiven und perzeptiven Sprachgebrauch“ (Dijkstra / Kempen 1993: 103) verwendet wird. Eine zuverlässige, d. h. durch Forschungsakribie gekennzeichnete Charakteristik dieses als „eine erworbene Sprachstörung, die nach einer Schädigung der sprachdominanten Hirnhälfte (bei den meisten Menschen links) zustande kommt“ (URL 2: 5) zu definierenden Phänomens sei nur bei komplexem Erfassen all seiner Symptome möglich. Eine sehr wichtige Rolle spielt dabei der Zeitpunkt, zu dem das diagnostische Verfahren eingeleitet bzw. durchgeführt wird (vgl. Wernicke 1874: 32–33). Der explizit für die deutsche Sprache entwickelte Aachener Aphasie-Test (AAT) (vgl. z. B. Dietrich 2002: 237) ist ein standardisiertes Verfahren, dank dessen das Vorliegen aphasischer Störung bestätigt bzw. ausgeschlossen und evtl. ihr Schweregrad bestimmt werden soll. Läsionen an dem jeweiligen Gehirnareal, deren häufigste Ursache Schlaganfälle, Schädel-Hirnverletzungen bzw. Tumoren

sind (vgl. URL 2: 14), führen zu teilweisem oder völligem Verlust entweder der produktiven bzw. motorischen (Broca-Aphasie) oder der perzeptiven bzw. sensorischen (Wernicke-Aphasie) Sprachverarbeitungsfähigkeit. In der einschlägigen Fachliteratur findet man darüber hinaus die Unterteilung in *flüssige* und *nicht-flüssige Aphasie*, die auf Grund einerseits fließender, artikulatorisch intakter, andererseits stockender, artikulatorisch beeinträchtigter Sprechweise erfolgt (vgl. z. B. Dijkstra / Kempen 1993: 104–105). Die Broca-Aphasie stellt somit ein Beispiel für die *nicht-flüssige Aphasie* dar, wohingegen der infolge der Verletzung des Wernicke-Areals ausgelöste Verlust des Verstehens von Sprache zu der *flüssigen Aphasie* gehört. Abgesehen von den vier Erscheinungsformen der letztgenannten Aphasie (vgl. Huber u. a. 1975: 77) ist die Gesprächsbeteiligung der Wernicke-Patienten vor allem durch schwere Störungen im Sprachverständnis gekennzeichnet. Im Gegensatz zu Broca-Patienten sind sich die von Wernicke-Aphasie betroffenen Personen ihrer Sprachdefizite in der Regel nicht bewusst (vgl. z. B. Gleason / Ratner 2005: 71–72). Sie sprechen viel und gerne, wobei ihre Aussagen wenig bzw. gar keinen Sinn ergeben. Dies mag u. a. darauf zurückzuführen sein, dass viele Wörter entweder lautlich (phonematische Paraphasie: z. B. Tatzki statt Taxi) oder inhaltlich (semantische Paraphasie: z. B. Katze statt Hund) entstellt werden, was den Eindruck des sog. Jargon-Sprechens erweckt (vgl. z. B. Huber u. a. 1975: 78). Was die syntaktische Struktur der von Patienten mit Wernicke-Aphasie gebildeten Äußerungen anbelangt, sind sie durchaus in der Lage, „lange und komplexe Sätze an[zu]legen, die jedoch in der Wahl, der Kombination und zum Teil auch der Stellung der Wörter von grammatisch akzeptablen Sätzen abweichen.“ (Huber u. a. 1975: 79). Grammatikalische Divergenzen dieser Art werden unter dem Begriff *paragrammatische Sprache* zusammengefasst, der von der *agrammatischen Sprache* der Broca-Patienten strikt abzugrenzen ist (vgl. z. B. Dijkstra / Kempen 1993: 106). In Bezug auf paraverbale Kommunikationsmittel wie Artikulation und Prosodie weisen Wernicke-Aphasiker i. d. R. keine Störungen auf (vgl. z. B. Dijkstra / Kempen 1993: 111).

Aus der Sicht gegenwärtiger Klassifikation wissenschaftlicher Disziplinen sowie der von ihnen vertretenen Forschungsgegenstände sucht zunächst einmal die in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts etablierte Psycholinguistik diverse Fragestellungen auf dem Gebiet menschlichen Sprachverhaltens zu ergründen (vgl. z. B. Kurcz 1992: 5). Die Forschungsinteressen der Sprachpsychologie decken ein breites Themenspektrum ab, darunter den Erst- und Zweitspracherwerb, die Mehrsprachigkeit wie auch Sprachstörungen (vgl. z. B. Höhle 2012: 11–12). Die Neurolinguistik, die ähnlich wie die Psycholinguistik im Zuge der sog.

kognitiven Wende (vgl. Höhle 2012: 14) entstanden ist, wodurch beide der weit gefassten Kognitionswissenschaft – mit Fokus auf das Sprechen als eine besondere kognitive Fähigkeit des Menschen – zugeordnet werden können, stellt einen weiteren sprachwissenschaftlich orientierten Bezugspunkt für die phylogenetischen Beiträge von Paul Broca und Carl Wernicke dar. Ihre Leistungen auf dem Gebiet neurophysiologischer und neuroanatomischer Bedingungen des menschlichen Sprachgebrauchs sind von fundamentaler Bedeutung nicht nur für die Entwicklung der modernen klinischen Neurologie (vgl. z. B. Barker 1905: 526), sondern auch für die Gestaltung neuro- und psycholinguistischer Forschungsrichtungen. Die Entdeckungsgeschichte des nach dem weltbekannten Tarnowitzer Neurologen und Psychiater benannten Sprachzentrums (vgl. z. B. Siemerling 1905: 1017) legt des Weiteren nahe, von welcher fundamentalen Bedeutung für die innovationsorientierte Forschungstätigkeit sowohl die kritische Aufnahme einschlägiger Fachliteratur als auch der Nachweis eigener empirischer Studien sind. Es scheint nahezu trivial anzumerken, dass die sich nach den Prinzipien wissenschaftlicher Objektivität richtende Auseinandersetzung mit vorliegendem Forschungsstand die bisherigen Ansätze weder en bloc schmälern noch ihnen unreflektiert applaudieren sollte. Hinsichtlich des im wissenschaftlichen Diskurs nicht selten nachweisbaren reproduktiven Forschungsstils sei ferner – als Adressatenkreis primär angehende Forscher\_innen in Betracht ziehend – daran erinnert, dass die kritische Reflexion über wissenschaftliche Leistungen der Vorgänger\_innen keine an sie gerichtete Ohrfeige ist. Ganz im Gegenteil liegt ihr Wert darin begründet, der fachkundigen Öffentlichkeit Forschungsergebnisse, die nun aufgrund mangelhafter bzw. unzureichender Erfahrungen früherer Generationen erzielt werden konnten, zu liefern und sie somit auf ihre Nützlichkeit bzw. Richtigkeit hin prüfen zu lassen.

### **Literaturverzeichnis**

- BARKER, Lewellys F. (1905): The work of Carl Wernicke. In: *Journal of Comparative Neurology and Psychology*. Bd. 15, Heft 6. Granville, S. 525–527.
- DIETRICH, Rainer (2002): *Psycholinguistik*. Stuttgart u. a.
- DIJKSTRA, Ton / KEMPEN, Gerard (1993): *Einführung in die Psycholinguistik*. Bern u. a.
- GLEASON, Jean Berko / RATNER, Nan Bernstein (2005) [Hg.]: *Psycholinguistyka*. Gdańsk.

- GWÓZDŹ, Krzysztof (2006): Wernicke Carl Hugo Wilhelm Ernest (1848–1905) – profesor, światowej sławy patolog, psychiatra i neurolog. In: Słownik biograficzny regionu tarnogórskiego. Bd. II. Tarnowskie Góry, S. 153–155.
- GWÓZDŹ, Krzysztof / OPARA, Józef (2008): Carl Wernicke – słynny tarnogórzanin. In: KUDLEK, Krzysztof [Hg.]: Montes Tarnovicensis Nr. 28. URL 1: <http://www.montes.pl/index.htm> (Stand 10.08.2019).
- HÖHLE, Barbara (2012) [Hg.]: Psycholinguistik. Berlin.
- HUBER, Wolfram / STACHOWIAK, F.-J. / POECK, Klaus / KERSCHENSTEINER, Martin (1975): Die Wernicke-Aphasie. Klinisches Bild und Überlegungen zur neurolinguistischen Struktur. In: Journal of Neurology. Bd. 210, Heft 2. Berlin, S. 77–97.
- KURCZ, Ida (1992): Język a psychologia: podstawy psycholingwistyki. Warszawa.
- KUTYMA, Manfred (2018): Wernicke, Carl. In: ROSTROPOWICZ, Joanna [Hg.]: Schlesier von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Bd. V: A-Z. Opole, S. 309–313.
- SIEMERLING, Ernst (1905): Carl Wernike. In: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten. Bd. 40. Berlin, S. 1016–1019.
- URL 2: [https://www.schlaganfall-hilfe.de/fileadmin/files/SDSH/PDF/broschuere\\_aphasie.pdf](https://www.schlaganfall-hilfe.de/fileadmin/files/SDSH/PDF/broschuere_aphasie.pdf) (Stand 12.08.2019) (Aphasie. Sprach-, Sprech- und Schluckstörungen nach Schlaganfall. Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe. Gütersloh).

## DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

- 1. Glossar – geben Sie die Bedeutung der folgenden Begriffe an. Welcher von ihnen bildet den Untersuchungsgegenstand unterschiedlicher Wissenschaften und weist somit interdisziplinären Charakter auf?**

*Casuistik* –

*Seneszenz* –

*Anamnese* –

- 2. Suchen Sie Synonyme:**

*weitschweifige Beschreibung, mit etwas behaftet sein, fortwährend, Abnormes, des Nachweises bedürftig sein, eingehendes Studium, Fürsprache, imponieren (den Bedeutungswandel bitte beachten), sich in Acht nehmen*

### 3. Fragen zum Text:

- a) Inwiefern weist der Titel des Quellentextes auf interdisziplinäre Arbeit hin?
- b) Nennen Sie die Gründe, aus denen sich Carl Wernicke bei seiner Aphasieforschung „genöthigt“ sah, sich nicht auf die einschlägige Fachliteratur zu stützen.
- c) Was müsste nach Wernicke als Beweis dafür betrachtet werden, dass „zwei anatomisch differente Centren für die Sprache existiren“?
- d) Was erwies die Untersuchung der Sprachfähigkeit Susanne Adams bei ihrer Aufnahme ins Krankenhaus?
- e) Was erwies die Untersuchung der Sprachfähigkeit Susanne Rothers bei ihrer Aufnahme ins Krankenhaus?
- f) Welches Verhalten der Patientin Susanne Adam lässt sich als Anzeichen für eine fehlende psychische Störung interpretieren?
- g) Welche zwei Haupttypen der Aphasie werden unterschieden?
- h) Was spricht für die Auffassung der Aphasie als multimodale Störung?
- i) Welche Sprachstörung liegt jeweils bei Alexie und Agraphie vor?
- j) In welchen Teilen des Gehirns sind jeweils die für die Verarbeitung motorischer und sensorischer Sprachvorgänge zuständigen Zentren lokalisiert?

### 4. Ergänzen Sie passende Wörter aus der Liste:

*intakt, Agrammatismus, tadellos, flüssig, Verlegenheit, Beeinträchtigungen, Broca-Areal, Redesucht, Jargon, redefreudig, sensorisch*

Die Aphasie – abgesehen von ihrer Art und ihrem Schweregrad – ist eine Störung, die auf einem teilweisen oder völligen Verlust der bereits erworbenen Sprachfähigkeit beruht. Das sog. (1) ..... und die Wernicke-Region stellen die Kernbereiche des umfassenden Sprachzentrums im menschlichen Gehirn dar. Wernicke-Patienten sind i. d. R. (2) ..... und sprechen sehr fließend: In der Fachliteratur wird in diesem Zusammenhang der Begriff Logorrhö bzw. (3) ..... verwendet. Sehr charakteristisch für die Aphasie von Wernicke ist ferner ein (4) ....., verschachtelter Satzbau. Trotz entweder (5) ..... bleibender oder nur geringe Abweichungen von der Norm zeigender grammatikalischer Struktur (paragrammati-



sche Sprache im Gegensatz zum (6) ..... der Broca-Aphasie) sind die Äußerungen der Wernicke-Aphasiker durch Sinnlosigkeit und chaotische Wortstellung gekennzeichnet. Einzelne Laute bzw. ganze Wörter werden verwechselt. (7) ..... dieser Art werden als phonematische bzw. semantische Paraphasien bezeichnet. Die von der (8) ..... bzw. (9) ..... Aphasie betroffenen Personen zeigen erhebliche Störungen im Sprachverständnis. Ihre Antworten weichen i. d. R. vom Thema des Gesprächs ab. Die Anzahl unangemessener Lexeme, d. h. der Wörter, die sich nicht auf das Vokabular einer bestimmten Sprache beziehen, ist bei den Wernicke-Patienten so hoch, dass oft von dem sog. (10) ..... bzw. von Neologismen die Rede ist. Bei den an sie gerichteten Aufforderungen, bestimmte Handlungen auszuführen – z. B. die Zunge auszustrecken oder die Augen zu schließen – geraten die Wernicke-Aphasiker oft in (11) ..... und erwarten weitere nonverbal zu erteilende Anweisungen.

## 5. Psycho- und neurolinguistische Anregungen:

### a) Zur Typologie aphasischer Störungen

Die Broca-Aphasie und die Aphasie von Wernicke sind nicht die einzigen Typen aphasischer Sprachgebrauchsstörungen. Finden Sie durch eingehende Recherchen heraus, welche anderen Aphasien in psycho- bzw. neurolinguistischer Fachliteratur ausgesondert werden. Welche Form(en) stellt(en) Ihrer Meinung nach das schwerste Krankheitsbild dar?

### b) Zur Diagnostik der Aphasie

Unter <https://www2.ims.uni-stuttgart.de/sgtutorial/aat.html> finden Sie detaillierte Informationen zum Aufbau und Ablauf des explizit für die deutsche Sprache entwickelten Aachener Aphasie-Tests. Stellen Sie tiefer greifende Recherchen an, um herauszufinden, ob es vergleichbare Tests auch für andere Sprachen gibt. Welche sprachgebrauchsbezogenen Störungen würden Sie auf dieser Basis als nicht-aphasisch klassifizieren?

### c) Zur Kommunikation mit Aphasikern

Unter Aphasie leidet nicht nur die/der Betroffene, sondern auch ihre/seine ganze Familie. Beide Seiten werden durch die Krankheit vor neue Herausforderungen gestellt. Finden Sie heraus, welche Ratschläge zur kommunikativen Unterstützung von Aphasikern seitens logopädischer bzw. sprachheilpädagogischer Fachkräfte erteilt werden. Kennen Sie persönlich einen Aphasiker? Was sind Ihre Erfahrungen in dieser Hinsicht?





MARCIN WORBS (Opole)  
ORCID 0000-0001-5647-7906

## Ein schlesisches Kirchenlied als Beispiel des deutsch-polnischen Kulturgutes<sup>1</sup>. Anmerkungen zu einem Gedicht von Angelus Silesius<sup>2</sup>

**Abstract:** Die Geschichte mancher schlesischen Kirchenlieder zeigt eindeutig die gegenseitige, oft fruchtbare, Beeinflussung von Literatur und Religion. Im Beitrag wird dieses Phänomen an der interessanten Rezeption des Gedichts *Die Psyche sehnt sich nach Jesu alleine* von Angelus Silesius exemplifiziert. Nach einer kurzen Erörterung der Definition des Kirchenliedes wird auf die Frage eingegangen, ob man ein solches bzw. ein ähnliches kulturelles Werk als „schlesisch“ bezeichnen darf. Die folgende Analyse der deutschen sowie der polnischen Fassung des Kirchenliedes *Jesu, Jesu, komm zu mir*, das eine Überarbeitung des genannten Gedichts von Silesius ist, macht deutlich, dass das schlesische Kirchenlied zur Entwicklung und Bewahrung des deutsch-polnischen Kulturgutes beiträgt. Außer der Vermittlung von Informationen soll der vorliegende Beitrag zur Beschäftigung mit anderen schlesischen kulturellen Werken anregen, die als Beispiele des deutsch-polnischen Kulturerbes gelten.

**Schlüsselbegriffe:** Angelus Silesius, Poesie des Barock, Kirchenlied, schlesische Kultur, deutsch-polnisches Kulturgut

Am Beispiel der Rezeption eines Gedichts von Johannes Scheffler (Angelus Silesius), dem bedeutenden Lyriker der Barockzeit, soll gezeigt werden, dass

---

<sup>1</sup> Der Beitrag basiert auf meinem Artikel: Worbs (2013).

<sup>2</sup> Angelus Silesius (d.i. Johannes Scheffler): Barockdichter; geb. 1624 in Breslau; Sohn eines nach Breslau übergesiedelten polnischen Adligen und einer Schlesierin; von 1643 bis 1648 Studium der Philosophie und der Medizin in Straßburg, Leiden und Padua; 1653 Konversion vom Protestantismus zum Katholizismus; 1661 zum Priester geweiht; gest. 1677 in Breslau; seine Hauptwerke (1657): *Cherubinischer Wandersmann* und *Heilige Seelen-Lust* (vgl. Meid 1986a: 11f.).

das schlesische Kirchenlied zur Entwicklung und Bewahrung des gemeinsamen kulturellen Erbes von Deutschen und Polen beiträgt. Von den religiösen Funktionen des Kirchenliedes abgesehen wird dieses im vorliegenden Beitrag vor allen Dingen als ein kulturelles Phänomen betrachtet.

## 1. Was ist ein Kirchenlied?

*Wie würden Sie ein Kirchenlied definieren?*

*Was wissen Sie von seiner Geschichte?*

Im Groben könnte man ein Kirchenlied als eine Synthese von einem literarisch-religiösen Text und einer Melodie definieren – mit anderen Worten: die Vertonung eines strophisch-religiösen Textes. Es ist ein Werk, das seine Entstehungs-, Wandlungs- und Wirkungsgeschichte, seine poetische Struktur, Themen, Motive, musikalische Form, seine theologischen und kulturgeschichtlichen Hintergründe, Kontexte und Konnotationen hat.<sup>3</sup> Dem wäre noch hinzuzufügen, dass ein Kirchenlied zur Gestaltung des christlichen Gottesdienstes dient. Darin unterscheidet es sich von der sog. geistlichen Dichtung, von der man allgemein behaupten kann, dass sie von Weltanschauung und Lebensführung einer Religion geprägt ist (vgl. Best 1998: 195, 275).

In Musiklexika findet man unterschiedliche Definitionen des Kirchenliedes. An dieser Stelle sei ein Beispiel angeführt:

„Der Begriff *Kirchenlied* bezeichnet ‚ein[en] [...] geistliche[n] Text christlicher Prägung, gleichgültig welchen Bekenntnisses, in metrischer Form von strophischem Bau, der mit einer für den Gesang einer Gruppe geeigneten Melodie zu wiederholtem Gebrauch angeboten wird.‘<sup>4</sup>

Diese terminologischen Erläuterungen könnte man um einige wesentliche Informationen aus der Geschichte ergänzen. Die Wurzeln des zusammengesetzten Wortes *Kirchenlied* sind im 16. Jahrhundert zu finden (1581 bei Johann Fischart als *kirchlidlin*), doch seine Neuprägung bekam es von Johann Gottfried Herder in seinen *Fragmenten über die neuere deutsche Literatur*; als umfassender Oberbegriff eigentlich erst seit der Wende zum 19. Jahrhundert.<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Vgl. Becker (2003: 12).

<sup>4</sup> Korth (1996: Sp. 59).

<sup>5</sup> Korth (1996: Sp. 60).

Eine wichtige Bedeutung im religiösen Leben gewinnt das Kirchenlied in der Reformationszeit mit den Liedern von Martin Luther und seinem Kreis, wobei das 17. Jahrhundert als das reichste in der Geschichte des Kirchenliedes gilt. Dies beweist u. a. das Schaffen von Paul Gerhardt (1607-1676). Seine auf die Glaubenseinsichten der Reformation gründenden Lieder „gehören zu den wenigen dichterischen Leistungen des 17. Jahrhunderts, die bis heute lebendig geblieben sind“ (Meid 1986b: 187). Die Spätaufklärung mit ihrem Postulat der „vernünftigen Religion“ stellte Tugend und Belehrung in den Vordergrund, was für die Entwicklung des Kirchenliedes den Abschied vom Geheimnisvollen, Mystischen, Erotischen und Artistischen der barocken Tradition bedeutete.<sup>6</sup>

## 2. Gibt es ein „schlesisches Kirchenlied“?

### DISKUSSION:

*Welche Kriterien könnten darüber entscheiden, ob man ein Kirchenlied bzw. ein anderes kulturelles Werk als „schlesisch“ bezeichnen dürfte?*

*Machen Sie einige Vorschläge.*

*Im Folgenden ein paar denkbare Kriterien zum Erörtern:*

### 2.1. Der Autor / Die Autorin...?

Ein erstes denkbares Kriterium hänge mit der Person des Autors bzw. der Autorin des Liedes zusammen und würde bedeuten, dass man diejenigen Kirchenlieder als schlesische nennen darf, die von Schlesier\_innen stammen. In der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts war z. B. die Bezeichnung „Schlesische Dichterschule“ bekannt. Karl August Beck spricht in seiner *Geschichte des katholischen Kirchenliedes* von der „Schlesischen Schule“ unter den Dichtern der Barockzeit und zählt zu dieser u. a.: Martin Opitz, Paul Flemming, Johannes Heermann und Johannes Scheffler.<sup>7</sup>

Auch wenn der Autor sich selbst als „Schlesier“ bezeichnete und fast sein ganzes Leben in Schlesien verbrachte, wie es bei einem Johannes Scheffler alias *Angelus Silesius* der Fall war, scheint es bedenklich zu sein, ob man ihn tatsächlich nur für einen „schlesischen“ Autor halten darf. Gehört das Werk von Silesius nicht zum gesamtdeutschen Kulturerbe? Zwar scheint nicht

<sup>6</sup> Kurzke (2006: Sp. 23).

<sup>7</sup> Beck (1878: 177–180, 197–201).

die Lebensgeographie des Autors oder der Autorin, sondern eher seine/ihre Affinität zu einer Ideenwelt und vielleicht auch zu einer Mentalität, die im gewissen Sinne national bzw. regional geprägt sind, ausschlaggebend zu sein, doch inwieweit lassen sich jene Ideenwelt und erst recht jene nationale (regionale) Mentalität überhaupt definieren? Übrigens, Immanuel Kant soll nie seinen Geburtsort Königsberg verlassen haben und gilt heute als einer der bekanntesten deutschen und nicht: ostpreußischen Philosophen, als einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Idealismus.

## 2.2. Entstehungsort bzw. Territorium der Verwendung...?

Ein zweites denkbare Kriterium könnte sich auf den Entstehungsort bzw. auf das Gebiet der Verwendung des Liedes beziehen. Im behandelten Fall wären das also Lieder, die in Schlesien entstanden, gedruckt bzw. gebraucht wurden/werden.

Die historische Entwicklung – etwa im Zuge der Nachkriegsgeschichte – zeigt jedoch, dass die sog. „schlesischen Kirchenlieder“ auch außerhalb Schlesiens gesungen wurden/werden. An dieser Stelle sei auf die Liederbücher mit Kirchenliedern verwiesen, die extra für die Schlesier herausgegeben wurden, die infolge des 2. Weltkrieges nach Westdeutschland kamen. Die Erfahrungen jener Schlesier beweisen, dass man den Begriff „schlesisches Kirchenlied“ nicht ausschließlich mit dem schlesischen Territorium assoziieren darf.

## 2.3. Mehrsprachigkeit...?

Die in den Gesangbüchern abgedruckten Kirchenlieder sind in der Regel in der Hochsprache verfasst und haben keine dialektalen Züge, die eventuell irgendwelche regionalen Besonderheiten aufweisen könnten. Was allerdings eine schlesische Besonderheit in lingualer Hinsicht ausmacht, ist die Tatsache, dass manche Kirchenlieder in Schlesien in zweisprachigen (deutsch-polnischen und polnisch-tschechischen) Gesangbüchern oder getrennt in zwei sprachlichen Versionen jener Bücher erschienen sind. Ein drittes denkbare Kriterium für ein „schlesisches Kirchenlied“ könnte deshalb die Mehrsprachigkeit sein. Es ginge demnach um Lieder, die in zwei bzw. sogar in drei in Schlesien gesprochenen Sprachen gesungen wurden/werden. Als Beispiele könnte man manche Lieder aus dem wohl populärsten Gebet- und Gesangbuch Oberschlesiens, das sich einer über ein Jahrhundert dauernden Geschichte erfreut, d. h. aus *Weg zum Himmel – Droga do nieba*, nennen.

Piotr Tarlinski, der das vielfältige Phänomen der Mehrsprachigkeit des Kirchenliedes in Oberschlesien und die Querverbindungen zwischen den deutschen, polnischen und tschechischen Kirchenliedern anhand der in diesem Lande gebrauchten Gesang- und Orgelbücher untersucht hat, konstatiert fast 90 Gesänge, die in mehr als einer Sprache bekannt sind; etwa 40 Lieder sind in deutscher und polnischer und fast 20 in polnischer und tschechischer Sprache vorhanden.<sup>8</sup> Erlaubt aber der mehrsprachige Gebrauch eines Liedes wie etwa *Stille Nacht*, dass man es als „schlesisch“ bezeichnet? Im Übrigen scheint auch die konfessionelle Verschiedenheit, die Schlesien über Jahrhunderte hinweg prägte, in dem Fall kein einwandfreies Kriterium zu sein, denn das Neben- bzw. Miteinander von mehreren Konfessionen ist nicht nur in Schlesien zu erleben.

#### 2.4. Themen bzw. Motive...?

Zu überlegen wäre noch ein viertes denkbare Kriterium, nämlich die Frage, ob die Themen bzw. die Motive der Kirchenlieder über deren eventuellen regionalen Charakter entscheiden könnten. Diese sind aber als universal-religiöse Inhalte üblicherweise überregional, oder sogar übernational. Höchstens kämen hier die Lieder in Frage, die zu Ehren der in der jeweiligen Region besonders verehrten Heiligen gesungen werden. In Schlesien wären das beispielsweise die Lieder zur hl. Anna, zur hl. Hedwig oder zum hl. Hyazinth. Obwohl sie manchmal einige „schlesische“ Akzente wie etwa Inhalte über die schlesischen Ereignisse aus dem Leben mancher von jenen Heiligen haben, eignen sich diese Lieder auch zu einem „außerschlesischen“ Gebrauch und sind deshalb sozusagen ein überregionales Gut.

#### FAZIT:

Die Auseinandersetzung mit der Problematik der kontroversen Bezeichnung „schlesisches Kirchenlied“ lässt also feststellen, dass man statt von klaren Kriterien eher nur von gewissen Indikatoren sprechen sollte, denn eindeutige, vorbehaltlose Kriterien scheint es in diesem Fall nicht zu geben. Gegen jedes potenzielle Kriterium wäre etwas einzuwenden.

Trotzdem könnte man aufgrund der obigen Ausführungen versuchen, einen Kanon des schlesischen Kirchenliedes bzw. eines anderen schlesischen Kultur-

---

<sup>8</sup> Tarlinski (2001: 122–128).

werkes zu definieren, auch wenn eine solche Definition den Anspruch weder auf allgemeine Gültigkeit noch auf Vorbehaltslosigkeit erheben dürfte. Sie müsste wohl die genannten Komponenten (personale, territoriale, sprachliche und inhaltliche) berücksichtigen. Demnach wäre ein schlesisches Werk ein Werk, das von einem in Schlesien geborenen (und wirkenden) Autor stammt, in Schlesien bzw. von Schlesiern gesungen/gelesen wird, in mehreren Sprachen vorkommt und gegebenenfalls mit Schlesien zusammenhängende Inhalte hat. Und wenn es in mehreren Sprachen tradiert wird, dann trägt es mit Sicherheit zur Entwicklung und Bewahrung des mehrsprachigen Kulturguts bei, was die Rezeption des Liedes *Jesu, Jesu, komm zu mir*, das eine Überarbeitung des Gedichts von Angelus Silesius ist, in Bezug auf das deutsch-polnische Kulturgut exemplifiziert.

### 3. Das Gedicht von Silesius *Die Psyche sehnt sich nach Jesu alleine*

1

*Jesu, komm doch selbst zu mir  
Und verbleibe für und für.  
Komm doch, werter Seelenfreund,  
Liebster, den mein Herze meint.*

2

*Tausendmal begehrt ich dich,  
Weil sonst nichts vergnügt mich.  
Tausendmal schrei ich zu dir:  
Jesu, Jesu, komm zu mir.*

3

*Keine Lust ist auf der Welt,  
Die mein Herz zufrieden stellt.  
Dein, o Jesu, bei mir sein  
Nenn ich meine Lust allein.*

4

*Aller Engel Glanz und Pracht  
Und was ihnen Freude macht,  
Ist mir, süßer Seelenkuß,  
Ohne dich nichts als Verdruß.*

5

*Nimm nur alles von mir hin,  
Ich verändre nicht den Sinn.  
Du, o Jesu, mußt allein  
Ewig meine Freude sein.*

6

*Keinem andren sag ich zu,  
Daß ich ihm mein Herz auftu.  
Dich alleine laß ich ein,  
Dich alleine nenn ich mein.*

7

*Dich alleine, Gottes Sohn,  
Heiß ich meine Kron und Lohn.  
Du für mich verwundtes Lamm,  
Bist allein mein Bräutigam.*

8

*O so komm denn, süßes Herz,  
Und vermindre meinen Schmerz,  
Denn ich schrei doch für und für  
Jesu, Jesu, komm zu mir.*

9

*Nun ich warte mit Geduld,  
Bitte nur um diese Huld,  
Daß du mir in Todespein  
Wollst ein süßer Jesus sein.<sup>9</sup>*

Das Gedicht, das den vierzeiligen siebensilbigen trochäischen Strophenaufbau hat, gehörte bereits zur ersten Ausgabe der Schefflerschen Sammlung *Heilige Seelen-Lust oder Geistliche Hirten-Lieder der in ihren Jesum verliebten Psyche*. Sie erschien 1657 in Breslau und besteht aus 3 Büchern mit 123 Liedern und Melodien; die zweite Ausgabe dagegen ist aus dem Jahre 1668 und zählt 5 Bücher mit 205 Liedern mit Melodien, von denen 184 von Georg Joseph, dem

---

<sup>9</sup> Silesius (o.J.: Nr. III).



fürstbischöflichen Kapellmeister in Breslau, komponiert wurden.<sup>10</sup> Die Gedichte sind ein Beispiel der barocken Schäferdichtung im religiösen Bereich.

Das Hauptthema der Gedichte ist das tiefe Verlangen der Seele (bei Silesius immer „Psyche“ genannt) nach Vereinigung mit dem Bräutigam, der in allegorischer Form Christus versinnbildlicht. Christus ist der in den Bildern des biblischen Hohenliedes besungene Bräutigam der Seele. Die innige Sehnsucht der Seele nach Christus und die innige Unruhe über das lange Ausbleiben des erwarteten Seelentrostes ist eine Thematik, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verbreitet war.<sup>11</sup> Im gewissen Sinne ist das aber ein universelles Thema, denn die metaphysische Sehnsucht des Menschen nach Gott, nach der Transzendenz, bleibt immer aktuell, aufregend und interessant. Und obwohl die Gedichtsammlung von Silesius von der Literaturgeschichte eher als süßliche, sentimentale Poesie beurteilt wird und dem Geschmack des heutigen Lesers kaum noch entsprechen kann, findet man in ihr Werke, die durch Schlichtheit und Gemühtiefe gekennzeichnet sind und vielleicht deshalb nicht in die Vergessenheit gerieten, wovon eben die Popularität des angesprochenen Liedes zeugt.

#### 4. Das Lied

1

*Jesu, Jesu, komm zu mir,  
o wie sehn' ich mich nach dir!  
Meiner Seele bester Freund,  
wann werd' ich mit dir vereint?*

2

*Tausendmal begehrt' ich dein,  
leben ohne dich ist Pein;  
tausendmal seufzt' ich zu dir:  
o Herr Jesu, komm zu mir!*

<sup>10</sup> Schmidt (1996: Sp. 115); Fischer (2001: 71); Walter (1995: 38); Bäumker (1911: 549).

<sup>11</sup> Fischer (2001: 69f.).

3

*Keine Lust ist in der Welt,  
die mein Herz zufriedenstellt;  
deine Liebe, Herr, allein  
kann mein ganzes Herz erfreu'n!*

4

*Darum sehn' ich mich nach dir;  
eile, Jesus, komm zu mir!  
Nimm mein ganzes Herz für dich  
und besitz' es ewiglich.*

5

*Doch, o Herr, ich bin nicht rein,  
daß du kehrest bei mir ein;  
nur ein Wort aus deinem Mund,  
und die Seele ist gesund.*

6

*Komm, o Jesu, komm geschwind,  
mache mich zu Gottes Kind!  
Meine Seel' bewahre dir;  
ewig, ewig bleib' bei mir!*

7

*Hoffend harr' ich in Geduld,  
du wirst noch nach deiner Huld  
auch in meiner Todespein  
einst, o Jesu, bei mir sein.<sup>12</sup>*

## DENKANSTÖSSE

*Vergleichen Sie das Lied mit dem Gedicht. Wo liegen die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten?*

*Welche Zeitwörter und Adjektive tauchen in beiden Werken auf? Was bedeuten die verbalen Unterschiede?*

*Wovon zeugen die fehlenden Strophen?*

---

<sup>12</sup> Globisch / Waloszek (1997: Nr. 93).

(z. B.: im Lied wird das Verlangen der Seele nach der Vereinigung mit Jesus deutlicher ausgedrückt als im Gedicht; jenes Verlangen wird im Lied sogar zweimal mit dem Verb „sich sehnen“ zum Ausdruck gebracht, während dieses Zeitwort im Gedicht überhaupt nicht vorkommt. Ein anderer verbaler Unterschied ist das dreimal im Gedicht auftauchende Adjektiv „süß“, das im Lied nicht zu finden ist; dieser Umstand macht das Lied ein wenig moderner als das Gedicht; usw.)

## 5. Das Lied und seine polnische Übersetzung

*Jesu, Jesu, komm zu mir,  
o wie sehn' ich mich nach dir!  
Meiner Seele bester Freund,  
wann werd' ich mit dir vereint?*

*Tausendmal begehrt' ich dein,  
leben ohne dich ist Pein;  
tausendmal seufzt' ich zu dir:  
o Herr Jesu, komm zu mir!*

*Keine Lust ist in der Welt,  
die mein Herz zufriedienstellt;  
deine Liebe, Herr, allein  
kann mein ganzes Herz erfreu'n!*

*Darum sehn' ich mich nach dir;  
eile, Jesus, komm zu mir!  
Nimm mein ganzes Herz für dich  
und besitz' es ewiglich.*

*Doch, o Herr, ich bin nicht rein,  
daß du kehrest bei mir ein;  
nur ein Wort aus deinem Mund,  
und die Seele ist gesund.*

*Komm, o Jesu, komm geschwind,  
mache mich zu Gottes Kind!*

*Jezu, Jezu, do mnie przyjdź,  
ach do serca mego wnijdź!  
Przyjacielu czystych dusz,  
niech się z Tobą złączę już.*

*Ku Tobie się serce rwie,  
żyć bez Ciebie, Panie, źle;  
pragnę, wzdycham, Jezu mój,  
w Tobie stodycz, życia zdrój.*

*Żadna rozkosz w życiu tym  
nie ma miejsca w sercu mym;  
tylko miłość, Jezu, Twa  
błogi pokój sercu da.*

*Więc też w smutku spędzam dni,  
bo za Tobą tęskno mi.  
Weź me serce, posiądź je,  
niech na wieki będzie Twe.*

*Lecz niegodny sługa Twój,  
byś Majestat zniżył swój.  
Uzdrow słowem duszę mą,  
niech się zbudzi z grzechów snu.*

*Przyjdź, o Jezu, proszę Cię!  
Niech Twym dzieckiem stanę się.*

*Meine Seel' bewahre dir;  
ewig, ewig bleib' bei mir!*

*Chroń od złego duszę mą,  
niech na wieki będzie Twą.<sup>13</sup>*

*Hoffend harr' ich in Geduld,  
du wirst noch nach deiner Huld  
auch in meiner Todespein  
einst, o Jesu, bei mir sein.*

Im Wesentlichen entspricht die polnische Übersetzung des Liedes dem deutschen Original. Die in ihr vorhandenen Unterschiede stehen keinesfalls im Widerspruch zum Grundton und zur Hauptaussage des Originaltextes. Ins Polnische wurde das Lied durch den Jesuiten Piotr Kutyba übersetzt (vgl. Grzebień 1996: 350).

Die polnische Version des Liedes *Jesu, Jesu, komm zu mir – Jezu, Jezu, do mnie przyjdź* findet man in den in Schlesien herausgegebenen Choral- und Gesangbüchern von Gillar (Nr. 331; Anhang zum Choral- und Gesangbuch von Gillar aus dem Jahre 1904, Nr. 10), Th. Cieplik (Teil E, Nr. 208) und K. Hoppe (Nr. 242)<sup>14</sup> sowie in den bereits zitierten: *Weg zum Himmel – Droga do nieba* und in *Droga do nieba*. Im Gesangbuch von Jan Siedlecki, das in ganz Polen benutzt wird und wohl das am meisten verbreitete polnische Kirchengesangbuch überhaupt ist, gibt es sogar zwei Versionen von diesem Lied. Es befindet sich ebenfalls im durch die Wissenschaftliche Gesellschaft der Katholischen Universität in Lublin (Towarzystwo Naukowe KUL) herausgegebenen liturgischen Gesangbuch, das die Zustimmung der Polnischen Bischofskonferenz erhalten hat und damit als offizielles Gesangbuch der katholischen Kirche in Polen gilt. Außerdem ist dieses Lied in den auf regionaler Ebene gebrauchten Gesangbüchern abgedruckt, wie z. B. im Gesangbuch der Erzdiözese Kattowitz oder im Gesangbuch von Podlasie (Ostpolen).

Die Entstehungsgeschichte und die Rezeption des Liedes *Jesu, Jesu, komm zu mir – Jezu, Jezu, do mnie przyjdź* zeigen, dass dieses Kirchenlied ein Beispiel der Entwicklung des deutsch-polnischen Kulturgutes ist. Am behandelten Lied, das auf das Gedicht von Angelus Silesius zurückgeht, kann man sehen, wie das schlesische Kirchenlied Menschen verschiedener Nationalitäten und Kulturen

<sup>13</sup> Międzydiecezjalna Komisja ds. Liturgii, Duszpasterstwa Liturgicznego i Muzyki Kościelnej Diecezji Gliwickiej i Opolskiej (2008: Nr. 271). Fast derselbe Text ist auch im Gesangbuch des Erzbistums Kattowitz vorhanden: Reginek (2000: Nr. 230).

<sup>14</sup> Więclewska-Bach (1999: 272).

verbindet und zum Bestandteil des deutsch-polnischen kulturellen Gemeinguts wurde. Auch wenn es manchen pathetisch klingen mag, ist dieses Lied in mancher Hinsicht ein Ausdruck des Dienstes, den die heutige polnische Volksfrömmigkeit der deutschen Literatur erweist, denn dank jener Frömmigkeit „lebt“ sozusagen ein deutsches literarisches Werk weiter, und zwar ziemlich weit verbreitet.

### Literaturverzeichnis

- BÄUMKER, Wilhelm (1911): Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Bd. 4. Freiburg i. Br.
- BECK, Karl August (1878): Geschichte des katholischen Kirchenliedes von seinen ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. Köln.
- BECKER, Hansjakob u. a. (2003) [Hg.]: Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder. 2., durchgesehene Aufl. München.
- BEST, Otto F. (1998): Handbuch literarischer Fachbegriffe. Definitionen und Beispiele. Frankfurt am Main.
- FISCHER, Klaus (2001): Angelus Silesius: *Heilige Seelen-Lust*. Die Stellung der Gesangweisen im generalbassbegleiteten Kirchengesang des 17. Jahrhunderts. In: Kirchenmusikalisches Jahrbuch, hg. v. Günther Massenkeil. 84. Jahrgang – 2000. Köln, S. 69–100.
- GLOBISCH, Wolfgang / WALOSZEK, Joachim (1997) [Hg.]: Weg zum Himmel. Katholisches Gebet- und Gesangbuch – Droga do nieba. Katolicki Modlitewnik i Śpiewnik. Opole.
- GRZEBIEN, Ludwik [Bearb.] (1996): Kutyba Piotr ks. In: Encyklopedia wiedzy o jezuickich ziemiach Polski i Litwy 1564-1995. Kraków.
- KORTH, Hans-Otto (1996): Kirchenlied. In: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik begründet von Friedrich Blume, hg. v. Ludwig Finscher, Sachteil 5. 2. neubearbeitete Ausgabe. Kassel.
- KURZKE, Hermann (2006): Kirchenlied. II. Textgeschichtlich. In: KASPER, Walter [Hg.]: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 6, Sonderausgabe. Freiburg, Basel, Wien.
- MAURER, Reinhart (1973): Kultur. In: KRINGS, Hermann u. a. [Hg.]: Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Bd. 3. München, S. 823.

- MEID, Volker (1986a): Angelus Silesius. In: LUTZ, Bernd [Hg.]: Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart, S. 11f.
- MEID, Volker (1986b): Gerhardt, Paul. In: LUTZ, Bernd [Hg.]: Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart, S. 187.
- Międzydiecezjalna Komisja ds. Liturgii, Duszpasterstwa Liturgicznego i Muzyki Kościelnej Diecezji Gliwickiej i Opolskiej (2008) [Hg.]: Droga do nieba. Katolicki modlitewnik i śpiewnik. LVII erw. u. überab. Aufl. Opole.
- REGINEK, Antoni (2000) [Hg.]: Śpiewnik archidiecezji katowickiej. Katowice.
- SCHMIDT, Hans (1996): Kirchenlied. Katholisch. In: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik begründet von Friedrich Blume, hg. v. Ludwig Finscher, Sachteil 5. 2. neubearbeitete Ausgabe. Kassel.
- SILESIVS, Angelus (o. J.): Heilige Seelen-Lust oder Geistliche Hirten-Lieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. Erstes Buch – Nr. III.
- TARLINSKI, Piotr (2001): Das mehrsprachige Kirchenlied in Oberschlesien zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: MASSENKEIL, Günther [Hg.]: Kirchenmusikalisches Jahrbuch. 84. Jahrgang – 2000. Köln 2001, S. 122-128.
- WALTER, Rudolf (1995): Das schlesische katholische Kirchenlied in der Zeit der Gegenreformation. In: Oberschlesisches Jahrbuch. Bd. 11, S. 35-50.
- WIĘCLEWSKA-BACH, Anna (1999): Das polnische katholische Kirchenlied in oberschlesischen Gesangbüchern von 1823 bis 1922. Bonn.
- WORBS, Marcin (2013): Das schlesische Kirchenlied als Beitrag zur Entwicklung des deutsch-polnischen Kulturgutes. Anmerkungen zum Lied „Jesu, Jesu, komm zu mir“. In: LASATOWICZ, Maria Katarzyna / RUDOLPH, Andrea [Hg.]: Corpora und Canones. Schlesien und andere Räume in Sprache, Literatur und Wissenschaft. „Silesia. Schlesien im europäischen Bezugsfeld. Quellen und Forschungen“. Bd. 14. Berlin, S. 199–214.

## WEITERE DIDAKTISCHE ANREGUNGEN

Wenn man davon ausgeht, dass Kultur das alles ist, „was die Menschen aus sich und ihrer Welt machen und was sie dabei denken und sprechen“<sup>15</sup>, dann

<sup>15</sup> Maurer (1973: 823).

kann man konstatieren, dass sich die so weit verstandene Kultur in verschiedenen Bereichen entfaltet (z. B. in Kunst, Wissenschaft, Religion, Technik, Handwerk, Brauchtum, Sprache u. a.) und dass man viele unterschiedliche Werke des Menschen als Kulturwerke betrachten kann.

*Gibt es Ihrer Ansicht nach noch andere Kulturwerke, die man als „schlesisch“ bezeichnen könnte und die zur Entwicklung und Bewahrung des deutsch-polnischen Kulturgutes beitragen? Wenn ja, dann nennen Sie ein paar Beispiele und begründen Sie Ihre Meinung.*

*Inwiefern sind solche Werke für die Pflege der deutsch-polnischen Kontakte von Bedeutung?*